Peter Radt

Fetisch Wachstum

Der Autor

Peter Radt, geb. 1966, Studium der Philosophie, Politikwissenschaft und Pädagogik in Köln. 2003 Promotion zum Dr. phil. mit einer Dissertation über Hegels Staatsphilosophie. 1999 Träger des Freiburger Akademiepreises zur Förderung interdisziplinärer wissenschaftlicher Arbeiten (2. Preis bei der von der Katholischen Akademie Freiburg ausgeschriebenen Preisausgabe: »Der Beitrag der Philosophie zur praktischen Politik«). Lebt und arbeitet – *erwerbs*tätig als kleiner Angestellter, *berufs*tätig als freier Schriftsteller – in Köln.

Peter Radt

Fetisch Wachstum

Philosophisch-ökonomische Anmerkungen zur Logik des Kapitalismus

ISP•Köln

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.ddb.de abrufbar.
ISBN 978-3-89 900-135-8

ISP

Neuer ISP Verlag GmbH, Köln/Karlsruhe
Belfortstraße 7, D-76133 Karlsruhe
e-mail: Neuer.ISP.Verlag@t-online.de
Internet: www.neuerispverlag.de

Der Neue ISP Verlag ist Mitglied der assoziation Linker Verlage (aLiVe).

Deutsche Erstausgabe, September 2010
© für die deutschsprachige Ausgabe: Neuer ISP Verlag GmbH und Autor
Satz: GNN-Stuttgart
Umschlaggestaltung: Druckcooperative, Karlsruhe
Gesamtherstellung: Prisma Verlagsdruckerei, Saarbrücken
Printed in Germany
Alle Rechte vorbehalten. Jede Form der Verwertung ohne Zustimmung des Verlages ist unzulässig.

1 2 3 4 5 – 10 11 12 13 14

Inhalt

I. Worum geht es? ... 7

II. Zur Logik des Wirtschaftswachstums im allgemeinen ... 11
1. Das Problem ... 11
2. Die Wachstumslogik als Lebensmodell ... 13
2.1. Die äußere Grenze ... 14
2.2. Die innere Grenze ... 15
2.2.1. Was heißt »Wirtschaften«? ... 15
2.2.2. Die Sinnfrage ... 17
2.2.3. Der verkehrte Sinn ... 23
3. Die alternative Logik ... 32
3.1. Arbeit und Praxis ... 32
3.2. Einwände ... 40
4. Fazit ... 50

III. Zur Logik des Wirtschaftswachstums im besonderen ... 53
1. Das Problem ... 53
2. Die Wachstumslogik als ökonomisches Modell ... 55
2.1. Das Fundament der Wachstumslogik ... 56
2.1.1. Die Warenlogik ... 56
2.1.2. Die Kapitallogik ... 63
2.2. Ursprung und Funktionsweise der Wachstumslogik ... 73
2.2.1. Konkurrenz und Akkumulation ... 73
2.2.2. Die Krise als Konsequenz ... 79
2.2.2.1. Die konjunkturelle Krise ... 79
2.2.2.2. Die strukturelle Krise ... 91
3. Die alternative Logik ... 116
3.1. Bedürfnis- contra Profitlogik ... 116
3.2. Systemfragen ... 128
4. Fazit ... 135

IV. Der Wachstumsfetisch ... 138
1. Die verzauberte Welt ... 138
2. Die Entzauberung ... 148

Literaturverzeichnis ... 152

Es besteht keine Notwendigkeit,
unter einer Notwendigkeit zu leben.
(Epikur)[1]

I. Worum geht es?

Die Theorie, die im vorliegenden Büchlein entfaltet werden soll, hat das Paradoxe an sich, dass sie in gewisser Weise nichts Neues enthält und doch zugleich gerade das ist, was heute Not tut. Diese Paradoxie löst sich auf, sobald man den Zeitfaktor, d. h. hier das historische Schicksal von Theorien bedenkt. Diese können nämlich durch die Zeitläufte in Vergessenheit geraten, ohne ihr heuristisches Potential eingebüßt zu haben; solcherart sind sie dann eine Zeitlang dem Zeitgeist unterlegen, obwohl sie durchaus noch geeignet sein können, das, was an der Zeit ist, zu erfassen. Genau das ist das Schicksal, welches der – ehedem prominenten – Kritik des Kapitalismus widerfahren ist. Spätestens seit dem Untergang der postkapitalistischen Gesellschaften des Ostens und dem totalitären Siegeszug des (Neo-) Liberalismus kann in der öffentlichen Diskussion von Kapitalismuskritik, die diesen Namen auch wirklich verdient, keine Rede mehr sein.[2] Doch es wäre ein verhängnisvoller Trugschluss, von dem – vorübergehenden – Verschwinden dieser Kritik auf die theoretische Antiquiertheit derselben zu schließen. Das Gegenteil ist der Fall: Diese Kritik ist nicht nur nicht antiquiert, sondern angesichts der Permanenz der (Wirtschafts-) Krise von besonderer Aktualität, ja geradezu ein Desiderat unserer Zeit. Wenn es nun grundsätzlich die Absicht des vorliegenden Büchleins ist, diese Kritik der Vergessenheit zu entreißen und wieder in das Bewusstsein zu bringen, so steht es dann eben in jener paradoxen Konstellation, von der eingangs die Rede war. Um gleich hier etwaigen Missverständnissen vorzubeugen, aufgrund deren man versucht sein könnte, dieses Büchlein doch allzu schnell beiseite zu legen, sei eigens darauf hingewiesen, dass die Rede vom Paradoxon selbstverständlich impliziert, dass die Erkenntnisse, welche im folgenden Gegenstand der Darstellung sein werden, lediglich an sich selbst nicht neu sind; für uns heute dagegen sind sie es sehr wohl. Sonst wären sie ja auch kein Desiderat. Doch sind sie das überhaupt? Ist nicht die auf Marx zurückgehende kritische Theorie der Gesellschaft – und

1 Epikur: *Philosophie der Freude,* Eine Auswahl aus seinen Schriften übersetzt, erläutert und eingeleitet von J. Mewaldt, Stuttgart 1973, S. 67.

2 Schon hier der – später auszuführende – Hinweis: Echte *Kapitalismus*-Kritik darf selbstverständlich nicht verwechselt werden mit der in letzter Zeit in Mode gekommenen *Kapitalisten*-Kritik!

keine echte Kapitalismuskritik kommt an Marx vorbei – zu Recht in der Versenkung verschwunden, denn schließlich ist sie doch durch den Untergang des »Sozialismus« gewissermaßen praktisch widerlegt worden? Abgesehen davon, dass in diesem Einwand die bürokratischen Systeme nach dem Muster der UdSSR mit dem Sozialismus verwechselt werden, wäre die Marx'sche Theorie nur dann durch den Untergang dieser Systeme historisch überholt, wenn mit diesen Regimen auch der Kapitalismus selbst verschwunden wäre. Solange dieser jedoch existiert, bleibt auch sein kritisches Pendant aktuell.[3]

Dass nun in der Darstellung der Kapitalismuskritik ökonomische Argumente eine zentrale Rolle spielen, bedarf wohl keiner weiteren Erläuterung. Doch was hat diese Kritik eigentlich mit Philosophie zu tun, wie es der Untertitel dieses Büchleins behauptet? Die gestrenge Schulphilosophie dürfte sogleich einen Etikettenschwindel wittern. Dazu hier nur so viel: Handelt es sich bei der Kritik tatsächlich um eine prinzipielle Kritik, handelt es sich bei ihr also nicht bloß um eine Kritik *am* Kapitalismus, sondern um eine Kritik *des* Kapitalismus, dann bleibt sie offensichtlich nicht positivistisch beim Gegebenen als solchem stehen und beschränkt sich auf seine bloße Beschreibung. Wird der Kapitalismus selbst zur Debatte gestellt, dann setzt das einen Blickwinkel voraus, aus dem das Gegebene den Charakter bloßer Gegebenheit abstreift und wesentlich als ein *Gemachtes* sichtbar wird, also als ein historisches Sein, welches als solches prinzipiell das Andersseinkönnen einschließt, denn erst durch den Aufweis dieses Möglichkeitsgehalts der sozialen Wirklichkeit erhält die Kritik die notwendige ontologische Fundierung ihrer eigenen, alternativen Position. Dass Gegebene zeigt sich aber nur als ein Gemachtes, wenn man die gesellschaftliche Totalität in den Blick nimmt und so die einzelnen Phänomene als Momente des sozialen Handlungszusammenhangs, als Produkte der sozialen Praxis durchschaut. Doch was ist dieser Blick auf das Ganze anderes als die der Philosophie eigene Perspektive, als der genuin philosophische Zugang zur Wirklichkeit? Die Philosophie ist so ein unerlässliches Moment der kritischen Theorie selbst.[4]

3 Mann könnte genau genommen sogar noch weiter gehen: Gerade durch das Verschwinden der bürokratischen Systeme und ihrer Verkehrung des Marxismus in pure Herrschaftsideologie besteht heute die Chance, den Blick wieder freizumachen auf seine authentische Gestalt! In diesem Zusammenhang sei an das Diktum Ernst Blochs erinnert, das dieser gemünzt hat auf die den Marxismus diskreditierende Wirkung der Propaganda Stalins und seiner Nachfolger: »Der Marxismus freilich leidet … überhaupt nicht so sehr an seinen Feinden wie an seinen angeblichen Freunden«, Bloch, E.: *Über Karl Marx,* 5. Aufl., Frankfurt a. M. 1980, S. 165f.

4 Vgl. dazu Böhme, G.: *Weltweisheit – Lebensform – Wissenschaft,* Frankfurt a. M. 1994,

Darüber hinaus kommt der Philosophie im vorliegenden Zusammenhang auch noch eine didaktische Funktion zu. Schließlich ist es angesichts des immer noch vom (Wirtschafts-) Liberalismus geprägten politischen Klimas nicht sehr sinnvoll, geradezu von der Kritik des Kapitalismus zu sprechen; würde diese Kritik unmittelbar erfolgen, so wäre nämlich bei der großen Mehrheit der Bevölkerung der – erfolgreich eingeübte – antimarxistische Reflex fast unvermeidlich. Daher wird es nötig sein, überhaupt erst einmal einen allgemein nachvollziehbaren Zugang zur gegenwärtigen Ökonomie zu finden und dabei ein erstes und grundsätzliches Problembewusstsein zu schaffen, welches den Sinn öffnet für die nachfolgende Kritik. Genau dies ist durch philosophische Überlegungen möglich, die im Sinne des »Weltbegriffs« der Philosophie gerade von dem handeln, »was jedermann notwendig interessiert«[5]. Derart kann der vorliegende Text durchaus als *Einführung* in die Kapitalismuskritik gelesen werden, und zwar als Einführung in dem genannten *doppelten* Sinne, dass eben nicht nur in die Kritik im engeren Sinne, also die eigentliche Kritik der kapitalistischen Ökonomie, sondern zunächst in diese Einführung selbst eingeführt wird, indem vorab – ausgehend vom herrschenden Selbstverständnis unserer Gesellschaft – die Voraussetzungen und Motive der Kapitalismuskritik dargelegt werden, um auf diese Weise allererst ihre grundsätzliche Berechtigung aufzuzeigen und dadurch zu einer Auseinandersetzung mit ihr anzuregen. Es handelt sich im folgenden demnach weder um eine rein philosophische Kritik des Kapitalismus (als einer bestimmten Lebensweise) noch um eine rein ökonomische Kritik des Kapitalismus (als eines bestimmten Wirtschaftssystems), sondern um eine Kritik, in der beide Momente zusammengehören, da sie aufeinander zur wechselseitigen Erhellung und Konkretisierung angewiesen sind.

Wovon genau wird denn nun im einzelnen gesprochen? Es wird von der »Wirtschaft« die Rede sein. Dabei wird ihre Erörterung ansetzen an der *Selbstverständlichkeit*, mit der alle Welt von der Notwendigkeit des *Wachstums* spricht – nicht nur, aber erst recht angesichts der Krise. Die vorherrschende ökonomische Optik kann nachgerade in der Zauberformel vom »Wirtschaftswachstum« zusammengefasst werden. Diese Formel erscheint als Ausdruck allgemeiner wirtschaftlicher Notwendigkeiten, sie erscheint als Ausdruck objektiver ökonomischer Sachzwänge. Doch ist sie das tatsächlich?

S. 28, 340ff., ebenso Marcuse, H.: *Ideen zu einer kritischen Theorie der Gesellschaft,* 4. Aufl., Frankfurt a. M. 1970, S. 7ff.

5 Vgl. Kant, I.: Kritik der reinen Vernunft, B 867, in: ders.: *Werkausgabe* in zwölf Bänden, Bd. 3/4, herausgegeben von W. Weischedel, 2. Aufl., Frankfurt a. M. 1996, S. 701.

Entgegen dieser herrschenden Perspektive wird nun die folgende Darstellung im Horizont der Frage stehen, ob nicht die Logik unserer Wirtschaftsweise eine *spezifische* Logik ist. Sollte sich ergeben, dass die Wachstumslogik eben nicht an sich und generell gilt, sondern nur unter ganz bestimmten Bedingungen, dann können endlich auch diese Bedingungen selbst thematisiert werden. In diesem Sinne wird daher in einem ersten Schritt ganz grundsätzlich und allgemein auf die Logik des Wirtschaftswachstums reflektiert; dabei wird dann notwendigerweise die rein ökonomische Sphäre überschritten, so dass hier, ganz kurz gesagt, auch die anthropologische und ethische Dimension dieser Logik erörtert werden. Darauf wird in einem zweiten Schritt diese Logik in den Kontext der kapitalistischen Wirtschaftsordnung gestellt und dadurch sowohl ihr tatsächlicher geschichtlich-sozialer Ursprung als auch ihre reale Gestalt und konkrete Wirkungsweise dargelegt. Sollte sich die Wachstumslogik bei den vorangegangenen Schritten als problematisch erwiesen haben, so muss abschließend in einem dritten Schritt nach den Gründen gefragt werden, warum sie trotzdem so weithin akzeptiert wird. Diese Gründe müssen etwas zu tun haben mit der Art und Weise, in der ihre tatsächliche Gestalt erscheint.

Zum Schluss seien noch zwei Hinweise in eigener Sache gestattet: Der größte Teil des folgenden Textes (dessen Abschluss sich dann etwas verzögert hat) wurde in der Phase geschrieben, in der der Neoliberalismus seine Hochzeit hatte, also noch bevor er so spektakulär in die Krise geraten ist. Das ändert aber nichts an der Aktualität einer Kritik, die schon seine Hochphase unter der Rubrik der Krise behandelt hat und die außerdem aufgrund ihres *prinzipiellen* Anliegens sowieso weniger von tagespolitischen Schwankungen abhängig ist und sich im Gegenteil gerade angesichts dieser Schwankungen zu bewähren hat. Darüber hinaus sei schließlich noch darauf hingewiesen, dass die Fußnoten des Textes zugegebenermaßen gelegentlich etwas länger geraten sind; selbstverständlich kann jedoch derjenige, der an diesen ergänzenden und teilweise weiterführenden Gedanken kein Interesse hat, diese bei der Lektüre ohne Schaden für das Verständnis des Hauptgedankens links liegen lassen (auch wenn ihm dann die eine oder andere Perle entgeht).

II. Zur Logik des Wirtschaftswachstums im allgemeinen

1. Das Problem

»Wirklich, ich lebe in finsteren Zeiten!«[6] So könnte wohl – etwas zugespitzt – eine Betrachtung der gegenwärtigen ökonomischen Situation beginnen. Ihr charakteristisches Symptom ist ja bekanntlich über die ganzen Jahre hinweg vor allem die hohe Arbeitslosigkeit samt allen damit zusammenhängenden Problemen, garniert von periodisch auftretenden Finanzmarktkrisen. Worin wird nun allgemein das Heilmittel gesehen, um diese Krise zu überwinden? Im *Wirtschaftswachstum*. Entsprechend komme es grundsätzlich darauf an, die Bedingungen für die Unternehmen zu verbessern, so dass diese im internationalen Wettbewerb konkurrenzfähig werden (oder bleiben) und sich am Markt behaupten können (Stichwort: Wirtschaftsstandort Deutschland). Die Verbesserung der Bedingungen wiederum bestehe wesentlich in einer Kostensenkung der Unternehmen und der Förderung wissenschaftlich-technischer Innovationen, denn auf diese Weise werde gewährleistet, dass auch weiterhin kostengünstige und immer neue Produkte angeboten werden können, die als solche auf dem Markt eben auch ihre Käufer finden. Können die Unternehmen ihre Produkte verkaufen und ihre Umsätze steigern, dann entstehen auch genug Anreize, um wieder zu investieren und dadurch neue Arbeitsplätze zu schaffen. Daher entspreche es der ökonomischen Rationalität, eine moderate Lohnpolitik zu betreiben, nötigenfalls die Arbeitszeiten ohne Lohnausgleich etwas zu verlängern, die Unternehmenssteuern herabzusetzen, die kontraproduktive Tätigkeit der Gewerkschaften einzudämmen, Elite-Universitäten zu fördern und gleichzeitig die Ausgaben für staatliche Sozialleistungen zu kürzen, um derart die öffentlichen Kassen zu entlasten und den Bedürftigen einen Anreiz zur Wiedereingliederung in den Arbeitsprozess und damit zu mehr Eigenverantwortung zu geben. Orientiere man dadurch das wirtschaftliche Handeln grundsätzlich am Prinzip des Marktes, dann seien letztlich ökonomischer Fortschritt und damit Wohlstand für alle (zumindest für alle Leistungswilligen) unvermeidbar! Und das nicht nur im nationalen Maßstab, sondern global. Gerade die weltweite Ausbreitung und Durchsetzung dieser

6 B. Brecht: An die Nachgeborenen, in: ders.: *Werke* (Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe), hrsg. von W. Hecht u. a., Bd. 12, Berlin/Weimar/Frankfurt a. M. 1988, S. 85.

grundlegenden ökonomischen und sozialen Einsichten sei ja die historische Chance, die der Zusammenbruch des »Sozialismus« in Osteuropa und der Sowjetunion eröffnet hat (Stichwort: Globalisierung). In diesem Sinne heißt es in der »National Security Strategy« der USA vom September 2002: »Die großen Kämpfe des 20. Jahrhundert zwischen Freiheit und Totalitarismus haben mit dem entscheidenden Sieg der Kräfte der Freiheit geendet – und einem einzigen nachhaltigen Modell für nationalen Erfolg: Freiheit, Demokratie und freies Unternehmertum«.[7] Wird auch ansonsten im Ökonomischen die belebende Wirkung der Konkurrenz immer wieder betont, so steht doch in der Öffentlichkeit (nicht nur) des Westens dieses Modell als Leitdoktrin fast völlig konkurrenzlos da.[8] Das liberale Wirtschaftsmodell hat sich eben als – scheinbar – adäquater Ausdruck der ökonomischen Notwendigkeiten etabliert. An dieser Stelle muss jedoch eine Frage gestellt werden, die ob der ganzen Harmonie aus dem Blick geraten ist: Sind diese ökonomischen Notwendigkeiten in der Tat notwendig?

Bei dieser Frage geht es nicht um die Kontroverse zwischen Keynesianismus und Monetarismus, denn beide Positionen anerkennen in ihrem Antagonismus dieselben ökonomischen Notwendigkeiten;[9] doch gerade diese Notwendigkeiten selbst sollen im folgenden auf den Prüfstand gestellt werden. Die Frage lautet denn also: Stimmt das wirtschaftsliberale Credo, dass es zur Lösung der Probleme vor allem auf *Wirtschaftswachstum* ankommt, stimmt es tatsächlich, dass ständiges Wachstum für Wohlstand und soziale Zufriedenheit überhaupt unverzichtbar ist? Bei allen zur Schau gestellten Differenzen, die die politische Diskussion strukturieren, gilt doch dieses Credo als selbstverständliche Grundannahme; bei aller Kontroverse werden die liberalen Parameter selbst nicht in Frage gestellt. Doch gerade dieser Umgang mit dem genannten Credo birgt ein spezifisches Problem: »Bei allem ›Selbstverständlichen‹ wird auf das Verstehen einfach verzichtet«.[10] Es ist nämlich die mystifizierende Eigenschaft des Selbstverständlichen, dass es

7 Zit. nach J. Dülffer: Wir werden den Frieden ausbreiten, in: *Kölner Universitäts-Journal* 1-2003, S. 44.

8 Vgl. Chossudovsky, M.: *Global Brutal,* Frankfurt a. M. 2002, S. 32, 310. – So galten eine Zeitlang auch nur die als wirkliche »Reformer«, die die Liberalisierung konsequent forciert haben!

9 Dazu E. Mandel: »Beide haben teilweise recht, das heißt beide haben insgesamt unrecht« (Mandel, E.: Karl Marx und die Krise des Kapitalismus heute, in: *Die Internationale*, Nr. 19 [1983], S. 11).

10 Brecht, B.: Vergnügungstheater oder Lehrtheater?, in: ders.: *Werke* (Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe), hrsg. von W. Hecht u. a., Bd. 22 (Teil 1), Berlin/Weimar/Frankfurt a. M. 1993, S. 109.

den Schein des Immer-schon-Verstandenen erweckt und sich gerade dadurch der Thematisierung entzieht.[11] Wieso sollte man etwas zum Gegenstand des Nachdenkens machen, wenn es doch sowieso völlig klar scheint? Doch gerade darin liegt das Problem: Die Klarheit ist eben bloß der Schein, in dem die Sache selbst sich verbirgt. Nun gibt es glücklicherweise – oder unglücklicherweise, je nachdem – eine Disziplin, welche geradezu als Wissenschaft des Selbstverständlichen bezeichnet werden kann, eine Disziplin, welcher gerade das Fraglose als das Fragwürdige erscheint: die Philosophie. Solcherart führt nun der philosophische Blick auf das liberale Credo zu der Frage: Was hat es mit der Wachstumslogik eigentlich auf sich? Dass *diese* Frage heute nicht gestellt wird, ist der eigentliche Hauptmangel der gegenwärtigen Diskussionen und der Grund für ihre – nur mühsam kaschierte – Aporie. Dieser Frage sollte man also einmal genauer nachgehen.

2. Die Wachstumslogik als Lebensmodell

Wenn man die Logik des Wirtschaftswachstums in den Blick nimmt und einmal wirklich danach fragt, was denn diese Logik tatsächlich bedeutet, dann zeigen sich im Grunde zwei Aspekte, die zwar innerlich miteinander verbunden sind, analytisch aber doch unterschieden werden müssen: zum einen nämlich eine aktuelle Krisenanalyse, in der offensichtlich die Ursache der Krise letztlich darin gesehen wird, dass zu wenig Güter produziert und konsumiert werden, so dass es daher zu ihrer Überwindung notwendig ist, wieder mehr Güter zu produzieren. Dieser Aspekt wird im nächsten Kapitel behandelt. Zum anderen aber impliziert die Wachstumslogik – gerade wenn sie auch als *allgemeine* Notwendigkeit erscheint – über diese konjunkturpolitische Bedeutung hinaus auch noch ein bestimmtes Menschenbild und eine entsprechende Vorstellung davon, wie es sich gut leben lässt. Daher wird im folgenden diese Logik zunächst einmal im Hinblick auf den Lebensentwurf, der in ihr steckt, hinterfragt.

Doch welches Menschenbild steht denn nun auf dem Grund dieser Logik? Dass die Wachstumslogik und der ihr entsprechende Mehrungsprozess überhaupt keinen Sinn machten, wenn man davon ausginge, die Menschen wären von Natur aus selbstgenügsame Asketen, dürfte wohl auf der Hand liegen. Ganz offensichtlich enthält die Wachstumslogik vielmehr die Annahme – ob sich ihre Vertreter dessen bewusst sind oder nicht –,[12] dass die Menschen im

11 Vgl. Blumenberg, H.: *Wirklichkeiten, in denen wir leben,* Stuttgart 1999, S. 23.

12 Der Ahnherr dieser Optik, Adam Smith, war sich jedenfalls dieser Implikationen noch

Gegenteil von Haus aus den Drang und das Verlangen haben, immer mehr zu erwerben, und dass die Menschen eben deshalb auch nur unter der Bedingung beständigen Wirtschaftswachstums gut leben können. In diesem Konzept steht damit das Wirtschaften im Zentrum menschlicher Tätigkeit, der Mensch selbst wird wesentlich als *homo oeconomicus* gesehen, also als ein Wesen, dem es vor allem um materielle Güter, um materiellen Reichtum geht. In dieser Bestimmung fallen die anthropologische und die gesellschaftliche Dimension zusammen und bilden ein System wechselseitiger Abhängigkeit. Auf der einen Seite brauchen die Menschen als Konsumenten zu ihrem Glück eine wachsende Wirtschaft, um ihre unersättlichen materiellen Bedürfnisse befriedigen zu können; auf der anderen Seite wiederum braucht eine auf Wachstum programmierte Wirtschaft ihrerseits auch Menschen, die immer mehr haben wollen und so das ständige Mehr an Gütern auch konsumieren. Es handelt sich hier – mit anderen Worten – um ein zirkuläres Bedingungsverhältnis, in dem die Wirtschaft ebenso einen bestimmten anthropologischen Typus voraussetzt, wie sie selbst auch von diesem vorausgesetzt wird. Die gesellschaftliche Totalität zeigt sich so als ein harmonisch von der Subjekt- und der Objektseite her konstituierter Wachstumsprozess. An dieser Stelle stellt sich jetzt allerdings die Frage, ob denn dieser Prozess tatsächlich so unproblematisch ist, wie er auf den ersten Blick erscheint, ob also die Wachstumslogik nicht doch unvermeidlich an *Grenzen* stößt, welche die Logik insgesamt in ihrer praktischen Brauchbarkeit in Frage stellen.

2.1. Die äußere Grenze

Zunächst einmal zeigt sich selbst einem flüchtigen Blick sofort eine *äußere* Grenze dieser Logik. Diese äußere Grenze wird durch die ökologische Problematik markiert; unendliches Wachstum ist nun einmal auf einem endlichen Planeten schlechterdings unmöglich. Dieser Einwand ist zwar nicht neu und genau genommen banal, aber gerade wegen seiner Banalität enthält er die schärfste Kritik, indem er nicht auf den einen oder anderen partiellen Mangel, sondern auf ein fundamentales Defizit der Wachstumslogik aufmerksam macht. Schließlich zieht gerade ein Verstoß gegen banale Wahrheiten jeder

voll bewusst, ist doch bei ihm im Grunde der Mensch von Natur aus ein Kaufmann und damit die Marktwirtschaftsgesellschaft und ihre Dynamik in gewisser Weise die Aktualisierung der Natur des Menschen, A. Smith: *Der Wohlstand der Nationen* (1776), 10. Aufl., München 2003, S. 16f. [Erstes Buch, Kapitel 2], S. 23 [Erstes Buch, Kapitel 4], S. 282f. [Zweites Buch, Kapitel 3]; vgl. dazu kurz und knapp: Kramm, L.: Politische Ökonomie, in: Mickel, W. (Hg.): Handlexikon zur Politikwissenschaft, Bonn 1986, S. 395f.

Theorie von vornherein den Boden unter den Füßen weg. So mag zur Illustration der Wachstumsgrenzen an dieser Stelle der allgemein bekannte Hinweis genügen, dass z. B. die Übertragung des gegenwärtigen US-amerikanischen Wirtschaftsmodells und der entsprechenden Konsumgewohnheiten auf die heute rückständigen Teile der Welt ökologisch schlicht und ergreifend schon eine Katastrophe wäre.[13] Sollte allein das Wissen um diese äußere Grenze schon Grund genug sein, die Idee des unaufhörlichen Wirtschaftswachstums einmal zu überdenken, so gibt es nun darüber hinaus auch noch eine *innere* Grenze dieser Logik. Diese Grenze wird hier als innere Grenze bezeichnet, weil sie dem Menschen und seinem Wollen nicht von außen entgegentritt, wie dies in gewisser Weise bei der ökologischen Problematik der Fall war, sondern weil sie sich aus der Verfassung des Menschen selbst ergibt. Sie zeigt sich, wenn abermals eine Frage gestellt wird, die heute aus dem Blickfeld verschwunden ist: Worum geht es überhaupt im Wirtschaften? Oder anders: Was ist eigentlich der Sinn des Wirtschaftens?

2.2. Die innere Grenze

2.2.1. Was heißt »Wirtschaften«?

Der Mensch ist keine hermetisch in sich abgeschlossene Monade; vielmehr ist er als Lebewesen ein gegenständliches Wesen, das als solches der praktischen Vermittlung mit seiner natürlichen Umwelt bedarf, was zunächst nichts anderes als die einfache Tatsache meint, dass der Mensch zu seinem Leben äußere Mittel braucht. Da diese Lebensmittel (im weiteren Sinne, also nicht nur Nahrung, sondern auch Kleidung, Wohnung usw.) für den Menschen nach Lage der Dinge nicht auf den Bäumen wachsen, muss er sich in besonderer

13 Vgl. z. B. *Le Monde diplomatique* (Hg.): Atlas der Globalisierung, Berlin 2003, S. 20f. et al. und Altvater, E.: *Das Ende des Kapitalismus, wie wir ihn kennen,* 3. Aufl., Münster 2006, S. 141ff., S. 182f. – Zur Diskussion dieser äußeren Wachstumsgrenze, die in den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts durch zwei Studien des Club of Rome angeregt wurde, vgl. z. B. Fetscher, I.: *Überlebensbedingungen der Menschheit,* 2. Aufl., München 1985. – Wie es heute aussieht, hat sich die von Fetscher ausgesprochene Befürchtung wohl bewahrheitet – zumindest im Blick auf die ungebrochene Magie der Losung vom Wachstum: »… die beiden Studien des Club of Rome haben doch wenigstens zur Weckung des Bewusstseins dafür beigetragen, dass die auf unbegrenztes quantitatives Wachstum angelegte industrielle Zivilisation in absehbarer Zeit auf unüberwindbare Schranken stoßen wird. In einer schnellebigen Zeit, in der Moden rasch einander ablösen und selbst ernsthafte Fragen allzuleicht nur als die Alltagsmonotonie angenehm unterbrechende Reize konsumiert werden, besteht die Gefahr, dass Warnungen wie die des Club of Rome rasch als trivial und daher uninteressant wieder verdrängt werden, statt Anstoß zu einer weiterführenden selbstkritischen Reflexion der blinden Träger und Diener der industriezivilisatorischen Dynamik zu werden« (S. 58).

Weise anstrengen, um diese Mittel zu bekommen, er muss sozusagen – biblisch gesprochen – sein Brot im Schweiße seines Angesichts essen. Kurz und gut: Der Mensch muss seine Lebensmittel produzieren, er muss – in diesem spezifischen Sinne – *arbeiten*. Unter Wirtschaft versteht man nun zunächst und grundsätzlich den Inbegriff all jener gesellschaftlichen Tätigkeiten, die es mit der Produktion und Verteilung der Güter zu tun haben, deren der Mensch zur Befriedigung seiner materiellen Bedürfnisse bedarf. Weit davon entfernt, etwas Nebensächliches zu sein, handelt es sich bei der Wirtschaftstätigkeit offensichtlich um die fundamentale Praxis des Menschen.

Dabei ist dieser Wirtschaftsprozess qualitativ verschieden von dem bloß tierischen Selbsterhaltungsprozess. Das Tier ist zwar auch tätig, um sich am Leben zu erhalten; allerdings passt es sich dabei lediglich der Natur an und konsumiert im allgemeinen nur das, was es in der Natur unmittelbar vorfindet, während der Mensch eben seine Lebensmittel *produziert*: »Indem die Menschen ihre Lebensmittel produzieren, produzieren sie indirekt ihr materielles Leben selbst.«[14] Der Mensch ist somit nicht nur in dem Sinne ein gegenständliches Wesen, dass er außer ihm existierender Gegenstände bedarf, sondern selbst auch in seiner Arbeit gegenständlich wirkt, also die natürliche Umwelt seinen eigenen Bedürfnissen entsprechend verändert und sich derart eine eigene objektive Realität schafft, wodurch gewissermaßen die Kultur – im weitesten Sinne – zur Natur des Menschen wird.[15] Hierin kommt der eigentümliche Charakter der spezifisch menschlichen Arbeit, nämlich zwecksetzende Tätigkeit zu sein, zum Vorschein. Der Mensch als selbstbewusstes Wesen verändert eben nicht nur das Natürliche; »er verwirklicht im Natürlichen zugleich seinen Zweck«.[16] Dies wiederum vermag

14 K. Marx/F. Engels: *Die deutsche Ideologie* (1845/46), in: Marx-Engels-Werke (MEW), Bd. 3, 9. Aufl., Berlin 1990, S. 21. – Daher die historische Bedeutung der neolithischen Revolution, also der Erfindung von Ackerbau und Viehzucht, da sie den Übergang von passiven – gleichsam tierischen – Versorgungsmethoden (Sammeln und Jagen) zu aktiven Methoden der Nahrungsmittel*erzeugung* darstellt, vgl. Mandel, E.: *Marxistische Wirtschaftstheorie,* Bd. 1, 5. Aufl., Frankfurt a. M. 1978, S. 27f., s. a. S. 19f.

15 Durch die Produktion des Menschen »erscheint die Natur als sein Werk und seine Wirklichkeit«, Marx, K.: Ökonomisch-philosophische Manuskripte (1844), in: Marx-Engels-Werke (MEW), Bd. 40, 2. Aufl., Berlin 1990, S. 517. Zum Begriff des gegenständlichen Wesens vgl. ebd., S. 577ff., Marcuse (wie Anm. 4), S. 18ff. und Kosík, K.: *Die Dialektik des Konkreten,* Frankfurt a. M. 1986, S. 116. – Daher folgt die Entwicklung des Menschen und seiner Gesellschaft, also die Geschichte, auch nicht mehr der Logik der Natur, sondern einer eigenen, spezifisch gesellschaftlichen Logik, vgl. F. Fiedler u. a.: *Dialektischer und historischer Materialismus,* 4. Aufl., Berlin 1974, S. 337f.

16 Marx, K.: *Das Kapital,* Bd. 1, in: Marx-Engels-Werke (MEW), Bd. 23, 19. Aufl., Berlin 1998, S. 193.

der Mensch aber nur zu leisten, sofern er über entsprechende Mittel verfügt, mit denen er auch zweckmäßig auf die Natur einwirken kann. Daher ist es sachlich durchaus zutreffend, wenn man historisch die Anfänge der Arbeit in der Herstellung von Werkzeugen erblickt.[17] Mit der Entwicklung neuer und besserer Werkzeuge steigert der Mensch schließlich die Produktivkraft seiner Arbeit und verbessert durch die dadurch möglich gewordene Vermehrung des materiellen Reichtums seine Lebensverhältnisse. Dabei ist diese Steigerung der Produktivität und des Produktionsumfangs ein Prozess, in dem der Mensch nicht nur seine objektiven Existenzbedingungen, sondern zugleich auch sich selbst verändert: Er entwickelt sowohl neue und verfeinerte Bedürfnisse als auch neue Erkenntnisse und Fertigkeiten. Sowohl Wirtschaft als auch Wirtschaftswachstum sind also in ihrer basalen Funktion für das Leben des Menschen unbestritten. Nichtsdestotrotz weist der zwecksetzende Charakter der Arbeit selbst darauf hin, dass es für den Menschen noch mehr gibt, dass sich also seine Tätigkeit nicht im Arbeiten erschöpft.

2.2.2. Die Sinnfrage

Da der Mensch schon zu Beginn einer jeden Tätigkeit eine Vorstellung von dem Resultat derselben hat und diese Tätigkeit gerade um der Erreichung dieses Resultates willen ausführt – also um der Realisierung des in der Vorstellung Vorgestellten willen, wodurch eben diese Vorstellung Zweck heißt –, fragt er generell bei jeder Tätigkeit und jedem Vorgang nach dem Wozu; und da er nun auch um seine Endlichkeit weiß und so sein Tun im ganzen, also sein Leben insgesamt, in den Blick zu nehmen vermag, fragt er schließlich auch nach dessen Wozu. Der Mensch stellt, mit einem Wort, die Sinnfrage. Diese Frage ist ganz zentral, da sie die spezifische Situation des Menschen in der Welt widerspiegelt. In der Sinnfrage geht es prinzipiell um das Verstehen,[18] und der Mensch muss verstehen, um sein Leben zu vollziehen. Der Mensch ist nämlich aufgrund seines (Selbst-) Bewusstseins nicht mehr unmittelbar identisch mit seinem Tun, seinem Lebensvollzug. Er tut nicht nur, was er tut, sondern er weiß zugleich, was er tut und was er nicht tut; mit dieser Differenz

17 Vgl. z. B. F. Engels: »Die Arbeit fängt an mit der Verfertigung von Werkzeugen« (Engels, F.: Dialektik der Natur [Kap.: Anteil der Arbeit an der Menschwerdung des Affen], in: Marx-Engels-Werke (MEW), Bd. 20, Berlin 1962, S. 449). – In diesem Sinne verfehlt die Arendt'sche Differenzierung zwischen Arbeiten und Herstellen, der gemäß die Werkzeuge zwar die Arbeit »erleichtern«, für ihren Vollzug »aber nicht unbedingt notwendig« sind, gerade das Spezifische der menschlichen Arbeit, Arendt, H.: *Vita activa,* 2. Aufl., München 2003, S. 143.

18 Vgl. Heidegger, M.: *Sein und Zeit,* 18. Aufl., Tübingen 2001, S. 151, 324.

ist dem Menschen automatisch der Vollzug seines Lebens – anders als dem Tier – nicht mehr einfach gegeben, sondern aufgegeben. In dieser Entzweiung von Leben und Vollzug gründet die *Freiheit* des Menschen, die so wesentlich mit dem Menschen gegeben ist, dass sie auch von keiner noch so plausiblen deterministischen Bestreitung *praktisch* aufgehoben werden kann: Der Mensch muss wählen, er muss sich wissentlich und willentlich für einen bestimmten Vollzug entscheiden. Sein Tun ist ihm daher grundsätzlich fragwürdig, was in der ethischen Grundfrage zum Ausdruck kommt: Was soll ich tun?[19] Und diese Frage kann eben letztlich nur beantwortet werden, wenn man das Umwillen der menschlichen Praxis insgesamt, den Sinn des Ganzen, in den Blick nimmt, denn nur von daher ergibt sich die nötige Orientierung, die allem einzelnen Tun als roter Faden dienen kann.

Dabei ist der Sinn, den der Mensch sucht und dessen er zum gelingenden Vollzug seines Lebens bedarf, nicht unabhängig vom Menschen, wie sich der folgenden Erfahrung entnehmen lässt: Ein Mensch versteht eine bestimmte Tätigkeit, weiß also, worum es bei dieser Tätigkeit geht und wozu sie gut ist, und gleichwohl kann er sie als sinnlos empfinden. Dieses Phänomen macht deutlich, dass die Rede vom Sinn sozusagen nicht nur einen formalen, sondern auch einen inhaltlichen Aspekt hat, dass es also bei dem Sinn einer Tätigkeit nicht nur um reine Zweckmäßigkeit als solche geht, nicht um pure Funktionalität, sondern auch und vor allem um die Bestimmung des Zwecks selbst; und der Mensch empfindet eine Tätigkeit nur dann als sinnvoll, wenn ihr Zweck nicht ein fremder ist, sondern einer, mit dem er sich identifizieren kann. Wird dagegen der Zweck von ihm nicht als Zweck akzeptiert, so stellt sich das dem Menschen und seinem Wollen ganz und gar unerträgliche Gefühl des »Umsonst« ein. Daher strebt er auch im Blick auf sein Leben insgesamt nach einem letzten und echten Zweck, der als solcher Bestand hat und sich nicht wieder in ein bloßes Mittel verwandelt, denn ein solcher endloser Prozess ließe sein Streben gerade unbefriedigt. Der Mensch hat also zutiefst ein Bedürfnis nach Sinn, der Sinn des Lebens ist gewissermaßen »die dringlichste

19 Vgl. dazu Marx (wie Anm. 15), S. 516. – Wurde oben von der Arbeit als zwecksetzender Tätigkeit gesprochen, so zeigt sich nun ihr anthropologischer Grund: Der Mensch muss eben schon im vorhinein wissen, worauf verschiedene Tätigkeiten hinauslaufen, da er nicht mehr instinktiv tätig ist, sondern sich für eine (oder mehrere) dieser Tätigkeiten entscheiden muss. – Nebenbei: Ist die angesprochene Fragwürdigkeit der menschlichen Existenz (und damit die Sinnfrage) für die meisten normalerweise durch die alltägliche Routine und institutionalisierte Konventionen verdeckt, so bricht sie doch in jeder – persönlichen oder sozialen – Krisensituation wieder hervor.

aller Fragen«[20]; es geht dem Menschen nicht allein um das bloße Leben, sondern um ein sinnvolles Leben.[21] Hier taucht jetzt das eigentliche Problem der Wachstumslogik auf; diese sieht ja bekanntlich im Reichtum das Ziel eines vermeintlich geglückten und sinnerfüllten Lebens.[22] Doch inwiefern ist denn nun diese Zweckbestimmung problematisch im Hinblick auf die Sinnfrage des Menschen? Worin liegt denn das zentrale Problem, wenn man den Reichtum und damit das Wirtschaften in den Mittelpunkt stellt?

Zunächst einmal hat diese Zweckbestimmung den kleinen Schönheitsfehler, dass sie praktisch sowieso nur für eine Minderheit erreichbar ist. Das Gesicht der heutigen Welt im Zeichen der Globalisierung der Wachstumslogik legt hier ein beredtes Zeugnis ab. Nachdem durch genau diese Logik zuerst große Teile der Erde systematisch unterentwickelt wurden, indem sie im Zuge des Kolonialismus und Imperialismus der ökonomisch führenden Industrienationen zu dem gemacht wurden, was heute als »Dritte Welt« bezeichnet wird, wird nun im Rahmen der Öffnung neuer Märkte im Osten auch der Druck auf die große Mehrheit der arbeitenden Menschen in den Industriestaaten selbst zunehmend erhöht. Spätestens angesichts der realen Verhältnisse müsste es selbst schlichten Gemütern einleuchten, dass es wohl in der Natur der Sache liegt, dass der Zugang zur Welt der Reichen den meisten Menschen versperrt bleibt.[23] Die Wachstumslogik selbst generiert die Aufteilung der Gesellschaft in Reich und Arm und schließt so die Mehrheit von ihrem eigenen Glücksversprechen aus. Doch genau genommen ist das noch nicht einmal das Hauptproblem der Wachstumslogik und ihrer Lösung der Sinnfrage. Dieses würde im Gegenteil gerade dann virulent, wenn es tatsächlich gelänge, die Vision von Reichtum und Luxus allgemein zu ver-

20 Camus, A.: *Der Mythos des Sisyphos,* 6. Aufl., Reinbek bei Hamburg 2004, S. 12.

21 Im »Zauberberg« findet sich die treffliche Rede von »der bewusst oder unbewusst gestellten, aber doch irgendwie gestellten Frage nach einem letzten … Sinn aller Anstrengung und Tätigkeit«, Mann, T.: *Der Zauberberg,* Frankfurt a. M. 1995, S. 48.

22 »Das Ideal ist nicht neu; es ist enthalten in der Grundannahme, auf der die klassische politische Ökonomie beruht und an der sie nie gezweifelt hat, dass nämlich Ziel und Zweck der Vita activa einzig und allein in wachsendem Reichtum … bestehe«, Arendt (wie Anm. 17), S. 156.

23 Ein ganz banaler Aspekt: Wenn *alle* riesige Anwesen besäßen, wer hielte dann diese Anwesen in Ordnung? Allgemein formuliert, geht es hier um den fundamentalen Zusammenhang, dass es nur dort übermäßigen Reichtum geben kann, wo es auch Knechte gibt. Da vernünftigerweise im Wollen des Zwecks analytisch auch das Wollen der Mittel enthalten ist, muss also derjenige, der nach Luxus strebt und ihn verehrt, wissen, dass er zugleich notwendig *will*, dass es andere gibt, die *nicht* so leben *können*!

wirklichen. Es wird nötig sein, zur Aufklärung des entscheidenden Irrtums der Wachstumslogik noch einmal die Sinnfrage selbst in den Blick zu nehmen.

Die Frage nach dem Sinn des menschlichen Tuns im ganzen ist die Frage nach einem letzten Um-willen, also nach einem letzten Zweck, in bezug auf den und von dem her alles andere seinen Wert erhält. Dieser Zweck als eigentliche Mitte allen Tuns hat notwendig den Charakter eines Selbstzwecks, der auf nichts anderes als auf sich selbst verweist. Damit scheidet schon einmal die ganze Welt der Dinge, die der Mensch herstellt und mit denen er umgeht, von vornherein als möglicher letzter Orientierungspunkt aus, denn alle Dinge haben in ihrer Nützlichkeit ihren Zweck außer sich. Steckt der gesuchte Zweck unmöglich in den äußeren Werken des Tuns, so muss er im Tun selber liegen. Allerdings kann dieses Tun nicht von der Art des Herstellens sein, da das Herstellen seinerseits seinen Zweck außerhalb seiner selbst hat, nämlich im hergestellten Werk. Der letzte Zweck muss also ein Tun sein, das seinen Zweck in sich selbst hat, bei dem somit das Werk im Wirken selbst besteht. Gemäß der Aristotelischen Unterscheidung von Poiesis und Praxis kann ein solches Tun als Praxis bezeichnet werden.[24] Der Sinn des menschlichen Lebens liegt also in einer bestimmten Praxis. Doch was heißt das? Worum geht es in dieser Praxis und wie lässt sie sich genauer bestimmen? Man kann sich der Sinnfrage nun nicht nur vom Begriff des Zwecks, sondern auch von dem des Willens her nähern. Da nämlich im Begriff des Zwecks analytisch der Begriff des Willens enthalten ist, ist die Sinnfrage im Grunde nichts anderes als die Frage nach dem, was denn der Mensch eigentlich will. Es wurde oben bereits angedeutet, dass der Mensch nicht das will, was mit ihm nichts zu tun hat und was ihm völlig fremd ist. Der Mensch *will*, was *er* will; er will sich in dem, was er will, wiederfinden. Ist so der Zweck des Menschen eigentlich nichts anderes als eine Äußerung und ein Ausdruck des Menschen selbst, so will der Mensch im Grunde letztlich sich selbst. So gewiss der Mensch sowohl auf dem Feld der Theorie als auch auf dem des Handelns und dem der Ästhetik der Welt außer ihm bedarf, so gewiss also der Mensch in seinem Leben und für sein Leben auf die äußeren Dinge angewiesen ist, genauso gewiss bleibt er aber auch bei diesen äußeren Dingen als solchen nicht stehen, sondern verwandelt sie in Momente seines eigenen Daseinsvollzuges; der Mensch verhält sich auch in der Äußerlichkeit wesentlich zu sich selbst.[25] Der Zweck

24 Vgl. Aristoteles: *Nikomachische Ethik,* übersetzt von F. Dirlmeier, Stuttgart 1992, S. 159 (Buch VI, 5) und ders.: Politik, übersetzt von E. Rolfes, Hamburg 1990, S. 8 (Buch I, 4).

25 Vgl. dazu Hegel, G. W. F.: Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften I, in:

des Menschen ist somit sein eigenes (Mensch-) Sein, der alles durchwaltende, echte Erfüllung und Befriedigung gewährende Sinn ist das Selbstseinkönnen und die Selbstverwirklichung des Menschen. Mit anderen Worten: Das, worum es in aller Praxis eigentlich geht, ist *der Mensch selbst*, der in seinem Lebensvollzug eben danach strebt, sich zu entfalten und seine Persönlichkeit zu entwickeln, und zwar so, dass er seine Möglichkeiten ergreift und dadurch seiner Freiheit eine konkrete Gestalt gibt. Für dieses Tätigsein des Menschen haben die Dinge dann nur instrumentellen Charakter.[26]

Diese im Willen des Menschen selbst gründende humanistische Zweckbestimmung als Lösungsansatz zur Beantwortung der Sinnfrage bildet nun genau den Horizont, in dem die Wachstumslogik beurteilt werden muss. Wie auch immer die Konkretisierung der allgemeinen Sinnbestimmung bei jedem einzelnen aussehen mag, entscheidend ist im vorliegenden Zusammenhang, dass die Konsequenz der Sinnfrage für die Einstellung gegenüber der Wachstumslogik und ihrer ökonomischen Orientierung ganz eindeutig ist.[27]

ders.: *Werke* in zwanzig Bänden, Bd. 8, Redaktion E. Moldenhauer und K. M. Michel, 3. Aufl., Frankfurt a. M. 1992, S. 88ff. (§24 Zusatz 3).

26 Vgl. Aristoteles: *Politik* (wie Anm. 24), S. 236ff. (Buch VII, 1). – Dass es dem Menschen wesentlich um den Menschen geht, darf nicht als Subjektivismus im Sinne des Descartes'schen ontologischen Dualismus missverstanden werden. – Im übrigen sei hier angemerkt, dass sich selbstverständlich jedem gründlichen Nachdenken zeigt, dass an dieser Stelle das Sinnproblem noch nicht vollständig gelöst ist. Schließlich hat der Mensch das Bedürfnis nach *unbedingter* Sinnerfüllung. Doch angesichts möglichen Scheiterns und möglichen Leidens und erst recht angesichts des Todes und damit des sicheren Scheiterns ist offenbar, dass das Selbstseinkönnen des Menschen in letzter Instanz nicht allein in seiner Macht liegt. Indem die Sinnfrage sich so zur Frage nach dem Heil erweitert, eröffnet sie am Ende notwendig die religiöse Dimension und leitet zum Glauben und einem entsprechenden tragenden Grundvertrauen, wie es weiland der junge Hegel formuliert hat: »Der einzige wahre Trost im Leiden … ist Vertrauen auf die Vorsehung Gottes, alles andere ist leeres Geschwätz, das vom Herzen ableitet«, Hegel, G. W. F.: Fragmente über Volksreligion und Christentum (1793/94), in: ders.: *Werke* in zwanzig Bänden, Bd. 1, Redaktion E. Moldenhauer und K. M. Michel, 3. Aufl., Frankfurt a. M. 1994, S. 32f., vgl. dazu kurz und knapp Küng, H.: *Existiert Gott?*, 2. Aufl., München 2001, S. 757ff. – Echter Humanismus führt daher keineswegs zu menschlichen Allmachtsphantasien, sondern ist sich sehr wohl der Grenzen des Menschen bewusst und also durchaus zur Demut fähig. Es genügt hier allerdings, diese Dimension bloß anzudeuten, da in der humanistischen Orientierung, so wie sie bis hierhin entwickelt wurde, schon alles Nötige für die beabsichtigte Kritik der Wachstumslogik enthalten ist.

27 Selbstverständlich liegt die Sinnfrage selbst jenseits des Horizontes der Wachstumslogik und ihrer instrumentellen Vernunft; dies lässt sich vorzüglich illustrieren am Beispiel des Vorstandschefs eines renommierten Unternehmens, der sich nicht entblödet, für den Umgang mit dem technischen Fortschritt folgende geistreiche Maxime auszu-

Dabei kann es offenkundig nicht darum gehen, die Wirtschaft als solche zu verdammen; vielmehr kommt es darauf an, das Wirtschaften zu relativieren, indem man es in das Ganze des menschlichen Lebens einordnet. Da die Menschen »vor allen Dingen zuerst essen, trinken, wohnen und sich kleiden müssen, ehe sie Politik, Wissenschaft, Kunst, Religion usw. treiben können«[28], und da nun das Wirtschaften genau den Komplex von Tätigkeiten bezeichnet, in dem es eben um diese notwendige Reproduktion der Gesellschaft (und damit die Schaffung einer spezifisch menschlichen Behausung in der Welt) geht, bildet die ökonomische Struktur der Gesellschaft nun einmal die Basis, von der her der jeweilige soziale Zusammenhang konstituiert und geprägt wird. Diese, wenn man so will, sozio-ontologische Dominanz der ökonomischen *Struktur* darf nun jedoch keineswegs verwechselt werden mit der Dominanz ökonomischer *Interessen* und *Motive*, wie sie für die Wachstumslogik charakteristisch ist.[29] Entgegen den Annahmen dieser Logik geht es eben beim Wirtschaften selbst primär darum, den Lebensunterhalt zu bestreiten, also Dinge bereitzustellen, mit denen die materiellen Bedürfnisse des Menschen befriedigt werden können, was heute konkret so aussieht, dass die Menschen arbeiten, um das nötige Geld zu verdienen, mit dem sie sich die erforderlichen Konsumgüter kaufen können. Werden diese Bedürfnisse nicht befriedigt, so machen sie sich unmittelbar als Schmerz (z. B. Hunger, Durst) bemerkbar, als Not, welche gewendet werden muss. Das Arbeiten, das die entsprechenden Dinge produziert, die Dinge selbst und der Konsum dieser Dinge sind also allesamt notwendige Mittel zum Leben, notwendige Mittel zur Sicherung der Existenz. In der Wachstumslogik jedoch werden diese Mittel nun selbst zum Zweck, die Mittel verselbständigen sich und werden zum Selbstzweck.

geben: »Wir müssen im Zug sitzen und nicht am Bahnhof – *egal* [sic!] wohin der Zug fährt« (in: *Kölner Universitäts-Journal* 2-2001, S. 17). Dabei wäre entgegen dieser geistigen Bankrotterklärung gerade »eine Rückbesinnung auf jenes ›humane Minimum‹ … angesichts des heutzutage ungebremsten Expansionsdrangs von Wirtschaft und Technik ein überlebensnotwendiges Korrektiv«, C. Bickmann, in: *Kölner Universitäts-Journal* 3/4-2004, S. 84. – In diesem Versuch einer Besinnung liegt auch nach wie vor die Aktualität der Arendt'schen Frage nach dem, »was wir eigentlich tun, wenn wir tätig sind«, Arendt (wie Anm. 17), S. 14.

28 Engels, F.: Das Begräbnis von Karl Marx, in: Marx-Engels-Werke (MEW), Bd. 19, Berlin 1962, S. 335.

29 Vgl. Kosík (wie Anm. 15), S. 106ff. und Fromm, E.: *Das Menschenbild bei Marx,* Frankfurt a. M. 1963, S. 22. – Bei der ökonomischen Struktur und ihren spezifischen Herrschaftsverhältnissen handelt es sich um »das innerste Geheimnis, die verborgne Grundlage der ganzen gesellschaftlichen Konstruktion«, Marx, K.: *Das Kapital,* Bd. 3, in: Marx-Engels-Werke (MEW), Bd. 25, 14. Aufl., Berlin 1988, S. 799f.

2.2.3. Der verkehrte Sinn

Die Verkehrung von Mittel und Zweck kennzeichnet den zentralen Makel der Wachstumslogik und ihrer Fixierung auf die Wirtschaft und ihre Interessen. Dieser verkehrten Welt, in der die Wirtschaft nicht mehr bloß Mittel zum Zweck, sondern Selbstzweck ist, entspricht offenkundig das *Haben*-wollen als dominante Triebfeder des Handelns, als letztes Ordnungsprinzip des gesellschaftlichen Lebens; dadurch erhält dann der Mensch in gewisser Weise sachliche Qualitäten wie umgekehrt die Sachen persönliche Qualitäten: Ich bin, was ich habe, und was ich habe, bin ich. Eine treffliche Schilderung dieser Optik, die sich im Phänomen des Geldes manifestiert, findet sich schon beim jungen Marx: »Was durch das Geld für mich ist, was ich zahlen, d. h., was das Geld kaufen kann, das bin ich, der Besitzer des Geldes selbst. So groß die Kraft des Geldes, so groß ist meine Kraft. Die Eigenschaften des Geldes sind meine – seines Besitzers – Eigenschaften und Wesenskräfte. Das, was ich bin und vermag, ist also keineswegs durch meine Individualität bestimmt. Ich bin hässlich, aber ich kann mir die schönste Frau kaufen. Also bin ich nicht hässlich, denn die Wirkung der Hässlichkeit, ihre abschreckende Kraft ist durch das Geld vernichtet.«[30] Unter diesen Umständen erscheint auch der vollkommenste Idiot als ein respektiertes Mitglied der Gesellschaft, sofern er nur über eine ausreichende Barschaft verfügt; wer eine riesige Villa besitzt, dicke Autos fährt und andere nach seiner Pfeife tanzen lassen kann, kann doch im Grunde seines Herzens kein schlechter Mensch sein![31]

Dass derart also materieller Reichtum als persönlicher Vorzug, als persönliche Qualität erscheint, wird ideologisch durch die Vorstellung vermittelt, Reichtum sei das Ergebnis persönlicher *Leistung*. Dass diese Beziehung

30 Marx (wie Anm. 15), S. 564. – Diese Vertauschung von Sein und Haben spiegelt sich in dem Wort »Vermögen«, welches sowohl die innere Kraft und Fähigkeit einer Person als auch ihren äußeren Reichtum bezeichnet. – Vgl. dazu die Diagnose von Horkheimer und Adorno: »Hierzulande gibt es keinen Unterschied zwischen dem wirtschaftlichen Schicksal und den Menschen selbst. Keiner ist etwas anderes als sein Vermögen, sein Einkommen, seine Stellung, seine Chancen… Was er ist, erfährt er durch die Wechselfälle seiner wirtschaftlichen Existenz. Er kennt sich nicht als ein anderes«, Horkheimer, M. /Adorno, Th. W.: *Dialektik der Aufklärung*, Frankfurt a. M. 1985, S. 188f.

31 Falls einer auf die Idee kommen sollte, es handele sich hier um eine völlig unrealistische oder böswillig verzerrende Darstellung der Wachstumslogik, sei an dieser Stelle nur die Frage gestellt, warum denn wohl die sogenannte High-Society ganz selbstverständlich als die Welt der Reichen *und Schönen* bezeichnet wird, oder warum einer Göre wie Paris Hilton öffentliches Interesse entgegengebracht wird?… Na, klingelt's?

von Leistung und Reichtum den Herren in den Vorstandsetagen nicht unangenehm ist, dürfte klar sein; gleichwohl zeigt sich schon dem flüchtigen Beobachter, dass die Sache irgendwo einen Haken hat. Worin liegt denn das Kriterium, mit dem sich die verschiedenen Leistungen bewerten und einordnen lassen? Zunächst einmal wohl nicht in der Intensität der körperlichen Arbeit, denn dann müsste ja jeder Bauarbeiter ein Vielfaches dessen verdienen, was die genannten Herren sich einstecken können. Ebenso wenig taugt wohl die Intensität der geistigen Arbeit als das gesuchte Kriterium, denn dann müssten ja die Philosophen an der Spitze der Einkommenspyramide stehen, was doch wohl eher nicht der Fall ist. Vielleicht fungiert dann die Größe der Verantwortung, die jemand trägt, als entsprechender Maßstab. Schließlich trägt ein »Wirtschaftskapitän« die Verantwortung für Entscheidungen, von denen unter Umständen Tausende betroffen sind; aber dann wiederum müssten Spitzenpolitiker die Höchstverdiener sein, da ihre Entscheidungen nicht nur die meisten betreffen, sondern im Falle eines Krieges sogar die Frage von Leben und Tod berühren. Nun nagt zwar der Bundeskanzler gewiss nicht am Hungertuch, nichtsdestotrotz dürften seine Einnahmen für die echten Spitzenverdiener in der Wirtschaft lediglich Peanuts sein. Was bleibt somit am Ende als halbwegs objektives Kriterium der Leistung? Offensichtlich das Einkommen selbst. So entsteht ein lustiger Zirkel, bei dem das Einkommen zuerst von der entsprechenden Leistung abhängig gemacht und diese ihrerseits dann an der Höhe des jeweiligen Einkommens gemessen wird: Je mehr Geld einer verdient, desto mehr hat er auch geleistet, und dass einer mehr geleistet hat, zeigt sich daran, dass er mehr verdient![32]

Wird also insgesamt die Identität der Person von dem abhängig gemacht, was einer hat, so nimmt es nicht wunder, dass generell danach gestrebt wird, möglichst viel, ja immer mehr zu haben: »Habgier ist die natürliche Folge der Habenorientierung.«[33] Diese Konsequenz steckt im Grunde schon in dem einfachen Verlangen, möglichst viel *Geld* zu verdienen, denn im Geld selbst wird von allen qualitativen Unterschieden abstrahiert, so dass nur noch die rein quantitative Dimension übrig bleibt; durch dieses Verschwinden qualitativer Gesichtspunkte zugunsten der Herrschaft des bloß *quantitativen* Denkens verliert jedoch das Streben des Menschen zugleich seine immanente Grenze, und es bleibt eben nur noch der für die Wachstumslogik so charak-

32 Hier erscheint *der* Verdienst fraglos als *das* Verdienst. Vgl. zum Leistungsbegriff Domke, M.: *Leistung & Idylle,* Köln 1999, S. 97ff., 40. – Daher kann z. B. die Deutsche Bank, der es als Bank selbstverständlich nur um das Geldmachen geht, auch mit dem Slogan werben: »Leistung aus Leidenschaft«!

33 Fromm, E.: *Haben oder Sein,* 15. Aufl., München 1986, S. 111.

teristische ökonomische Infinitismus, der sich mit der Formel ausdrücken lässt: Besser = mehr.[34] Diese reduktionistische, alles quantifizierende Sicht des Lebens äußert sich zum Beispiel in einem Wunsch, der auf den ersten Blick und erst recht im Selbstverständnis seiner Träger ganz vernünftig und ehrenwert scheint (da man ihn mit Engagement, Energie und persönlichem Ehrgeiz assoziiert), nämlich in dem Wunsch, Karriere zu machen. Denn zur Erfüllung dieses Wunsches selbst ist es eigentlich ganz egal, was man konkret tut; der Karrierewunsch als solcher ist gleichgültig gegenüber der qualitativen Differenz verschiedener Betätigungen, am Ende spielen für die Beurteilung des Erfolgs (oder Misserfolgs) doch wieder quantitative Kriterien wie Macht, Besitz und Ansehen die entscheidende Rolle. Dahinter steht im Grunde der – fast zur kollektiven Grundmotivation gewordene – Traum, vom Tellerwäscher zum Millionär aufzusteigen; in dieser Vision erscheint Reichtum geradezu als das, was man sich erträumt, als das große Ziel, das Glück und Erfüllung verheißt.[35] In diesem Sinne wird dann auch jede Tätigkeit als potentielle Erwerbstätigkeit aufgefasst und entsprechend nach ihrem jeweiligen äußeren Nutzen bewertet (»Was hab' ich davon?« »Was kann ich mir dafür kaufen?«). So entsteht eine Hierarchie von Tätigkeiten, an deren oberem Ende so manche Tätigkeit figuriert, für die einem eigentlich die Schamröte ins Gesicht schießen müsste: z. B. die Tätigkeit eines Börsianers, eines Bankers oder eines »Kreativen« aus der Werbebranche. Allesamt von Haus aus sittlich fragwürdig und heute sogar mehr und mehr objektiv asozial, aber eben lukrativ!

Schließlich und endlich generiert dieses am Haben orientierte Tätigsein nicht Solidarität und Kooperation zwischen den einzelnen Wirtschaftsakteuren, sondern eine Konkurrenzbeziehung, in der jeder versucht, den anderen zu überflügeln. Das heißt nichts anderes, als dass jeder versuchen

34 Nach dem Motto: Was ist besser als 10 Euro? 100 Euro. Was ist besser als 100 Euro? 1000 Euro. Und so fort. – Vgl. dazu Fromm, E.: *Wege aus einer kranken Gesellschaft,* 10. Aufl., Frankfurt a. M. / Berlin/ Wien 1981, S. 111ff. Vgl. Marx (wie Anm. 15), S. 547: »Die *Quantität* des Geldes wird immer mehr seine einzige mächtige Eigenschaft; wie es alles Wesen auf seine Abstraktion reduziert, so reduziert es sich in seiner eignen Bewegung als quantitatives Wesen. Die *Maßlosigkeit* und *Unmäßigkeit* wird sein wahres Maß.«

35 Bezeichnenderweise ist dieser Traum als der amerikanische bekannt, denn in den USA ist die Verherrlichung des Reichtums als solchem am ausgeprägtesten, welche geistige Seichtheit bekanntlich von ebenso seichten Zeitgenossen mit dem Hinweis gelobt wird, in den USA dürfe man noch stolz sein auf seinen Reichtum, denn die USA seien eben keine Neidgesellschaft! – Vgl. dazu das Bonmot Ernst Blochs: »In Amerika fangen die Millionäre mit Tellerwaschen an, die Philosophen hören damit auf«, zit. nach: Horster, D.: *Bloch zur Einführung,* 3. Aufl., Hannover 1980, S. 94.

muss, sich am Markt gegenüber den Konkurrenten zu behaupten, was nur gelingt, wenn man seine eigenen Produkte erfolgreich verkauft. Schließlich kann nur dann, wenn die Produkte auch verkauft werden, ein Gewinn erzielt werden, der weitere Investitionen und dadurch Wachstum möglich macht. Dazu wiederum ist es offenkundig nötig, immer neue Güter auf den Markt zu werfen, die immer neue Kaufanreize bilden, um so den Konsumprozess auch permanent in Gang zu halten. Der mit dieser Notwendigkeit eines sich ständig erweiternden Konsumprozesses einhergehende Zwang zu ständig neuen Erfindungen verselbständigt sich seinerseits zum technischen Fortschritt um des Fortschritts willen: Die Technik und ihre Entwicklung – eigentlich ein Mittel zur Verbesserung der Lebensbedingungen des Menschen – erscheint so selbst als Zweck.[36] Doch trotz ständiger Neuerungen droht die Gefahr einer Sättigung des Marktes, welche es zu ihrer Abwehr notwendig macht, »mit Gebrauchsgegenständen so umzugehen, als seien sie Konsumgüter, bzw. das Gebrauchen überhaupt in ein Verbrauchen umzuwandeln«[37]; das »Funktionieren der modernen Wirtschaft … verlangt, dass alle weltlichen Dinge in einem immer beschleunigteren Tempo erscheinen und verschwinden; sie würde sofort zum Stillstand kommen, wenn Menschen anfangen würden, Dinge in Gebrauch zu nehmen, sie zu respektieren und den ihnen innewohnenden Bestand zu erhalten. Die Häuser, das Mobiliar, die Autos, alle Dinge, die wir benutzen und die uns umgeben, müssen so schnell wie möglich verbraucht,

36 Man denke heute nur an die Handys, die alle naselang mit neuem Schnickschnack auf den Markt kommen und vorzüglich die Absurdität eines unreflektierten technischen Fortschritts illustrieren. – Vgl. dagegen die Fragen, mit denen Leo Tolstoi seinerzeit die Technik noch auf die Zwecke der Menschen bezogen hat: »Maschinen – um was zu verfertigen? Telegraphen – um was zu befördern?… Eisenbahnen – um zu wem und wohin zu reisen?«, zit. nach Fromm (wie Anm. 34), S. 203. – Hösle bemerkt treffend den »Sinnzusammenhang zwischen Kapitalismus und moderner Wissenschaft und Technik« (S. 62); in allen drei Phänomenen findet man den »wahnwitzigen Triumph des quantitativen über das qualitative Denken« (ebd.) samt dem dazugehörenden »Infinitismus« (S. 63), Hösle, V.: *Philosophie der ökologischen Krise,* München 1991; dazu auch Kosík (wie Anm. 15), S. 110 Anm. 38. Es dürfte wohl nicht ganz abwegig sein, auch das (methodologische) Gegenstück zur exakten Wissenschaft – nämlich das Beliebigkeitskonzept der sogenannten Postmoderne, den postmodernen Relativismus (und Nihilismus) – im Zusammenhang mit der Dominanz des quantitativen Denkens zu sehen, gewissermaßen als Kehrseite derselben Medaille, als Reflex der (quantitativ möglichen) allgemeinen Austauschbarkeit; zum Stichwort »Postmoderne« vgl. Glaser, H.: *Kleine Kulturgeschichte der Bundesrepublik Deutschland* 1945-1989, 2. Aufl., Bonn 1991, S. 383ff.

37 Arendt (wie Anm. 17), S. 147.

gleichsam verzehrt werden.«[38] Der Wachstumslogik wohnt so die paradoxe Tendenz inne, nur viel haben zu können, wenn auch viel verschwindet. Hier zeigt sich der notwendige Zusammenhang von Erwerbsarbeit und Konsum als den beiden komplementär-antagonistischen Erscheinungsweisen des am Haben orientierten Tätigseins.[39]

An dieser Stelle kann der kurze Überblick über die Welt der Wachstumslogik erst einmal beendet werden, denn selbst diese bloß rhapsodistische Aufzählung einiger Phänomene, in denen diese Logik in Erscheinung tritt, dürfte zu ihrer Illustrierung genügt haben: Die Wachstumslogik impliziert eine geistige Orientierung, die wesentlich geprägt ist durch das Motiv des *Haben*-wollens, durch die Dominanz des *quantitativen* Denkens und – im Gefolge beider – durch einen prinzipiell unstillbaren (ökonomischen) *Expansions*drang. Es wurde nun bereits festgestellt, dass die Verklärung des materiellen Reichtums selbst zum Ziel eines geglückten Lebens im Grunde eine Perversion enthält, nämlich die Verkehrung von Mittel und Zweck, so wie sie eigentlich dem Wollen des Menschen entsprechen. Diese Verkehrung hat nun für die Erfahrung eines sinnvollen Lebens tiefgreifende Konsequenzen. Wird nämlich das, was eigentlich bloßes Mittel ist, selbst zum Zweck, so wird umgekehrt das, was eigentlich der Zweck ist, seinerseits zu einem bloßen Mittel degradiert. Das heißt im konkreten Fall: Kommt es dem Menschen eigentlich darauf an, menschlich zu leben, geht es ihm eigentlich darum, sich als Mensch seinen Möglichkeiten gemäß zu entwickeln und zu entfalten, strebt er also eigentlich nach einem Leben, welches – wie gesehen – den Charakter der Praxis hat und so in sich selbst als befriedigend erfahren wird, so verwandelt die Wachstumslogik durch ihre absorptive Reduktion jeder Tätigkeit auf (Erwerbs-) Arbeit das menschliche Leben selbst im Grunde in ein bloßes Mittel, »das Leben selbst erscheint nur als Lebens*mittel*.«[40] Wenn der Mensch alles, was er tut, letztlich um äußerer Dinge willen macht, wenn er also alles um des Habens willen und nicht um seines eigenen Seins willen tut, dann ist eben nicht mehr der Mensch das Maß der Dinge, sondern umgekehrt,

38 Ebd., S. 149. – Allerdings entspringt dieses »Verzehren« als Merkmal der modernen Wirtschaft gerade nicht dem Arbeits- und Lebensprozess als solchem – wie Hannah Arendt meint –, es folgt also gerade nicht der Logik der Bedürfnisbefriedigung, sondern einer (im nächsten Kapitel zu erörternden) Profitlogik, welche gerade in Widerspruch zur Bedürfnislogik gerät. Arendts Befund ist so gewissermaßen phänomenal richtig, aber nicht phänomenologisch.

39 Vgl. Hösle, V.: *Praktische Philosophie in der modernen Welt,* München 1992, S. 113f. Hösle bezeichnet als »Charakteristikum der Industriegesellschaften« die »Komplementarität von Workaholic und Konsumtrottel« (S. 127).

40 Marx (wie Anm. 15), S. 516.

so dass dementsprechend auch die Wirtschaft nicht mehr für den Menschen da ist, sondern der Mensch für die Wirtschaft.[41] Diese Instrumentalisierung des Menschen, die eine offensichtliche Umkehrung der humanistischen Perspektive darstellt, findet ihren entsprechenden Niederschlag im gängigen und allgemein akzeptierten ökonomischen Vokabular, wie sich exemplarisch an der Rede vom »Humankapital« zeigen lässt: Hier ist ausgesprochenermaßen nicht mehr der Mensch der Maßstab wirtschaftlicher Erwägungen, sondern das Kapital und sein Expansionsinteresse, dem der Mensch sich selbstverständlich unterzuordnen hat, da er hier lediglich als Faktor in der Kalkulation erscheint.[42]

Dass der Mensch in der Wachstumslogik seine maßgebende Stellung verliert, heißt also im Hinblick auf die Sinnproblematik nichts anderes, als dass der Sinn des menschlichen Lebens selbst eben nicht mehr in dem liegt, was der Mensch tut, sondern in dem, was er hat, dass also der Sinn des Lebens gewissermaßen aus dem Menschen heraus in die Dinge gelegt wird. Der Sinn, der eigentlich die Mitte des menschlichen Lebens bildet und bilden muss, wird auf diese Weise *veräußert*, wodurch er im Grunde natürlich verschwindet. Diese Veräußerung ist ein wesentliches Kennzeichen des um das Haben kreisenden quantitativen Denkens. Je mehr aber der Mensch dadurch seinen Zweck wesentlich außer sich sucht, desto mehr wird er sich selbst und seinem Leben *entfremdet*, denn die Veräußerung des Sinns hinterlässt notwendig im Menschen

41 Wer wollte ernstlich bestreiten, dass heute fast ausnahmslos alle Vorschläge zur Bekämpfung der Wirtschaftskrise objektiv im Bann dieser Optik stehen? Die allerorts geforderte »Flexibilität« der Arbeitnehmer z. B. folgt genau diesem Schema: Statt die Wirtschaft den Bedürfnissen der Menschen anzupassen, hat sich der Mensch gefälligst den Bedürfnissen der Wirtschaft anzupassen! Vgl. dazu die Formulierung von Günther Anders (*Die Antiquiertheit des Menschen,* München 1956, S. 33): »Kurz: die Subjekte von Freiheit und Unfreiheit sind ausgetauscht. Frei sind die Dinge: unfrei ist der Mensch.« Erich Fromm spricht im Zusammenhang mit dem in dieser Inthronisation der Dinge sich äußernden Wertsystem von »Nekrophilie«, Fromm. E.: *Über den Ungehorsam,* 2. Aufl., München 1986, S. 54, 146f., vgl. ders. (wie Anm. 34), S. 96.

42 Wie tief diese Logik im heutigen Denken verwurzelt ist, zeigt das Beispiel einer Unternehmensberaterin, die auf einem Wirtschaftskongress »kritisch« anmerkt: »Oft werden Mitarbeiter als Kostenfaktor gesehen und nicht als Gewinn« (in: *Kölner Universitäts-Journal* 2-2005; S. 22). Ihr entgeht offensichtlich, dass auch sie den Menschen lediglich bilanztechnisch verrechnet! Für diese »humanistische« Meisterleistung hat sie auf besagtem Kongress selbstverständlich »spontanen Applaus« geerntet. – Wieder einmal zeigt sich: »An diesem, woran dem Geiste genügt, ist die Größe seines Verlustes zu ermessen«, Hegel, G. W. F.: Phänomenologie des Geistes, in: ders.: *Werke* in zwanzig Bänden, Bd. 3, Redaktion E. Moldenhauer und K. M. Michel, 5. Aufl., Frankfurt a. M. 1996, S. 17.

selbst innere Leere und innere Passivität. Diese wiederum können ihrerseits nur ertragen werden, sofern der Mensch durch eine besondere Fülle äußerer Reize abgelenkt wird, sofern der Mensch also beständig außer sich ist.[43] Dadurch reproduziert die Wachstumslogik sich selbst und generiert ihr eigenes Bedürfnis: Empfindet der Mensch einerseits angesichts der Reduzierung des Lebens auf Arbeit und Konsum ein tiefes Gefühl der Unzufriedenheit und Sinnlosigkeit, so macht andererseits gerade dieses Gefühl äußere Ablenkung nötig und erzeugt auf diese Weise seinerseits ein Bedürfnis nach Arbeit und Konsum. Es ist, mit anderen Worten, gerade die eigene Falschheit der Wachstumslogik, die hier den Schein von Wahrheit produziert: ein geradezu klassischer Circulus vitiosus![44]

Dabei kommt dann noch hinzu, dass in einer auf Wachstum fixierten Wirtschaft über dieses subjektive Konsumbedürfnis hinaus ein permanentes Anfeuern der Konsummaschinerie zur objektiven Bedingung ihres normalen Funktionierens wird. Daher die Notwendigkeit der Werbung, die durch ihr grotesk immenses Ausmaß und ihre beinahe an Gehirnwäsche erinnernden manipulativen Techniken fast schon sowohl totalitäre als auch terroristische Züge aufweist; doch was muss man nicht alles machen, um den Menschen immer neue Bedürfnisse zu suggerieren.[45] Daher auch eine Erscheinung, deren Absurdität heute gar keinem mehr aufzufallen scheint, nämlich die ständig wiederholte Rede, dass »Konsumzurückhaltung« selbstverständlich zu ökonomischen Problemen führt. Dabei ist dieser Zusammenhang alles andere als selbstverständlich, denn an und für sich ist doch gerade Konsumzurückhaltung ökonomisch vernünftig und sinnvoll. Schließlich bedeutet weniger Konsum,

43 Der verbreitete Jugend- und Körperkult dürfte etwas mit der wesentlichen Rolle zu tun haben, welche die Äußerlichkeiten unter den Bedingungen der *Entfremdung* spielen. Hartmut Rosa (*Beschleunigung,* Frankfurt a. M. 2005, S. 189) weist darüber hinaus auf die mit dem ständigen Wechsel der äußeren Reize zusammenhängende *Beschleunigung* des gesellschaftlichen Lebens und konstatiert demgemäß geradezu einen »Zwang zur Jugendlichkeit«.

44 Ein Schelm, wer hierbei an Huxleys (Horror-) Vision eines wirklich leistungsfähigen totalitären Staates denkt, »in dem die allmächtige Exekutive politischer Machthaber und ihre Armee von Managern eine Bevölkerung von Zwangsarbeitern beherrscht, die zu gar nichts gezwungen zu werden brauchen, weil sie ihre Sklaverei lieben«, Huxley, A.: *Schöne neue Welt,* Frankfurt a. M. 2004, S. 16 (Vorwort von 1946).

45 Hans Jonas (*Das Prinzip Verantwortung,* Frankfurt a. M. 1984, S. 261f.) spricht in diesem Zusammenhang von dem »Zwang … zur künstlichen *Schaffung* von Absatzkapazitäten für zunächst gar nicht gewünschte, ja nicht einmal gekannte Güter.« Das Ergebnis der Befriedigung dieser »heteronomen« Bedürfnisse nennt Marcuse sehr prägnant »Euphorie im Unglück«, Marcuse, H.: *Der eindimensionale Mensch,* 4. Aufl., Neuwied und Berlin 1968, S. 25.

dass weniger produziert werden muss, dass dadurch natürliche Ressourcen gespart werden können und dass den Menschen mehr freie Zeit bleibt für andere Dinge. Problematisch wird »Konsumzurückhaltung« nur durch den in der Wachstumslogik liegenden Zwang, auf Gedeih und Verderb verkaufen zu müssen (ohne Rücksicht auf die realen Bedürfnisse!). Was als allgemeine Weisheit daherkommt, zeigt sich bei näherer Betrachtung als Resultat einer *spezifischen* Logik. Nur die Verkehrung von Mittel und Zweck macht aus dem Konsum einen Fetisch. Nun ist der Mensch zwar in der Tat notwendig ein Konsument, aber sein Menschsein erschöpft sich eben nicht darin, Konsument zu sein; der Konsum ist eine notwendige, aber keine hinreichende Bedingung eines sinnvollen Lebens.[46] Die wachstumslogische Identifikation des Menschen mit dem Konsumenten hingegen verwandelt den Konsum in eine Ersatzbefriedigung und erzeugt die typische Konsumhaltung, bei der man Erfüllung nur von außen erwartet. Doch diese Veräußerung kann am Ende nicht über die innere Leere und den inneren Stillstand hinwegtäuschen.

Ein eindeutiges Symptom dieses Sachverhalts ist das Phänomen der *Langeweile*, welche gerade bei äußerem Wohlstand und äußerer Sorglosigkeit sich einzustellen pflegt. In der Langeweile offenbart sich das Scheitern der Wachstumslogik und ihres Lebensentwurfs, hier zeigt sich der Trugschluss, der in der Annahme liegt, ein geglücktes Leben bestehe im Erwerb äußeren Reichtums, denn gerade diese Einstellung macht die Langeweile gewissermaßen zur Grundverfassung des Menschen. Da nämlich Langeweile letztlich daher rührt, dass der Mensch *mit sich selbst* nichts anzufangen weiß, ist sie der

46 Wird der Konsum hier der Sphäre des bloßen Lebens, der Sicherung des Lebensunterhalts, zugeordnet, so darf diese Relativierung des Konsums nicht als Befürwortung allgemeiner Askese missverstanden werden, denn zum einen ist die Entwicklung und Differenzierung der Bedürfnisse ein wichtiges Moment der historischen Entwicklung des Menschen und zum anderen wird der Begriff des Lebensunterhalts hier nicht im Sinne des physischen Existenzminimums gebraucht, sondern durchaus im Sinne eines angenehmen Lebens, welches auch die Produktion von solchen Gütern impliziert, die für die Befriedigung kultureller Bedürfnisse nötig sind. Wie ja überhaupt eine entwickelte Wirtschaft die notwendige Voraussetzung des guten Lebens für alle ist, »weil ohne sie nur der *Mangel* verallgemeinert, also mit der *Notdurft* auch der Streit um das Notwendige wieder beginnen und die ganze alte Scheiße sich herstellen müsste«, Marx/Engels (wie Anm. 14), S. 34f; vgl. dazu Mandel, E.: *Der Spätkapitalismus,* Frankfurt a. M. 1972, S. 359f. und Fromm (wie Anm. 34), S. 131ff. – Entscheidend ist auch hier die grundlegende Perspektive: Ist der Konsum Selbstzweck oder nicht? Ehrlicher und zugleich kompromittierender als in einem jüngst ausgestrahlten TV-Werbespot kann man die Selbstzweckhaftigkeit des Konsums (und ihre Absurdität) gar nicht ausdrücken: In diesem Spot wirbt ein Handynetzbetreiber, der Telefonieren besonders billig anbietet, mit dem Slogan »Telefonieren ohne nachzudenken.« … Dem ist nichts hinzuzufügen.

Ausdruck der genannten Selbstentfremdung des Menschen, welche eben notwendig entsteht, wenn es dem Menschen nicht mehr um seine Persönlichkeit, sondern allein um Äußerlichkeiten geht. Gleichzeitig wird die Langeweile aber nur deshalb als Qual empfunden, weil der Mensch offensichtlich doch etwas anderes will, weil letztlich jeder selbst spürt, dass es zur echten Erfüllung eben doch vor allem auf das ankommt, was einer ist, und nicht auf das, was einer hat, dass unter dem Strich eben nicht das Haben befriedigt, sondern das (sinnvolle) Tätigsein, »denn was ist Leben anderes als Tätigkeit.«[47] Deshalb ist die Langeweile als Resultat innerer Leere und Erstarrung nichts anderes als der innere (geistige) Tod, dem der Mensch bekanntlich mit allen Mitteln zu entfliehen versucht;[48] und diese Mittel bestehen ihrerseits wieder in einer Steigerung der Konsumsucht, in einem verstärkten Bedürfnis nach oberflächlicher Zerstreuung, in einer Potenzierung der äußeren Ablenkung und des leeren Aktionismus. Diesen Zusammenhang hat schon Georg Simmel zu Beginn des 20. Jahrhunderts diagnostiziert, wenn er feststellt, dass »der Mangel an Definitivem im Zentrum der Seele (dazu) treibt …, in immer neuen Anregungen, Sensationen, äußeren Aktivitäten eine momentane Befriedigung zu suchen; so verstrickt uns dieser (…) in die wirre Halt- und Rastlosigkeit, die sich bald als Tumult der Großstadt, bald als Reisemanie, bald als die wilde Jagd der Konkurrenz, bald als die spezifisch moderne Treulosigkeit auf den Gebieten des Geschmacks, der Stile, der Gesinnungen, der Beziehungen offenbart.«[49]

Dieses aus der Langeweile hervorgehende Streben nach permanenter äußerer Bewegung, nach permanentem gedankenlosen Zeitvertreib, in dem man sich als »wesenlos sich austobendes Individuum betätigt«[50], hat strukturell eine gewisse

47 Marx (wie Anm. 15), S. 515.

48 Vgl. Fromm (wie Anm. 34), S. 193ff., vgl. Schopenhauer, A.: *Aphorismen zur Lebensweisheit,* 15. Aufl., Stuttgart 1990, S. 22f. – Die aus der Haben-Orientierung und dem entsprechenden Sinnverlust resultierende Langeweile äußert sich pathologisch als Depression, vgl. Rosa (wie Anm. 43), S. 388.

49 Simmel, G.: *Philosophie des Geldes* (1900), 3., unveränderte Auflage, München/Leipzig 1920, S. 551. – Dabei gilt nach wie vor die präzise psychologische Diagnose, die Nietzsche so prägnant formuliert hat: »Die Mutter der Ausschweifung ist nicht die Freude, sondern die Freudlosigkeit«, Nietzsche, F.: *Menschliches, Allzumenschliches* I und II, in: ders.: Kritische Studienausgabe (KSA), Bd. 2, hrsg. von G. Colli und M. Montinari, München/Berlin/New York 1988, S. 409; vgl. Hofmann, W.: Verelendung, in: *Folgen einer Theorie.* Essays über »Das Kapital«von Karl Marx, Frankfurt a. M. 1967, S. 55ff. Siehe auch die Formulierung bei Kierkegaard: »Die Langeweile ist die Wurzel des Übels, ist aller Laster Anfang«, Kierkegaard, S.: *Entweder-Oder,* 6. Aufl., München 2000, S. 336.

50 Marx (wie Anm. 15), S. 555.

Ähnlichkeit mit dem, was man gemeinhin als Dekadenz zu bezeichnen pflegt: Man macht irgendeinen Unsinn, weil man im Grunde gar nicht mehr weiß, was man eigentlich tun soll. Die auf der Wachstumslogik fußende Kultur zeigt sich am Ende als dekadente Kultur. Dazu gehört durchaus auch das entsprechende Arbeitsethos, also die Lobpreisung der Arbeit und Denunzierung des Müßiggangs. Man denke etwa nur an den Stolz, mit dem Führungskräfte aus der Wirtschaft darauf Wert legen, dass ihr Arbeitstag die durchschnittliche Länge weit überschreitet, dabei ist dieses ewige Gehetzt- und Getriebensein des arbeitswütigen Karrieristen letztlich ebenso nur eine Flucht vor der eigenen Leere, der angestrebte Reichtum nichts anderes als »das gleissende Ergebnis geistiger Unselbständigkeit und Armuth.«[51] Es ist dieser Kontext, in den auch der gebetsmühlenartig vorgetragene Spruch gehört, dass sozial ist, was Arbeit schafft. Abgesehen davon, dass dann ja auch die Wiedereinführung der Todesstrafe sozial wäre, da dadurch neue Arbeitsplätze geschaffen würden – wobei natürlich ein übermäßiger Fleiß des Henkers langfristig zu einem Stellenabbau im übrigen Justizvollzug führen könnte –, ist doch Arbeit eigentlich der Inbegriff all jener Mühen, durch die der Mensch seinen Lebensunterhalt sichern muss. Demgemäß wäre es doch an und für sich gerade sozial, den Menschen von dieser Mühsal nach und nach zu befreien, anstatt neue zu schaffen. Darüber hinaus wird ja auch von den Menschen selbst diese »soziale« Vermehrung der Arbeit in letzter Instanz als unbefriedigend erfahren. Bezeichnenderweise tritt nämlich die dem Menschen unangemessene Dominanz der Erwerbsarbeit auch nur gemeinsam mit ihrem gleichermaßen unangemessenen Pendant auf, dem Ideal des Faulenzens und Nichtstuns; auch dieses Ideal ist Ausdruck einer Perversion, welche eben nur dadurch verständlich wird, dass alle Tätigkeit als Arbeit erscheint.[52] Gleichzeitig ist dieses Ideal der Befreiung von aller Arbeit für den entfremdeten Menschen natürlich wieder nichts anderes als der gefürchtete Zustand der Langeweile, der seinerseits – der Rhythmus dürfte mittlerweile klar sein – wieder zum anderen Extrem der äußeren Rastlosigkeit treibt.

3. Die alternative Logik

3.1. Arbeit und Praxis

Ein Ausweg aus dem verhängnisvollen Kreislauf ist so nicht in Sicht. Dieser eröffnet sich nur jenseits der Wachstumslogik und ihres Arbeits- und Kon-

51 Nietzsche (wie Anm. 49), S. 505.

52 Vgl. Fromm (wie Anm. 34), S. 176, 272. Zur ursprünglichen Bedeutung des Wortes »Arbeit« als Mühsal und Plage vgl. Arendt (wie Anm. 17), S. 60f.

sumfetischismus, also nur dadurch, dass der Mensch wieder in den Mittelpunkt rückt und sich auf das besinnt, was er wirklich will. Die erste und fundamentale Konsequenz eines solchen Paradigmenwechsels dürfte klar sein: Die Wirtschaft hört auf, Selbstzweck zu sein, und wird wieder das, was sie eigentlich ist, nämlich ein Mittel zur Befriedigung der materiellen Bedürfnisse des Menschen. Auf diese Weise erhält das Wirtschaften wieder ein immanentes Maß, was für das Sinnbedürfnis des Menschen von zentraler Bedeutung ist, denn selbst das stärkste Wirtschaftswachstum und der größte materielle Reichtum vermögen nichts daran zu ändern, dass die Wachstumslogik selbst im Grunde genommen in der Sphäre des bloßen Lebens verbleibt und unfähig ist, diese Sphäre auf ein sinnvolles Leben hin zu transzendieren, da ein Jenseits der Versorgung mit materiellen Gütern in ihrem Koordinatensystem gar nicht vorkommt. Dabei ist gerade dieses Jenseits der Ort »des wirklichen ›menschlichen Dramas‹«[53], in dem es um die eigentlich menschlichen Probleme und Bedürfnisse oberhalb der – wenn man so will – bloß tierischen Lebensfunktionen geht.[54]

Natürlich bildet die materielle Versorgung das erste Interesse des Menschen, wenn sich jedoch alles darauf reduziert, dann bleibt eben selbst bei größtem Luxus letztlich das Unbehagen, welches sich in folgender Formulierung von Tucholsky findet: »und dann das Gefühl: Wozu? Warum das alles? Für wen? Gewiss, im Augenblick, wenn du nichts zu fressen hast, dann wirst du schon herumlaufen und dir was zusammenklauben, aber so ein echter, rechter Lebensinhalt dürfte das wohl nicht sein.«[55] Es geht gerade um das, was der Mensch macht, wenn er versorgt ist. Seine Tätigkeit beginnt zwar mit der Arbeit, erschöpft sich aber nicht darin, sondern geht noch weiter. In Abwandlung eines bekannten Wortes von Aristoteles über die Polis könnte man sagen, des Menschen Tätigkeit ist zwar um des *bloßen* Lebens willen *entstanden*, sie *be-*

53 Mandel, E.: *Marxistische Wirtschaftstheorie,* Bd. 2, 4. Aufl., Frankfurt a. M. 1979, S. 875.

54 Der Unterscheidung der beiden »Sphären« des bloßen und des guten (sinnvollen) Lebens entsprach in der griechischen Antike tatsächlich eine lokale Differenz, nämlich die Differenz von Oikos und Polis, vgl. Arendt (wie Anm. 17), S. 33ff. und Schmitz, H. -G.: *Das Mandeville-Dilemma,* Köln 1997, S. 29ff. – Selbstverständlich kam damals unter der Bedingung wirtschaftlicher Knappheit nur eine Minderheit in den Genuss des guten Lebens in der Polis.

55 Tucholsky, K.: *Panter, Tiger & Co,* Reinbek bei Hamburg 1960, S. 214; vgl. Marx (wie Anm. 15, S. 515): »Essen, Trinken und Zeugen etc. sind zwar auch echt menschliche Funktionen. In der Abstraktion aber, die sie von dem übrigen Umkreis menschlicher Tätigkeit trennt und zu letzten und alleinigen Endzwecken macht, sind sie tierisch.«

steht aber um des *guten* Lebens willen;[56] und ein solches gutes und sinnvolles Leben verlangt eben, dass der Mensch um des Menschen willen handelt und so seiner – in seinem Bewusstsein und seiner Freiheit gründenden – Selbstzweckhaftigkeit gerecht wird. Diese Selbstzweckhaftigkeit macht die Würde des Menschen aus, so dass das ausschließlich am Haben orientierte Tätigsein letzten Endes entwürdigend ist. Ein Tun, das bloß um äußerer Dinge willen geschieht, unterbietet die spezifischen Möglichkeiten des Menschen, indem hier der Mensch selbst instrumentalisiert wird und seine Lebensäußerung zunehmend den Charakter eines mechanischen Prozesses annimmt. Damit aber fehlt solchem Tun die eigentümlich menschliche Dimension der Selbstreflexion, die spezifisch menschliche Dimension der Zwecksetzung, der Sinnfrage und damit der Freiheit. Alle diese Privationen lassen sich zusammenfassen in dem einen Verdikt der Geistlosigkeit: Ein Tun, in dem es ausschließlich um den materiellen Nutzen geht, ist letztlich ein *geistloses* Tun.[57]

In diesem Sinne fordert die humanistische Orientierung daher vor allem eine Umkehrung des Blicks, und zwar so, dass sowohl Arbeit als auch Konsum als das genommen werden, was sie *eigentlich* sind, also nicht mehr als Lebensinhalt im Dienste der Wachstumslogik und des Erwerbs einer immer größeren Menge von Gütern, sondern als Mittel zum Besorgen des Notwendigen. Daraus ergibt sich dann konsequenterweise eine möglichst weitgehende Reduzierung des Arbeitspensums. Die entsprechende Maxime für die Arbeit muss denn auch lauten: So viel Arbeit wie nötig, so wenig Arbeit wie möglich![58] Terminologisch könnte man demgemäß die historische Tendenz der Tätigkeit des Menschen als eine Entwicklung von der *Arbeit* zur *Praxis*

56 Vgl. Aristoteles: *Politik* (wie Anm. 24), S. 4 (Buch I, 2).

57 In diesem Sinne hat die Bemerkung Naphtas (in Thomas Manns »Zauberberg«) über die innere Zusammengehörigkeit von christlicher Religion (bei der ja der Begriff des Geistes eine zentrale Rolle spielt) und »Überwindung des Ökonomismus« durchaus ihre tiefe Berechtigung (Mann, wie Anm. 21, S. 550f.); das wird wohl der Grund sein, warum die Kirche heutzutage manchmal fast schon als Refugium des Geistes erscheinen mag. Das Transzendieren des platten Ökonomismus ist eben ein genuin geistiges Bedürfnis, wobei der Versuch der Befriedigung dieses Bedürfnisses natürlich auch in die Hose gehen kann: Hier sei nur an das ganze Feld der »Esoterik« erinnert. Es ist übrigens das dominierende quantitative Denken selbst, welches dadurch, dass es in *geistiger* Hinsicht eine *Leer*stelle hinterlässt, den Aufschwung esoterischer Quacksalberei begünstigt; vgl. zu diesem Zusammenhang Pöggeler, O.: Hegels *Idee einer Phänomenologie des Geistes,* 2., durchgesehene und erw. Auflage, Freiburg/München 1993, S. 398f.

58 Vgl. Nietzsche (wie Anm. 49, S. 231f.): »wer von seinem Tage nicht zwei Drittel für sich hat, ist ein Sclave, er sei übrigens wer er wolle: Staatsmann, Kaufmann, Beamter, Gelehrter.«

bezeichnen: »So wie für Friedrich Engels die ganze Geschichte der in Klassen gespaltenen Gesellschaft nur die Vorgeschichte der Menschheit darstellt, ist auch die traditionelle Arbeit nur die prähistorische Form der schöpferischen, universellen menschlichen *Praxis*, die keine *Sachen* mehr erzeugt, sondern harmonisch entwickelte *Persönlichkeiten*.«[59] In der Praxis geht es mithin um die Bildung des Menschen, wobei Bildung hier selbstverständlich nicht im Sinne der Habenorientierung verstanden werden darf, welche die Bildung in ein Statussymbol und Prestigeobjekt verwandelt, indem sie die Bildungsinhalte zu einem äußeren Kanon hypostasiert und die Bildung dann als den Erwerb und Besitz dieses Kanons definiert. Gegenüber diesem äußerlichen Bildungsbegriff ist die Bildung eigentlich und gerade der Prozess, in dem der Mensch sich als Mensch ausbildet, wobei die Bildungsinhalte auch nur als lebendige Momente dieses Prozesses ihren wirklichen Sinn erfüllen. Zu diesem Prozess gehört dann auch, dass jeder seine individuellen Fähigkeiten (also das, was ihm liegt) entwickelt und so seine inneren Bedürfnisse befriedigt, dass also jeder seiner – um es ein wenig pathetisch auszudrücken – Berufung nachgeht und so seine je eigentümliche Lebendigkeit ausleben kann.

An die Stelle der bloß äußerlich bleibenden *Erwerbs*tätigkeit tritt damit die wahre *Berufs*tätigkeit, welche von jener klar und deutlich unterschieden werden muss: *Echte humane Tätigkeit* ist eben mehr als bloße Erwerbsarbeit und bloßer Konsum, sie ist ein Tätigsein, bei dem der Mensch ganz dabei ist, bei dem es um das geht, was er wirklich will, was ihn selbst interessiert und damit auch ganz persönlich betrifft. Ein solches nicht bloß äußeres, sondern wahrhaft erfüllendes Tun ist also immer individuelle und personale Tätigkeit, die zu ihrem Vollzug zwar immer der äußeren Welt bedarf (und gegebenenfalls äußerste Objektivität verlangt), deren spezifisches Kennzeichen aber gerade die *innere* Lebendigkeit und Anteilnahme der Person ist;[60] daher ist ja auch das Denken, durch das man von jeher den Menschen vom Tier unterschieden hat, die reinste und höchste Form humaner Tätigkeit.[61] Diese Bestimmung muss

59 Mandel (wie Anm. 53), S. 872.

60 Vgl. Faust: »Das Pergament, ist das der heil'ge Bronnen, / Woraus ein Trunk den Durst auf ewig stillt? / Erquickung hast du nicht gewonnen, / Wenn sie dir nicht aus eigner Seele quillt«, Goethe, J. W.: *Faust*. Der Tragödie erster Teil, Stuttgart 1986, S. 18 (Verse 566ff.).

61 Vgl. Arendt (wie Anm. 17), S. 14, 414f. – In diesem Sinne ist auch das Philosoph-sein kein elitäres, sondern ein allgemein-menschliches Ideal (vgl. dazu z. B. Ernest Mandels Vision »einer fortschreitenden Veränderung aller Menschen in Gelehrte«, Mandel, E.: *Entstehung und Entwicklung der ökonomischen Lehre von Karl Marx,* Reinbek bei Hamburg 1982, S. 111). Man darf allerdings die Bestimmung dessen, was hier *echte humane Tätigkeit* genannt wurde, nicht zu intellektualistisch interpretieren und sich

allerdings geradezu unverständlich sein in einer Zeit, in der die Menschen jeder Zerstreuung gierig nachgehen, nur um *nicht* denken zu müssen![62] Wie dem auch sei, gemessen an der Intensität und der lebendigen Beziehung zum Subjekt ist das wachstumslogische Erwerbsstreben im Grunde bloß äußere Geschäftigkeit, der es an *echter* Aktivität mangelt. So gesehen müsste eigentlich das übliche Verständnis von Aktivität und Passivität genau umgekehrt werden: Gerade das, was in einer besonders ausgeprägten Weise als Aktivität erscheint, nämlich die hektische Bewegung des geschäftlichen Treibens, ist vom genuin humanen Standpunkt aus im Grunde genommen Passivität.[63]

Es ist nun ganz offensichtlich, dass der in echt humaner Weise aktive Mensch von sich aus und durch sich selbst in einem ganz anderen Verhältnis zu den Dingen und zum äußeren Reichtum steht als der homo oeconomicus der Wachstumslogik: Geht es nämlich um den Menschen selbst und sind damit die äußeren Güter in ihrem instrumentellen Charakter durchschaut, dann wird auch die Habsucht tendenziell durch das Ideal der Autarkie ersetzt. Autarkie, also Selbstgenügsamkeit, meint eine Haltung, aufgrund deren man sich zunehmend von solchen Dingen unabhängig macht, welche für die Entwicklung der Persönlichkeit gleichgültig sind oder ihr gar im Wege stehen; das Streben nach Autarkie entspricht dem Menschen, sofern er seinen Zweck und seinen Schwerpunkt nicht mehr außer sich hat, sondern in sich; und die-

nicht zu dem Urteil Tonio Krögers verführen lassen, dass »alles Handeln … Sünde (ist) in den Augen des Geistes (Mann, T.: *Tonio Kröger,* 40. Aufl., Frankfurt a. M. 2003, S. 38). Auch hier entscheidet wieder die Perspektive: Handelt es sich um bloß äußeres Treiben oder nicht? Geht bei einer Tätigkeit etwas *in mir* vor oder nicht? (Vgl. Fromm, wie Anm. 34, S. 134) – In diesem Sinne mag die hier gegebene Bestimmung an Schillers Unterscheidung zwischen einem »Brotgelehrten« und einem »philosophischen Kopf« erinnern: »Nicht *was* er treibt, sondern *wie* er das, was er treibt, behandelt, unterscheidet den philosophischen Geist«, Schiller, F.: Was heisst und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte, in: *Schillers Werke,* Standard-Klassiker-Ausgabe in zehn Bänden, Bd. VII, Hamburg o. J., S. 11.

62 Denken hier im Sinne von Besinnung, also in dem Sinne, in dem Heidegger sogar sagen konnte: Selbst »die Wissenschaft denkt nicht«, Heidegger, M.: *Was heißt denken?,* Stuttgart 1999, S. 8.

63 Vgl. Fromm (wie Anm. 33), S. 91ff., Nietzsche (wie Anm. 49, S. 233) spricht in diesem Zusammenhang von der »Faulheit, welche im Grunde der Seele des Thätigen liegt«. Vgl. dazu auch – mutatis mutandis – Kants Bemerkung, dass »nicht jede Hantierung … Praxis (heißt)«, Kant, I.: Über den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis, in: ders.: *Werkausgabe* in zwölf Bänden, Bd. 11, herausgegeben von W. Weischedel, 10. Aufl., Frankfurt a. M. 1993, S. 127/A 210. – Zugleich ist eine Gesellschaft, in der der Tätigkeitstyp der bloß äußeren Geschäftigkeit, welche ohne innere Verbindung bleibt, dominiert, »eine *erlebnisreiche*, aber *erfahrungslose* Gesellschaft«, Rosa (wie Anm. 43), S. 235.

ses »Bei-sich-selbst-sein« hat Hegel sehr treffend als Freiheit bestimmt.[64] Der Zweck des Menschen, so könnte man nun auch sagen, ist nichts anderes als die Gestaltung seiner *Freiheit*. Daher wird er denn auch nach dem streben, was heute geradezu verpönt ist: nach freier Muße. An dem Maße, in dem der Mensch der Muße und des Müßiggangs fähig ist, zeigt sich das Maß der Entwicklung seiner Persönlichkeit, denn schließlich offenbart sich hier, ob er auch jenseits der Tätigkeiten, die der physischen Notwendigkeit geschuldet sind, etwas mit sich anzufangen weiß.[65]

Weit davon entfernt, aller Laster Anfang zu sein – dies ist viel eher die Langeweile –, handelt es sich beim Müßiggang im Grunde um die spezifisch menschliche Existenzweise, in der sich die Spreu vom Weizen trennt. Der typische Konsummensch ist nämlich zu dieser Existenzweise ganz und gar unfähig, da er in seiner Konsumhaltung beständig der Animation von außen bedarf. Gerade durch dieses permanente Angewiesensein auf Äußeres jedoch geht er seiner Freiheit verlustig, denn er begibt sich nicht nur in Abhängigkeit von den Dingen und Umständen, sondern verzichtet auch auf seinen *eigenen* Willen und seine *eigene* Entscheidung, da er sich ja sein – notwendig flatterhaftes – Selbstgefühl von der Außenwelt vorgeben lässt. Wollte man bei solchen Menschen überhaupt noch von Freiheit sprechen, dann nur von der »Freiheit ihrer Nichtigkeit. Sie sind nichts, … und also sind sie ganz frei zu meinen und zu urteilen, und zwar immer nach neuestem Schnitt und à la mode.«[66]

64 Hegel, G. W. F.: Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte, in: ders.: *Werke* in zwanzig Bänden, Bd. 12, Redaktion E. Moldenhauer und K. M. Michel, 4. Aufl., Frankfurt a. M. 1995, S. 30; vgl. Epikur (wie Anm. 1, S. 72): »Die schönste Frucht der Selbstgenügsamkeit ist Freiheit.«

65 Ganz ähnlich erklärt Schopenhauer (wie Anm. 48) die Einsamkeit, also die eigene Gesellschaft, zum Gradmesser der Persönlichkeit, »denn in ihr fühlt der Jämmerliche seine ganze Jämmerlichkeit, der große Geist seine ganze Größe, kurz, jeder sich als was er ist« (S. 153). »Demgemäß wird jeder in genauer Proportion zum Werte seines eigenen Selbst die Einsamkeit fliehen, ertragen, oder lieben« (S. 152f.). – Es sei eigens angemerkt, dass der Begriff der Muße hier nicht im üblichen Sinne von purer Untätigkeit und Faulheit gebraucht wird, sondern in seinem ursprünglichen und eigentlichen Sinne als »Gelegenheit oder Möglichkeit, etwas tun zu können« (vgl. Duden: Das Herkunftswörterbuch, in: Der Duden in 10 Bänden, Bd. 7, Mannheim 1963, S. 458). Der Müßiggang ist so gewissermaßen der Inbegriff dessen, was man als Praxis im eigentlichen Sinne bezeichnet! Vgl. dazu insgesamt das so amüsante wie anregende Büchlein von Hodgkinson, T.: *Anleitung zum Müßiggang,* 5. Aufl., Frankfurt a. M. 2006.

66 Mann, T.: *Betrachtungen eines Unpolitischen,* Frankfurt a. M. 1995, S. 13. – Mit *Kierkegaard* könnte man sagen, dass diese Menschen noch im »ästhetischen« Stadium der Existenz stecken (im Unterschied zum »ethischen« und »religiösen« Stadium), vgl.

Ganz anders sieht die Sache beim wahrhaft freien Menschen aus, dem es gar nicht in den Sinn kommt, jeder Mode nachzulaufen und sein Leben mit dem Erwerb von immer mehr Dingen zu vergeuden; vielmehr weiß er nur zu gut: »Wer besitzt, wird besessen.«[67] Wobei es die Ironie der das Leben durchwaltenden Dialektik ist, dass die Dinge (und damit die Welt) gerade bei denen, die immer mehr und eigentlich alles haben wollen, zuletzt nicht gut aufgehoben sind, da für das bloß quantitative Denken die einzelnen Dinge im Grunde den Charakter des Austauschbaren und Beliebigen haben, während sie umgekehrt erst bei denjenigen echte Bedeutung und Wert erhalten, die die Dinge nicht als Zweck des guten Lebens akzeptieren, sondern lediglich als Mittel desselben.[68]

Dabei hat die veränderte Einstellung den Dingen und sich selbst gegenüber selbstverständlich auch Konsequenzen für das Verhalten der Menschen untereinander: Wie nämlich »der Mensch sich selbst gegenübersteht, so steht ihm der *andre* Mensch gegenüber. Was von dem Verhältnis des Menschen … zu sich selbst, das gilt von dem Verhältnis des Menschen zum andren Menschen.«[69] Verwandelt der – durch die Reduzierung aller Tätigkeit auf *Erwerbs*arbeit – entfremdete Mensch seine eigene Lebensäußerung in ein bloßes Mittel im Dienst des Habens, so erscheint ihm notwendig auch der andere nur als Mittel zum eigenen selbstsüchtigen Zweck, wenn nicht sogar als potentielle Bedrohung, die es auszuschalten gilt. Die für den auf der Habsucht fußenden Egoismus grundlegende zwischenmenschliche Beziehung ist die der

Kierkegaard (wie Anm. 49), S. 704ff., dazu kurz und knapp Weischedel, W.: *Die philosophische Hintertreppe,* 24. Aufl., München 1994, S. 234f., *Fichte* zählt sie zur Gattung der »Dogmatiker« (im Unterschied zur Gattung der »Idealisten«), Fichte, J. G.: Erste Einleitung in die Wissenschaftslehre, in: Bubner, R. (Hg.): *Deutscher Idealismus,* Stuttgart 1985, S. 137f.

67 Nietzsche, F.: Zur Genealogie der Moral, in: ders.: *Kritische Studienausgabe* (KSA), Bd. 5, hrsg. von G. Colli und M. Montinari, München/Berlin/New York 1988, S. 354.

68 Vgl. dazu Rosa (wie Anm. 43), S. 378f. Das Haben-wollen als vorherrschende Orientierung erzeugt nicht nur innere Leere, sondern mit dieser zugleich auch die Unfähigkeit, mit den Dingen wirklich etwas anfangen zu können, da die Dinge an sich nämlich gar keinen Wert haben; wenn der Mensch sich selbst entfremdet ist, dann bleiben ihm auch die Dinge fremd und äußerlich. Die für das gelingende Leben des Menschen konstitutive Subjekt-Objekt-*Beziehung* lässt sich eben nicht aus der »Freiheit der Nichtigkeit« gestalten (in diesen Kontext gehört auch das Problem der sogenannten Wegwerfgesellschaft). – Wenn Hannah Arendt (wie Anm. 17, S. 325) gegen Marx betont, dass »*Welt*entfremdung und nicht *Selbst*entfremdung« das Problem der Neuzeit kennzeichnet, dann entgeht ihr, dass beide im Grunde keine Antithese bilden, sondern zusammengehören.

69 Marx (wie Anm. 15), S. 517f.

Konkurrenz, also »der Krieg unter den Habsüchtigen.«[70] Dagegen erscheint in der humanistischen Orientierung mit ihrer Betonung der Würde des Menschen der andere Mensch *als Mensch*, so dass an die Stelle der Konkurrenz soziale Werte wie Hilfsbereitschaft und Solidarität treten.[71]

Der Kontrast zwischen der Position des *Gegen*einander-handelns auf der einen Seite und der des *Mit*einander-handelns auf der anderen lässt sich exemplarisch an der unterschiedlichen, ja entgegengesetzten Haltung gegenüber der Frage des geistigen Eigentums illustrieren: Während der Mensch auf dem Standpunkt des Konkurrenzdenkens jede Erfindung (also neues technologisches Wissen) eifersüchtig bewacht und ihre Anwendung ausschließlich für sich selbst reklamiert, um auf diese Weise einen persönlichen wirtschaftlichen Vorteil zu erzielen, liegt es gerade im Interesse des solidarischen Menschen, dass seine Erfindung auch von anderen benutzt wird und dadurch dazu beiträgt, die Lebensumstände der Menschen zu verbessern.[72] Die unterschiedliche ethische Orientierung ist offensichtlich. Wie sich ja überhaupt – nebenbei bemerkt – die bürgerliche (Konkurrenz-) Gesellschaft selbst geradezu etwas darauf einbildet, dass sie durch ihr Prinzip der Institutionalisierung des Egoismus und des Eigennutzes eine nach klassischem Verständnis *tugendlose* Gesellschaft ist; daher kann auch ein Wirtschaftsprofessor in einer öffentlichen Gesprächsrunde unwidersprochen feststellen, dass »die Ethik der Mäßigung heute ein Verbrechen ist« (da durch sie Arbeitslosigkeit pro-

70 Ebd., S. 511; vgl. ders.: Zur Judenfrage (1844), in: Marx-Engels-Werke (MEW), Bd. 1, 15. Aufl., Berlin 1988, S. 365.

71 Vgl. dazu die brillante Analyse des jungen Marx in: Marx, K.: Auszüge aus James Mills Buch »Élémens d'économie politique«, in: Marx-Engels-Werke (MEW), Bd. 40, 2. Aufl., Berlin 1990, S. 459ff. – Christlich gesprochen, tritt an die Stelle der Konkurrenz als der dominierenden zwischenmenschlichen Beziehung die *Liebe*. Sofern die Liebe ganz allgemein die Bewegung ist, in der ich gerade durch Vereinigung und in der Vereinigung (mit einem anderen Menschen, mit einer Sache, die mich interessiert) ganz ich selbst bin, kann man insgesamt den Sinn des Lebens formell auch als Liebe bestimmen.

72 Vgl. gegen die absurde Idee des geistigen Privateigentums Schillers Beschreibung der Haltung des »philosophischen Kopfs« (wie Anm. 61, S. 11): »Zwischen denkenden Köpfen gilt eine innige Gemeinschaft aller Güter des Geistes; was einer im Reiche der Wahrheit erwirbt, hat er allen erworben. – Der Brotgelehrte verzäunet sich gegen alle seine Nachbarn, denen er neidisch Licht und Sonne missgönnt«. Dass die zum Konkurrenzdenken gehörende Logik des Patentrechts offen menschenverachtende Konsequenzen zeitigen kann, hat sich z. B. gezeigt, »als 39 Pharmakonzerne im Frühjahr 2001 das von der Aids-Seuche gepeinigte Südafrika verklagten, weil es billige HIV-Medikamente aus Indien und Brasilien importieren wollte«, Schumann, H.: Die Globalisierung folgt dem falschen Programm, in: ders. /C. Grefe/M. Greffrath: *attac*, Reinbek bei Hamburg 2003, S. 97.

duziert werde)![73] Während doch die vorangegangenen Überlegungen gezeigt haben, dass gerade das Maßhalten ein konstitutives Moment eines sinnvollen Lebensvollzugs ist;[74] schließlich liegt ja der Sinn der Entwicklung der Wirtschaft nicht darin, immer mehr zu haben, der Sinn des Wachstums also nicht im Wachstum selbst, sondern in der durch es ermöglichten freien Muße. Daher sind ja auch die Reduzierung der Arbeit und – ab einem bestimmten Niveau – das Begrenzen des Wirtschaftswachstums vernünftige Forderungen im Interesse der Entfaltung des Menschen.[75] An dieser Stelle müssen nun allerdings zwei Einwände erörtert werden, denen das Gesagte unter den gegenwärtigen Bedingungen fast zwangsläufig ausgesetzt ist.

3.2. Einwände

Wenn die Forderung erhoben wird, dem Wachstum der Wirtschaft eine Grenze zu setzen, so dass nicht automatisch immer mehr produziert wird, wenn also gefordert wird, gegebenenfalls das erreichte Niveau der Wirtschaft – wenigstens vorübergehend – lediglich zu halten, und wenn diese Forderung dann auch noch als der eigene Wille der Menschen selbst ausgegeben wird, dann wird wohl fast unvermeidlich der Einwand auftauchen, dass dieser Stillstand im Widerspruch zur natürlichen Dynamik des Menschen stehe. Man könne unmöglich die Entwicklung des Menschen willkürlich an einem bestimmten Punkt stoppen; der Mensch habe von Natur aus den Drang, immer weiter zu

73 Da nimmt es auch nicht mehr wunder, dass heute Geiz »geil« ist. – Selbstverständlich hat der Herr Professor mit seiner Bemerkung recht, dass Mäßigung heutzutage zu wirtschaftlichen Problemen führt; allerdings entgeht ihm ebenso selbstverständlich, dass er damit nicht eigentlich der Mäßigung, sondern der heutigen Organisationsweise der Wirtschaft das Urteil gesprochen hat; diese Einsicht ist jedoch auf dem Standpunkt der instrumentellen Vernunft und ihrer Eindimensionalität nicht möglich. Der Gedanke, dass die Tugend gesellschaftlich schädlich sei, findet sich übrigens schon bei Mandeville, der in seiner *Bienenfabel* (1714) mit diesem Gedanken allerdings Satirisch-Aufklärerisches im Schilde führte. – In der klassischen Tradition gehörte die Mäßigung (oder Besonnenheit) bekanntlich neben der Tapferkeit, der Weisheit und der Gerechtigkeit zu den vier Kardinaltugenden, vgl. z. B. Platon: Der Staat (Politeia), deutsch von A. Horneffer, Stuttgart 1949, S. 123ff. (Buch 4, Kap. VI). – Die Kritik der modernen Tugendlosigkeit darf nicht mit Institutionenfeindlichkeit verwechselt werden, denn zweifellos bedarf im politischen Raum – um es mit Montesquieu zu sagen – auch die Tugend der Grenzen, also eines institutionellen Arrangements, welches geeignet ist, Machtmissbrauch zu verhindern, vgl. Montesquieu: *Vom Geist der Gesetze,* eingeleitet, ausgewählt und übersetzt von K. Weigand, Stuttgart 1989, S. 211 (XI. Buch, 4. Kap.); s. dazu auch unten Anm. 100.

74 Vgl. Hösle (wie Anm. 36), S. 78ff.

75 Vgl. Mandel (wie Anm. 53), S. 864f.

gehen und jeden erreichten Zustand auf ein Neues hin zu überwinden. Leben sei nun einmal Bewegung und daher das Streben des Menschen prinzipiell unabschließbar.

Dieser Einwand steht nun zunächst durchaus im Einklang mit dem, was oben bereits über den Menschen und seine Verfassung ausgeführt wurde. Es wurde ja gesagt, dass der Mensch ein Wesen ist, das nicht mehr unmittelbar identisch ist mit seinem Tun und das sich deshalb wissentlich und willentlich für einen bestimmten Lebensvollzug *entscheiden* muss. Das aber heißt praktisch nichts anderes, als dass der Mensch ein Wesen ist, dem Freiheit zukommt; und in seiner Freiheit ist der Mensch allerdings nicht ein für allemal fertig da. Vielmehr ist er aufgrund seiner Freiheit in gewisser Weise sein eigener Entwurf. Damit gehört zu seiner Wirklichkeit immer auch die Möglichkeit des Andersseins, und zwar so, dass die beiden Dimensionen des Wirklichen und des Möglichen im menschlichen Sein eine untrennbare Einheit bilden. Menschliches Sein gibt es weder als pure Faktizität noch als pure Idealität; seine Faktizität ist immer Faktizität im Horizont der Idealität und seine Idealität immer Idealität im Horizont der Faktizität.[76] Es ist diese Dialektik des menschlichen Seins, die Sartre in seiner Unterscheidung der beiden Seinsweisen des An-sich-Seins und des Für-sich-Seins zu der Bestimmung geführt hat, das menschliche Sein sei ein Sein, »das das zu sein hat, was es ist, das heißt, das das ist, was es nicht ist, und das nicht das ist, was es ist.«[77] Der Mensch ist so in der Tat kein statisches Wesen, sondern ein dynamisches; er ist wesentlich prozessuales Sein. In diesem Sinne hat Heidegger die Zeitlichkeit und damit die Geschichtlichkeit als Grundverfassung des Menschen hervorgehoben;[78] entsprechend hat Nietzsche den Willen als das Wesen des Menschen gefasst und demgemäß von der »Erhöhung des Typus ›Mensch‹« und der »Selbst-Überwindung des Menschen« gesprochen,[79] welche auch der Sinn des berühmten Goethewortes vom »Stirb und werde!« ist.[80]

76 Vgl. dazu Schneider, W.: *Personalität und Pädagogik,* Weinheim 1995, S. 139ff., 169.

77 Sartre, J. -P.: *Das Sein und das Nichts,* 11. Aufl., Reinbek bei Hamburg 2005, S. 1055.

78 Heidegger (wie Anm. 18), S. 17, 382; vgl. dazu Marcuse, H.: Beiträge zu einer Phänomenologie des Historischen Materialismus (1928), in: ders.: *Schriften,* Bd. 1, Frankfurt a. M. 1978, S. 360f. – Dass Heidegger in seiner Konzeption die Zeitlichkeit verdinglicht und nicht als abgeleitete Form der Praxis begreift, kann hier vernachlässigt werden, vgl. Kosík (wie Anm. 15), S. 70 Anm. 4, 203f.

79 Nietzsche, F.: Jenseits von Gut und Böse, in: ders.: *Kritische Studienausgabe* (KSA), Bd. 5, hrsg. von G. Colli und M. Montinari, München/Berlin/New York 1988, S. 205, s. a. S. 207f.

80 Goethe, J. W.: West-östlicher Divan (Buch des Sängers: Selige Sehnsucht), in: ders.: *Sämtliche Werke,* I. Abteilung, Bd. 3 (Teil 1), Frankfurt a. M. 1994, S. 25. – Die

Wenn also Entwicklung zum Menschen dazugehört und das Sein des Menschen tatsächlich ein Fortschreiten ist, so darf nun jedoch dieser Fortschritt nicht *ökonomisch* verkürzt werden. Genau das ist aber der Fall beim herrschenden Gerede von der Notwendigkeit des Wirtschaftswachstums: »Der Wachstumsbegriff usurpiert den Fortschrittsbegriff, und er ist heute so selbstverständlich, dass niemand ihn hinterfragt.«[81] Nur vor dem Hintergrund des Wachstumsfetischismus und der entsprechenden Dominanz der ökonomischen Perspektive, durch die die Wirtschaft alle anderen Lebensäußerungen absorbiert und ihrem eigenen Maßstab unterstellt hat, kann der Schein entstehen, als stehe die Forderung nach ökonomischer Begrenzung im Widerspruch zur Dynamik des Menschen. Dabei ist diese Dynamik alles andere als identisch mit der ständigen Vermehrung der verfügbaren Dinge und technischen Apparate; im Gegenteil, diese Vermehrung als dominante Gestalt der Prozesshaftigkeit des menschlichen Seins bedeutet im Grunde eine Veräußerung dieser Dynamik, welche doch eigentlich und vor allem einer personalen Richtung und Gestaltung bedarf, um das Sinnbedürfnis des Menschen zu befriedigen.[82] An dieser Stelle offenbart sich wieder die für die Wachstumslogik insgesamt so charakteristische Verkehrung von Mittel und

Liste der Philosophen mit – mutatis mutandis – gleichlautenden Bestimmungen ließe sich (nahezu) beliebig fortsetzen. Man sieht: Wenn man sich den Einsichten der Philosophie – gemäß ihrem »Weltbegriff« – von der Frage her nähert, was sie eigentlich konkret bedeuten, was sie praktisch für den Menschen heißen, dann findet man den Gedanken Heideggers bestätigt, dass die größten Denker im Grunde dasselbe wollen (vgl. Koch, A. F.: Stationen der klassischen deutschen Philosophie, in: ders. (Hg.): *Die klassische deutsche Philosophie,* München 1989, S. 12). – Den subalternen Einwand des Eklektizismus kann man im vorliegenden Fall übrigens getrost ignorieren, da es hier nicht um Philo*logie* geht, sondern um Philo*sophie*, also nicht schulmäßig um die einzelnen Philosophen und ihre jeweiligen Systeme, sondern um die Sache selbst, welche lediglich durch den Rückgriff auf verschiedene Philosophen erhellt werden soll.

81 Altvater (wie Anm. 13), S. 99. Zur Entwicklung des neuzeitlichen Fortschrittsbegriffs vgl. Fetscher (wie Anm. 13), S. 25ff.

82 Gegen die ökonomisch motivierte Steigerungswut der Wachstumslogik sei an die Überlegung Adornos erinnert, dass »vielleicht … die wahre Gesellschaft … aus Freiheit Möglichkeiten ungenützt (lässt), anstatt unter irrem Zwang auf fremde Sterne einzustürmen«, Adorno, T. W.: *Minima Moralia,* Frankfurt a. M. 1986, S. 207. – Der Dominanz des ökonomischen Entwicklungstyps korrespondiert übrigens eine bezeichnend ungleichmäßige Entwicklung der verschiedenen Rationalitätsformen: nämlich Fortschritt der technischen Rationalität und Regression der praktisch-sozialen Rationalität [vgl. Hösle (wie Anm. 36), S. 43f.]. Diese Regression zeigt sich z. B. daran, dass die Neoliberalen ihre reaktionäre Offensive dem Publikum doch tatsächlich als »Modernisierung« verkaufen können! Nebenbei zeigt sich wieder einmal, dass »bekanntlich … die krassesten Atavismen am heftigsten das Bedürfnis (haben), sich als

Zweck; echte humane Entwicklung äußert sich eben nicht in unbegrenztem Wachstum der Wirtschaft, sondern in der Entfaltung der Persönlichkeit, echte humane Entwicklung meint eben nicht die Forcierung der Arbeit und Steigerung der äußeren Geschäftigkeit, sondern – wie bereits gesehen – den Fortgang von der Arbeit zur Praxis, welche im Müßiggang ihre adäquate Gestalt hat. Die Vollendung der wachstumslogischen Perversion und Veräußerung manifestiert sich schließlich in dem Diktum: »Zeit ist Geld«, erscheint doch hier die Zeitlichkeit als Grundverfassung des Menschen geradewegs in einem *Ding*.[83]

Ist somit das ökonomische Wachstumsmodell aufgrund seiner dinglichen Orientierung keine angemessene Interpretation der Dynamik des Menschen, so reduziert es darüber hinaus den Fortschritt auf einen rein quantitativen Prozess, der als solcher prinzipiell keine immanente Grenze hat und daher unendlich ist.[84] Damit jedoch impliziert dieses Fortschrittsdenken strukturell eine Verdrängung des Phänomens des Todes,[85] da nämlich der Tod in der unreflektierten Verheißung grenzenlosen Fortschritts gar keinen Platz mehr hat und (scheinbar) verschwindet.[86] Die Verdrängung des Todes aber widerspricht nicht nur der Lebenswirklichkeit der Menschen, da der Mensch, so wie wir ihn kennen, nun einmal endlich ist und der Tod zum irdischen Leben dazugehört, sondern vereitelt überdies jede Chance einer authentischen personalen Gestaltung des menschlichen Seins. Schließlich ist der Tod das Phänomen, das

modern und als Fortschritt zu verkleiden«, Hesse, H.: *Lektüre für Minuten,* Frankfurt a. M. 1971, S. 14.

83 Vgl. dazu Altvater (wie Anm. 13), S. 60, 74 und Rosa (wie Anm. 43), S. 258f.

84 Wobei das entsprechende Zeitverständnis durch das Schwinden qualitativer Entwicklung im Grunde genommen keine echte Zukunft kennt und lediglich um die Gegenwart kreist, vgl. Altvater (wie Anm. 13), S. 99. Rosa (wie Anm. 43, S. 385f.) beschreibt – im Rückgriff auf Paul Virilio – die entsprechende Zeiterfahrung mit der Metapher des »*rasenden Stillstands*«, welche sehr gut das Phänomen ständigen quantitativen Fortschritts bei gleichzeitiger qualitativer Stagnation und Perspektivlosigkeit veranschaulicht. Ernst Bloch spricht in diesem Zusammenhang von einem Gesellschaftszustand, »der sich im dauernd wesenlosen Wechsel von Moden, Waren, Konjunkturzyklen und immer gleichen Krisen hält, mit bewegungsloser Unrast«, Bloch, E.: *Experimentum Mundi,* Frankfurt a. M. 1985, S. 152f.

85 Vgl. Hösle (wie Anm. 36), S. 64.

86 Rosa (wie Anm. 43, S. 287ff.) betont, dass das Versprechen, durch Beschleunigung *immer mehr* haben und erleben zu können, nicht nur den Tod verdrängt, sondern zugleich auch das Mittel zur vermeintlichen Überwindung des Todes darstellt und damit geradezu als die Antwort der Moderne auf das Problem des Todes bezeichnet werden kann; in diesem Sinne kann auch von einer »religiöse(n) Ersatzfunktion« des *Geldes* gesprochen werden (S. 285).

jeden individuell als ihn selbst betrifft, so dass der Mensch auch erst angesichts dieser eigensten und äußersten Möglichkeit eigentlich er selbst sein kann, indem sich ihm hier die Sinnfrage in ihrer ganzen Tiefe und existentiellen Bedeutung stellt und ihn zur eigenen Selbstbestimmung ruft.[87] Die Verdrängung des Todes ist damit »eine der tiefsten Ursachen für die existentielle Banalität der meisten modernen Menschen.«[88] Das oberflächliche quantitative Denken jedoch hält weiter fest an seiner Vorstellung eines linearen (hegelisch gesprochen: schlecht-) unendlichen Fortschritts, einer Vorstellung, welche letztlich – im Bündnis mit der Wissenschaft – nur grotesk-naive Illusionen zeitigt.[89]

Die Forderung nach ökonomischer Begrenzung widerspricht also nicht nur nicht dem prozessualen Charakter des menschlichen Seins, sondern liegt vielmehr in seinem Interesse, denn sie muss gerade erhoben werden, um ebendiesen Charakter sinnvoll zu gestalten. Wenn damit der Einwand, die Begrenzung des Wachstums stehe im Widerspruch zur natürlichen Dynamik des Menschen, nicht haltbar ist, so gibt es doch noch einen anderen Einwand, der auf die Konsequenz dieser Begrenzung, nämlich den Müßiggang, zielt. Er lautet: Man *muss* doch *arbeiten*!

Dieser Einwand bezieht sich nun nicht nur auf den bekannten Umstand, dass der Mensch arbeiten muss, um seinen Lebensunterhalt zu sichern, sondern impliziert darüber hinaus auch noch die Vorstellung, dass mit dem Verschwinden der Arbeit das Leben insgesamt flach und schal sein würde. Der Müßiggang als hauptsächliche Existenzweise des Menschen sei mit dem Bedürfnis nach einem sinnvollen Daseinsvollzug nicht vereinbar, da mit der Arbeit auch der »Ernst des Lebens« verlorengehe, so dass nur noch Betätigungen übrigblieben, »die … wie das Hobby und das Steckenpferd nur noch dazu da sind, die Zeit totzuschlagen.«[90] Dies jedoch führe letzten Endes zum Verlust der Wirklichkeit, da alles nur noch zum Schein geschehe: »Denn darüber kann keine Ideologie die so Beschäftigten hinwegtäuschen: dass es auf nichts dabei ankommt, dass es ebensogut unterbleiben oder aufgeschoben oder schludrig getan werden kann (…). Die Gespenstischkeit der Irrealität

87 Vgl. Heidegger (wie Anm. 18), S. 249ff., dazu Capurro, R.: Martin Heidegger, in: Nida-Rümelin, J. (Hg.): *Philosophie der Gegenwart,* Stuttgart 1991, S. 232ff.

88 Hösle (wie Anm. 36), S. 64. – Diese Banalität ist eben das Kennzeichen der Wachstumslogik und der ihr entsprechenden Lebensweise.

89 Stichwort: Anti-Aging, Einfrieren u. dgl. – Die Wissenschaft ist in ihrer Eindimensionalität durchaus ungeeignet für eine realistische Auseinandersetzung mit dem Tod; auch die Wissenschaft kann in dieser Frage nur als Glaube fungieren … nur eben als ein missratener!

90 Arendt, H.: Tradition und die Neuzeit, in: dies.: *Zwischen Vergangenheit und Zukunft.* Übungen im politischen Denken I, hrsg. von U. Ludz, München 1994, S. 32.

senkt sich über das ganze Als-Ob-Getue.«[91] Gerade durch das Verschwinden der Notwendigkeit wiederum bedeute die Sphäre des Müßiggangs, welche doch verheißungsvoll als Realisierung des Reichs der Freiheit ausgegeben werde, auch noch den Verlust der Freiheit selbst, da diese nicht jenseits der Notwendigkeit liege, sondern im »Treffen mit ihr« bestehe.[92] Kann also die anvisierte alternative Lebensweise schon nicht das Sinnbedürfnis befriedigen, so lasse sie zu guter Letzt noch nicht einmal mehr Raum für echte Freude und echte Glücksgefühle, denn »es gibt nichts zu feiern, wo keine Daseinsschwere den ständigen Hintergrund liefert.«[93]

So viel sei nun zur besseren Orientierung an dieser Stelle schon einmal vorweggenommen: Genau wie beim vorigen Einwand mischen sich auch hier Wahrheit und Irrtum, genau wie der vorige Einwand macht auch dieser auf etwas Richtiges aufmerksam, das er dann aber fälschlicherweise im kategorialen Horizont der Wachstumslogik interpretiert. Doch eins nach dem anderen. Es ist zunächst durchaus zutreffend, dass das Hobby keine Tätigkeit darstellt, die den Kriterien für ein erfülltes Leben gerecht wird. Eine wirklich sinnvolle Tätigkeit nämlich soll zwar subjektiv sein, sie soll zwar im Subjekt und seinem Willen gründen, gleichzeitig darf sie aber nicht bloß subjektiv im Sinne von beliebig oder willkürlich sein, denn eine solche bloß beliebige Aktivität wäre in der Tat lediglich eine Spielerei, in der es letztlich um nichts geht; sie wäre gerade keine echte Aufgabe, also keine Aufgabe, die dem Menschen wirklich das Gefühl gibt, etwas Sinnvolles zu tun, und der er sich deshalb auch aus tiefer Überzeugung widmen will. Offensichtlich verlangt eine solche Aufgabe sozusagen eine *subjektiv-objektive* Bestimmung, welche dem Hobby in seiner Beliebigkeit und Belanglosigkeit gerade nicht zukommt.

Wenn also der vorgetragene Einwand richtigerweise das Hobby nicht als angemessene Betätigung gelten lässt, so darf nun jedoch die Art der Tätigkeit, die in der vorliegenden Argumentation als Müßiggang bezeichnet wurde, *nicht* mit dem Hobby *verwechselt* werden. Es ist das charakteristische Kennzeichen der Wachstumslogik und der ihr entsprechenden Arbeitsgesellschaft,

91 Jonas (wie Anm. 45), S. 362f.

92 Ebd., S. 357.

93 Ebd., S. 369. – Vgl. den psychologischen Befund Freuds: »Was man im strengsten Sinne Glück heißt, entspringt der eher plötzlichen Befriedigung hoch aufgestauter Bedürfnisse und ist seiner Natur nach nur als episodisches Phänomen möglich. Jede Fortdauer einer vom Lustprinzip ersehnten Situation ergibt nur ein Gefühl von lauem Behagen; wir sind so eingerichtet, dass wir nur den Kontrast intensiv genießen können, den Zustand nur sehr wenig«, Freud, S.: *Das Unbehagen in der Kultur* (zusammen abgedruckt mit dem »Abriß der Psychoanalyse«), Frankfurt a. M. 1988, S. 75.

dass aus ihrer Perspektive keine sinnvolle Tätigkeit jenseits der Arbeitssphäre vorstellbar ist, so dass »alle nicht-arbeitenden Tätigkeiten zum Hobby (werden).«[94] Das ist unter dem Strich auch gar nicht weiter verwunderlich, denn schließlich gehören Arbeit und Hobby im Grunde zusammen: Wie jedes Extrem sein Gegenteil provoziert, so ist auch die Kultur des Hobbys nur die Kehrseite der rigiden Dominanz der Arbeit. Wenn nun der Müßiggang mit dem Hobby gleichgesetzt wird und dann entsprechend als schwachsinnige »Beschäftigungstherapie«[95] erscheint, so kann und muss umgekehrt behauptet werden, dass die Arbeit ihrerseits zur Beschäftigungstherapie für Schwachsinnige wird, wenn man meint, um des Sinnproblems willen ihrer nicht entraten zu können. »Man wird behaupten, dass wohl ein wenig Muße angenehm sei, dass die Leute aber nicht wüßten, womit ihre Tage ausfüllen, wenn sie nur vier von vierundzwanzig Stunden arbeiten würden. Soweit das in der modernen Welt zutrifft, ist damit unserer Zivilisation das Urteil gesprochen.«[96] In der Tat spricht der Umstand, dass der heutige Arbeits- und Konsummensch noch nicht ohne weiteres zum Müßiggang fähig ist, nicht gegen den Müßiggang, sondern spiegelt nur die Erziehungs- und Bildungsdefizite einer von der Wachstumslogik dominierten Gesellschaft wider.

Was nun den echten Müßiggang vom Hobby unterscheidet, ist gerade, dass es im Müßiggang eben nicht um bloßes Spiel und puren Zeitvertreib geht, denen es offensichtlich am nötigen Ernst mangelt, um zur Erfahrung eines sinnvollen Lebens zu genügen, sondern darum, eine Tätigkeit und damit eine Daseinsweise zu finden, in der es um etwas geht, das einem wirklich wichtig ist und dadurch echte Erfüllung und tiefe Befriedigung ermöglicht. Ist eine solche Daseinsweise einerseits Ausdruck und Realisierung der Freiheit, so ist sie andererseits nichtsdestotrotz eine Aufgabe, die dem Menschen mit der Macht der Notwendigkeit gegenübertritt.[97] Hier zeigt sich, dass Freiheit und Notwendigkeit in der Tat zusammengehören, und zwar nicht nur insofern, als »das wahre Reich der Freiheit … nur auf jenem Reich der Notwendigkeit als

94 Arendt (wie Anm. 17), S. 152.

95 Jonas (wie Anm. 45), S. 356.

96 Russell, B.: *Lob des Müßiggangs,* München 2002, S. 25f. – Man kann nicht umhin, sich bei dem Argument, Arbeit sei gut für die Menschen, an die alte Behauptung des Aristoteles erinnert zu fühlen, »dass einige Menschen von Natur … Sklaven sind, für welche … es auch nützlich und gerecht ist, Sklaven zu sein«, Aristoteles (wie Anm. 24), S. 11 (Buch I, 5).

97 »Desto mehr, als nach abgeschaffter Armut und Lebenssorge sich die Todessorge besonders hart erhebt, gleichsam ohne das Unterholz übriger, banaler Depressionen«, Bloch, E.: *Das Prinzip Hoffnung,* 3 Bände, 6. Aufl., Frankfurt a. M. 1979, S. 1381 (Bd. 3).

seiner Basis aufblühn kann«,[98] sondern auch deshalb, weil der Mensch gerade in seiner Freiheit einer eigenen Notwendigkeit folgt, indem nämlich in ihm »seine eigene Verwirklichung, als innere Notwendigkeit, als Not existiert.«[99] Diese Einheit von Freiheit und Notwendigkeit bedeutet also zum einen, dass der Mensch für ein erfülltes Leben die ihm entsprechende Tätigkeit finden *muss*, und zum anderen, dass der Inhalt dieser Tätigkeit *nicht beliebig* ist.

Dieser Zusammenhang wurde ja auch schon bei der allgemeinen Erörterung der Sinnproblematik sichtbar, als für den Willen des Menschen auch nicht einfach ein beliebiges Ziel gefunden wurde: Dass es dem Menschen um sein Menschsein geht, ist keine beliebige Position neben anderen, ist also keine bloß willkürliche Alternative zur Habenorientierung, sondern entspricht objektiv dem Willen selbst. Der Wille findet eben seine Erfüllung nur als ganz *bestimmter* Wille und ist deshalb von der Willkür klar zu unterscheiden.[100]

98 Marx (wie Anm. 29), S. 828; vgl. Kosík (wie Anm. 15), S. 206f.

99 Marx (wie Anm. 15), S. 544; in diesem Sinne bezeichnet Hegel (wie Anm. 25, S. 38) das, was die Menschen an der Theorie haben, als »die Befriedigung der Notwendigkeit ihrer geistigen Natur«. – Wie ja überhaupt die Freiheit des Wählen-*Könnens* zugleich den Zwang des Wählen-*Müssens* bei sich führt, vgl. Sartre (wie Anm. 77), S. 829ff., 838 und Jonas, H.: *Das Prinzip Leben,* Frankfurt a. M. 1997, S. 158f.

100 Zur Differenz von *Wille* und *Willkür* bei Kant und Hegel vgl. die Übersicht bei Radt, P.: *Hegels Staatsphilosophie im Spannungsverhältnis zwischen Ideal- und Realpolitik,* Aachen 2003, S. 12ff., 65. – Die hier gegebene Bestimmung der Freiheit im Sinne reflexiver Wesensfreiheit gilt unbeschadet der Einsicht, dass Freiheit im *politischen* Sinne sich einer substantiellen Bestimmung entzieht und nur als – institutionell gesicherte – *formelle* Freiheit (die nun allerdings durch ihren Gegensatz zur Notwendigkeit definiert ist) Realität hat. Der gemeinsame öffentliche Raum ist eben nicht der Ort der moralischen Selbstbestimmung der Individuen, sondern der Ort ihrer Koordination, welche nur dann in Freiheit gelingen kann, wenn jeder bedenkt, dass er hier nicht allein ist und sich also auch so zu benehmen hat, also gerade nicht einfach tun kann, was er will. Jede weitergehende Bestimmung der Freiheit führt im politischen Feld letztlich nur zum Fundamentalismus, der angesichts des zentralen politischen Phänomens der *Pluralität* gerade nicht mit der Idee der Freiheit und Würde jedes Menschen vereinbar ist, vgl. ebd., S. 144ff. und Romberg, Regine: *Athen, Rom oder Philadelphia?* Die politischen Städte im Denken Hannah Arendts, Würzburg 2007, S. 96ff., 213ff. – Im Hinblick auf die *Wirklichkeit* der Freiheit kommt nach Hannah Arendt der *politischen* Freiheit eine ganz besondere Rolle zu: »Ohne einen politisch garantierten öffentlichen Bereich hat Freiheit in der Welt keinen Ort, an dem sie erscheinen könnte, und wenn sie auch immer und unter allen Umständen als Sehnsucht in den Herzen der Menschen wohnen mag, so ist sie doch weltlich nicht nachweisbar« (Arendt, H.: Freiheit und Politik, in: dies.: *Zwischen Vergangenheit und Zukunft.* Übungen im politischen Denken I, hrsg. von U. Ludz, München 1994, S. 201f.). Wer wollte nach den Erfahrungen des Nationalsozialismus und des Stalinismus ernstlich bestreiten, dass es ohne politische Freiheit letztlich auch mit der substantiellen (Willens- und Gedanken-) Freiheit nicht

Für den freien Willen gilt im Grunde dieselbe Doppelung, die Ernst Bloch der prinzipiellen Bestimmung eines Guts zugrunde legt: »Nichts ist an sich gut, wenn es nicht begehrt wird. Aber nichts wird begehrt, wenn es sich nicht selber als gut darstellt. Dass ein Trieb sich auf etwas richtet, das setzt den Trieb voraus, doch ebenso ein Fähiges in dem, worauf es sich richtet, ihn zu befriedigen. Beeren sind essbar, Holz dagegen beim stärksten Hunger nicht.«[101] Diese dialektische Natur der Freiheit lässt sich exemplarisch illustrieren an der Existenzweise des Künstlers, dessen Freiheit gerade in der notwendigen Bindung an eine bestimmte Tätigkeit ihre Vollendung findet,[102] oder an der des Gelehrten, dessen mitunter mühseliges Tun nicht trotz, sondern wegen seiner Mühe »selig« macht.[103]

Während man sich vor dem Hintergrund der Arbeitsgesellschaft *Freiheit* im Grunde nur als *Freizeit* vorstellen kann, meint die Sphäre des Müßiggangs als »Reich der Freiheit« nachgerade also mitnichten das vollständige Verschwinden der Notwendigkeit und der »Daseinsschwere«, und ebenso meint der Müßiggang selbst also alles andere als immerwährende Party und Larifari, auch wenn die Arbeit, die unter dem Druck äußerer Notwendigkeit verrichtet wird, aus dem Zentrum des Tuns verschwunden ist. Diese Zentralität der Arbeit im Denken der Menschen, die Vorstellung, man müsse doch einer streng geregelten Arbeit von morgens bis abends nachgehen, ist zuletzt sowie-

mehr weit her ist? – Diese Feststellung ändert selbstverständlich weder etwas an der sozialökonomischen Bedingtheit der Politik noch an dem Umstand, dass die politische Freiheit im Rahmen der *bürgerlichen Demokratie* durchaus noch mit Hemmnissen zu kämpfen hat, da hier der gesellschaftliche Unterbau von einem (ökonomischen Interessen-) Antagonismus durchzogen ist, der sie tendenziell unterminiert.

101 Bloch (wie Anm. 97), S. 1551 (Bd. 3).

102 Vgl. Schneider (wie Anm. 76), S. 197ff.

103 Dazu Marx: Arbeit als »Selbstverwirklichung des Individuums« meint »keineswegs …, dass sie bloßer Spass sei, bloßes amusement … Wirklich freie Arbeiten, z. B. Komponieren ist grade zugleich verdammtester Ernst, intensivste Anstrengung«, Marx, K.: *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie,* 2. Aufl., Berlin 1974, S. 505. – Selbstverständlich ist mit diesen Beispielen nicht gesagt, dass nur künstlerische oder wissenschaftliche Tätigkeiten mögliche Gestalten des Müßiggangs sind (wenngleich natürlich geistige Aktivität am längsten währt, vgl. Schopenhauer [wie Anm. 48], S. 31). Ebenso ist klar, dass auch diese Tätigkeiten Güter voraussetzen, die ihrerseits erwirtschaftet werden müssen; allerdings stellen diese Tätigkeiten, in deren Dienst hier das Wirtschaften steht, zugleich eine Begrenzung der Ökonomie dar, da sie selbst eben jenseits der rein ökonomischen Sphäre liegen. – Wenn Hans Jonas ein sinnvolles Leben ohne Arbeit (im engeren Sinne) für unmöglich hält und entsprechende Entwürfe als »Intellektuellenwahn« (Jonas [wie Anm. 45], S. 410) bezeichnet, dann ist doch gerade er als Philosoph das beste Gegenbeispiel, so dass er im Grunde seine Kritik der Muße durch sein eigenes Tun widerlegt!

so weniger der Ausdruck eines allgemein menschlichen Grundbedürfnisses als vielmehr das Resultat der Verinnerlichung der rigiden Arbeitsmoral der Wachstumslogik. Hodgkinson hat diesen Punkt sehr genau erfasst, wenn er im Blick auf die historische Entstehung der englischen Arbeiterklasse lakonisch bemerkt: »Das größte Problem der Industriellen Revolution war, wie eine Bevölkerung aus willensstarken, auf ihre Unabhängigkeit pochenden, trinkfesten, feierfreudigen, zu Krawall neigenden, das Leben liebenden Engländern in eine gefügige, disziplinierte, dankbare Belegschaft umgewandelt werden konnte.«[104]

Haben also die vorangehenden Überlegungen gezeigt, dass ein erfülltes Leben auch bei radikaler Reduzierung des Arbeitspensums keine abstrakte Utopie ist, die in der Wirklichkeit notwendig zum Scheitern verurteilt ist, sondern sehr wohl eine reale Möglichkeit, so kommt diese Erkenntnis nun nicht nur dem Wunsch der meisten nach Befreiung von monotoner und drückender Arbeit entgegen, sondern hat darüber hinaus noch den Vorteil, dass sie im Einklang steht mit der realen geschichtlichen Entwicklung. Schließlich geht diese Entwicklung nun einmal in Richtung Verringerung der notwendigen physischen Arbeit. Denn was sollte – nach der Entlarvung des Wachstumswahns – sonst der letzte Sinn der durch Wissenschaft und Technik erreichten ungeheuren Steigerung der Produktivität sein? So gesehen erweist sich der Müßiggang nicht als intellektuelle Schnapsidee, sondern als das Ziel, auf das die Entwicklung der Wirtschaft objektiv hinausläuft.[105]

Dass die sich bietenden Möglichkeiten unter der Bedingung der Wachstumslogik so in Erscheinung treten, dass heute die einen völlig von der Arbeit befreit sind (Arbeitslosigkeit!), während die Arbeitsintensität der anderen möglichst noch erhöht wird, macht nur deutlich, dass die *Erwerbsarbeit* als Prinzip der Organisation der Arbeit und als Grundlage der Teilhabe am gesellschaftlichen Reichtum letztlich ein Auslaufmodell ist.[106] Als letzter Trost mag denjenigen, die trotzdem meinen, ohne Arbeit nun so gar nicht auskommen zu können, gesagt sein, dass etwas »Arbeit« wohl immer bleiben wird.[107]

104 Hodgkinson (wie Anm. 65), S. 34; vgl. Fromm (wie Anm. 34), S. 82f. und Mandel (wie Anm. 14), S. 153f.

105 Wurde oben darauf hingewiesen, dass der Sinn nicht bloß subjektiv-willkürlich sein darf, sondern als echter Sinn Verbindlichkeit verlangt, so offenbart sich hier die *Geschichte* mit ihrer realen Tendenz als der Ort der geforderten Subjekt-Objekt-Vermittlung, als das Schauspiel der objektiven Entfaltung des Willens der Menschen, vgl. Kosík (wie Anm. 15), S. 234.

106 Vgl. Hösle (wie Anm. 39), S. 127; Kurz, R.: *Marx lesen,* Frankfurt a. M. 2006, S. 277.

107 Die Planung, Koordinierung und Durchführung der nach wie vor notwendigen (wenn auch weitgehend automatisierten) Produktion und Distribution der Güter, die

Es werden einem vermutlich niemals gebratene Tauben in den Mund fliegen; und wenn alle Stricke reißen, dann können diese Freunde der Mühsal ja immer noch dem Beispiel des Sisyphos nacheifern … ein Hügel und ein Stein müssten sich doch finden lassen!

4. Fazit

Ehe in einem zweiten Schritt die spezifisch ökonomische Struktur der Wachstumslogik auf den Prüfstand gestellt wird, ist es sinnvoll, das Resultat dieses ersten Durchgangs durch diese Logik zu resümieren, da nämlich die ökonomische Analyse zu ihrem vollen Verständnis der philosophischen Reflexion als ihrer erhellenden Voraussetzung bedarf, bildet doch diese Reflexion mit ihrer humanistischen Grundposition den *Horizont*, in dem die ökonomische Analyse steht und von dem her sie ihren Antrieb und ihren Sinn erhält. Dadurch ermöglicht die philosophische Reflexion die – für ein angemessenes Verständnis unerläßliche – kontextuelle Einordnung des ökonomischen Ansatzes und damit die Erkenntnis, dass es bei der ökonomischen Analyse der Wachstumslogik eben nicht lediglich um eine rein ökonomische Kritik einer bestimmten Wirtschaftsweise geht – und noch viel weniger um eine Kritik, die sich bloß im Rahmen der Wachstumslogik bewegt –, sondern letzten Endes um die prinzipielle Alternative zwischen unterschiedlichen *Lebensweisen*.

Der Ausgangspunkt der Betrachtung war das Unbehagen an der Selbstverständlichkeit, mit der alle Welt von der Notwendigkeit wirtschaftlichen Wachstums spricht. Entsprechend wurde der ganz grundsätzlichen Frage nachgegangen, ob denn die Menschen überhaupt ständiges Wachstum wollen und brauchen, ob denn die Wachstumslogik überhaupt konsistent und sinnvoll und dem Menschen angemessen ist. Zur Beantwortung der Frage wurde das entwickelt, was sich zeigt, wenn man sich einmal wirklich auf die Wachstumslogik einlässt, wenn man einmal wirklich dem nachdenkt, was eigentlich in dieser Logik steckt.[108] Dabei hat sich ergeben, dass der kategorische

Organisation der Infrastruktur (einschließlich der medizinischen und sozialen), die Hausarbeit usw. Hier sei noch erwähnt, dass sich selbstverständlich auch der Charakter der Arbeit selbst verändert, wenn sie nicht mehr als Erwerbsarbeit existiert, sondern als bewusste und gemeinsame Anstrengung zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse (vgl. Fetscher, I. (Hg.): *Grundbegriffe des Marxismus*, 2. Aufl., Hamburg 1979, S. 82ff.). Die Unterscheidung von Arbeit und Praxis bleibt aber sinnvoll.

108 Die zentralen Momente der Wachstumslogik, die dabei zutage gefördert wurden, sind selbstverständlich nicht identisch mit der Mannigfaltigkeit der empirischen Realität und haben demgemäß gewissermaßen idealtypischen Charakter; sie bilden gleichwohl die *grundlegenden Tendenzen* jeder von der Wachstumslogik geprägten Gesellschaft;

Imperativ des Wachstums in der Tat alles andere als selbstverständlich ist, denn das entsprechende Immer-mehr-haben-wollen führt nicht nur ökologisch zur Katastrophe, sondern darüber hinaus auch noch zu einer Verkümmerung der Menschen selbst, die in ihrer Jagd nach materiellem Reichtum zuletzt gerade das verfehlen, worauf es ihnen *eigentlich* ankommt, nämlich nicht darauf zu haben, sondern zu *sein*. Haben und Sein stehen somit als unterschiedliche Grundorientierungen in einem umgekehrt proportionalen Verhältnis, so dass der Mensch in dem Maße innerlich ärmer wird, in dem der äußere Reichtum quasi religiöse Weihen erhält.[109] Als realistisches Zukunftsbild der Wachstumsgesellschaft bleibt demnach bestenfalls die Horrorvision Huxleys von der »schönen neuen Welt«.[110] Damit führt also die philosophische Analyse der Wachstumslogik zu dem eindeutigen Schluss, dass diese Logik sowohl *absurd* (im Blick auf die Endlichkeit der Erde) als auch *dysfunktional* (im Blick auf das Streben nach dem guten Leben) ist: »Wirtschaft-als-Lebensinhalt ist eine tödliche Krankheit …, denn unendliches Wachstum passt nicht in die endliche Welt. Dass Wirtschaft nicht Lebensinhalt sein *darf*, ist der Menschheit von allen ihren großen Lehrern gesagt worden; dass sie es nicht sein *kann*, zeigt sich heute.«[111]

Die Wachstumslogik als zentral ökonomisch bestimmtes Lebensmodell hat sich somit als unfähig erwiesen, einer vernünftigen Prüfung standzuhalten. Da sie aber trotzdem im öffentlichen Diskurs dominiert, muss jetzt in einem zweiten Schritt die Frage gestellt werden, wo denn eigentlich die Idee unbegrenzten Wachstums überhaupt herkommt und welche Gestalt und Wirkungsweise sie tatsächlich hat. Wurde eingangs bemerkt, dass die ökono-

vgl. dazu die Bemerkung von Marx (wie Anm. 29, S. 152): »In solcher allgemeinen Untersuchung wird überhaupt immer vorausgesetzt, dass die wirklichen Verhältnisse ihrem Begriff entsprechen, oder was dasselbe, werden die wirklichen Verhältnisse nur dargestellt, soweit sie ihren eignen allgemeinen Typus ausdrücken.« Zum Begriff des »Idealtypus« vgl. kurz Radt (wie Anm. 100), S. 24f., s. a. Mandel (wie Anm. 46), S. 16 und Adorno, T. W.: *Theorie der Halbbildung,* Frankfurt a. M. 2006, S. 23f.

109 Vgl. Marx (wie Anm. 15), S. 549; zum Kapitalismus als Religion vgl. Altvater (wie Anm. 13), S. 22, 28.

110 Bezeichnenderweise fasst der Wachstumsjünger Bill Gates sein Bild von der Zukunft des Internet mit den Worten zusammen: »Es wird ein Paradies für Konsumenten sein«, Gates, B.: *Der Weg nach vorn,* 2. Aufl., München 1997, S. 253.

111 Schumacher, E. F.: *Es geht auch anders.* Technik und Wirtschaft nach Menschenmaß. Jenseits des Wachstums, München 1974, S. 37 (hier zit. nach Fromm [wie Anm. 33], S. 158). – Im Hinblick auf unendliches Wachstum gilt der Gedanke Walter Benjamins, dass Revolutionen nicht die Lokomotiven der Geschichte sind, sondern »der Griff des in diesem Zuge reisenden Menschengeschlechts nach der Notbremse« (zit. nach Fetscher [wie Anm. 13], S. 149).

mische Analyse letztlich einer philosophischen Grundlegung bedarf, so zeigt sich nun, dass diese ihrerseits der ökonomischen Theorie als ihrer notwendigen Konkretisierung bedarf, will sie nicht in den Verdacht geraten, ein bloßes Gedankenspiel zu sein, dem man nur resignativ entgegenhalten kann, dass die Wirklichkeit nun einmal anders ist. Dabei ist jetzt von vornherein klar, dass es bei dieser ökonomischen Analyse – entgegen dem Selbstverständnis der bürgerlichen Wirtschafts«wissenschaft« – nicht um die Erfassung allgemeiner Notwendigkeiten und objektiver Sachzwänge geht, sondern um die theoretische Rekonstruktion *spezifischer* gesellschaftlicher Verhältnisse. Denn eingedenk der gewonnenen philosophischen Einsicht, dass ständiges Wachstum im Grunde sinnlos ist, ist es offensichtlich wohl nur unter ganz bestimmten Bedingungen nötig.

III. Zur Logik des Wirtschaftswachstums im besonderen

1. Das Problem

Selbst wenn man der vorangegangenen Kritik der Wachstumslogik eine gewisse Plausibilität nicht absprechen wollte, so könnte man doch immerhin zu bedenken geben, dass es bei der Forderung nach wirtschaftlichem Wachstum ja gar nicht um Wachstum an sich und im allgemeinen geht, sondern konkret um Wachstum als Mittel, um die ökonomische Krise zu überwinden. Auch wenn Wachstum als Lebensmodell möglicherweise letztlich problematisch ist, so ist doch wohl seine konjunkturpolitische Notwendigkeit über jeden Zweifel erhaben. Oder etwa doch nicht?

Abgesehen davon, dass beide Aspekte im Grunde zusammenhängen und daher nur analytisch voneinander getrennt werden können,[112] vermag zum Einstieg in die konjunkturpolitische Problematik ein kurzer Überblick vielleicht schon einige Hinweise zu geben. Wird davon ausgegangen, dass man zur Bewältigung der ökonomischen Krise Wachstum braucht, dann steht dahinter offensichtlich die grundsätzliche Annahme, dass die Ursache der Krise darin liegt, dass *zu wenig* Güter und Dienstleistungen hergestellt bzw. bereitgestellt werden, um Vollbeschäftigung und die Entlastung der öffentlichen Haushalte zu erreichen. Von dieser Warte aus können diese Ziele dann folgerichtig nur durch die Steigerung der Summe der Güter und Dienstleistungen verwirklicht werden, also durch Wachstum. Wenn man nun als Maß für die gesamtwirtschaftliche Leistung einer Volkswirtschaft das Bruttoinlandsprodukt nimmt und seine (preisbereinigten) Veränderungsraten als Maßstab der realen Wirtschaftsentwicklung[113] und gleichzeitig die Zahl der Arbeitslosen und die Arbeitslosenquote als Indikator für das Vorhandensein und das Ausmaß einer ökonomischen Krise, dann ergibt sich jedoch aus volkswirtschaftlicher Perspektive ein Bild, das einen stutzig machen und an dem behaupteten Zusammenhang von Wachstum und Krisenbewältigung

112 Vgl. oben S. 16f.

113 Unter Bruttoinlandsprodukt versteht man den »Wert aller Güter und Dienstleistungen, die in einem Jahr innerhalb der Landesgrenzen einer Volkswirtschaft erwirtschaftet werden«, Das Lexikon der Wirtschaft (Band 414 der »Schriftenreihe« der Bundeszentrale für politische Bildung), Bonn 2004, S. 13; zu den Problemen bei der Berechnung der volkswirtschaftlichen Wertschöpfung vgl. Mandel (wie Anm. 14), S. 356ff.

zweifeln lassen sollte. Mit Blick auf die Verhältnisse in Deutschland zeigt sich nämlich, dass einerseits zwischen 1991 und 2004 das Bruttoinlandsprodukt um rund 18% zugenommen hat,[114] während andererseits im selben Zeitraum die Zahl der Arbeitslosen ebenfalls angestiegen ist, und zwar nicht unerheblich.[115] Obwohl also die Wirtschaft unzweideutig gewachsen ist, hat sich die Krisenlage offenkundig nicht gebessert. Entgegen dem herrschenden Palaver ist diese Koinzidenz von Wachstum *und* Krise ein Befund, der lustigerweise viel eher die Vermutung nahelegen könnte, dass die Wirtschaftskrise durch Wachstum nicht überwunden, sondern verschärft wird! Obwohl heute der materielle Reichtum der Gesellschaft so groß ist wie noch nie, gibt es gleichzeitig nicht nur Millionen Arbeitslose, sondern werden darüber hinaus auch noch von denen, die Arbeit haben, längere Arbeitszeiten und Lohnverzicht gefordert. Nüchtern betrachtet, mutet das ganze Schauspiel doch recht absurd an. An dieser Stelle drängen sich wie von selbst einige Fragen auf: Wenn objektiv mehr da ist als jemals zuvor, wieso haben dann viele weniger? Wenn viele weniger haben, wer hat dann mehr? Wieso verläuft der Wachstumsprozess überhaupt so dualistisch im Sinne eines Nebeneinanders von Entwicklung und Unterentwicklung? Es hilft nun einmal alles nichts: Jetzt muss endlich Tacheles geredet werden. Was also ist des Pudels Kern?

Bisher wurde lediglich allgemein und grundsätzlich von der Arbeit und der Produktion gesprochen; die Arbeit ist in diesem Sinne die Tätigkeit, durch die der Mensch in der Auseinandersetzung mit der Natur die Güter produziert, deren er zur Befriedigung seiner Bedürfnisse bedarf. In dieser allgemeinen Bestimmung bildet die Arbeit gewissermaßen eine »ewige Naturbedingung des menschlichen Lebens«[116], die sich zu allen Zeiten und in allen Gesellschaften finden lässt. Allein, die Arbeit in dieser Form ist eine Abstraktion, die nicht

114 Von ca. 1700 Mrd. Euro auf ca. 2000 Mrd. Euro (in Preisen von 1995), Statistisches Bundesamt (Hg.): Datenreport 2004, 2., aktualisierte Aufl., Bonn 2005, S. 254; zur entsprechenden Erhöhung des Pro-Kopf-Einkommens vgl. S. 260. Zur historischen Beurteilung der Größenordnung von Wachstumsraten vgl. Altvater (wie Anm. 13), S. 92f.

115 Von ca. 2,6 Mio. auf knapp 4, 4Mio.; die Arbeitslosenquote stieg von 7,3% auf 11,7%, Statistisches Bundesamt (wie Anm. 114), S. 109. – Dieses Phänomen ist übrigens nicht auf die deutschen Verhältnisse beschränkt: »›Das kräftige weltweite Wirtschaftswachstum hat die weltweite Arbeitslosigkeit nicht zu reduzieren vermocht‹, stellte jüngst Juan Somavia, Präsident der Internationalen Arbeitsorganisation (ILO) fest. Mit über 195 Millionen Arbeitslosen in der Welt sei ein Höchststand erreicht, obwohl die Weltwirtschaft seit fünf Jahren hohe Wachstumsraten zeigt«, Lange, G.: Grenzenlos organisieren, in: Ver. di Publik, 2/2007, S. 2.

116 Marx (wie Anm. 16), S. 198.

mit ihrer tatsächlichen Gestalt identifiziert werden darf, die sie in der – je konkret bestimmten – gesellschaftlichen Wirklichkeit besitzt: »Alle Produktion ist Aneignung der Natur von seiten des Individuums innerhalb und vermittelst einer bestimmten Gesellschaftsform.«[117] Daher hat auch die theoretische Erfassung einer konkreten Wirtschaftsform es weniger mit der Produktion materieller Güter zu tun als vielmehr mit der »Produktion gesellschaftlicher Verhältnisse, unter denen sich diese Produktion verwirklicht.«[118] Wenn nun im folgenden die Aufklärung der realen Funktionsweise der Wachstumslogik versucht wird, dann wird nicht mehr von der Wirtschaft an sich gesprochen, sondern von der – mit der trefflichen Formulierung Max Webers – »schicksalsvollsten Macht unseres modernen Lebens: dem Kapitalismus«.[119] Vielleicht gelingt es, die oben skizzierte absurde Konstellation aufzulösen, wenn man sie von der fundamentalen Logik des *Kapitalismus* her in den Blick nimmt.

2. Die Wachstumslogik als ökonomisches Modell

Die einführenden Überlegungen haben ergeben, dass Wachstum offensichtlich nicht so ohne weiteres schon ausreicht, um die ökonomische Misere zu beheben. Das Problem ist allem Anschein nach wohl etwas komplizierter, als es in den vorherrschenden Gemeinplätzen erscheint. Es führt demnach kein Weg daran vorbei, sich einmal grundsätzlich das Phänomen des Wachstums selbst anzuschauen: Wie geht denn heute überhaupt der Prozess ökonomischen Wachstums vonstatten?

Da die gegenwärtige Volkswirtschaft eine zusammengesetzte Größe ist, deren produktive Elemente, nämlich die einzelnen Unternehmen, unabhängig voneinander operieren, ist es zunächst einmal naheliegend, das volkswirtschaftliche Wachstum von der betriebswirtschaftlichen Ebene her in den Blick zu nehmen, denn schließlich ist das Wachstum des Ganzen letztlich nichts anderes als das aggregierte Wachstum seiner Teile, sei es in der Weise, dass die Anzahl der Teile zunimmt, sei es, dass die Größe der einzelnen Teile wächst. Wie sieht denn nun Wachstum aus der Perspektive eines einzelnen Unternehmens aus? Ein Unternehmen wächst, wenn es den Umfang seiner

117 Marx (wie Anm. 103), S. 9.

118 Kosík (wie Anm. 15), S. 189; vgl. Mohl, E. T.: Anmerkungen zur Marx-Rezeption, in: *Folgen einer Theorie.* Essays über »Das Kapital«von Karl Marx, Frankfurt a. M. 1967, S. 21ff.

119 Weber, M.: Vorbemerkung zu den gesammelten Aufsätzen zur Religionssoziologie, in: ders.: *Soziologie – Weltgeschichtliche Analysen – Politik*, hrsg. und erläutert von J. Winckelmann, Stuttgart 1956, S. 343.

Produktion erweitert; diese Erweiterung wiederum ist nur möglich durch eine zusätzliche Investition, welche ihrerseits letzten Endes voraussetzt, dass das Unternehmen einen Gewinn erwirtschaftet hat; und dieser Gewinn schließlich kann nur realisiert werden, wenn das Unternehmen seine Produkte auch erfolgreich verkaufen kann. Mit anderen Worten: Kein *Wachstum* ohne *zusätzliche Investition*, keine zusätzliche Investition ohne *Gewinn*, kein Gewinn ohne erfolgreichen *Verkauf*.

Es handelt sich bei den hier genannten Vorgängen und Zusammenhängen um ganz alltägliche Phänomene, die jedes Kind kennt und die als solche den selbstverständlichen Rahmen unseres Wirtschaftens bilden. Doch wieder einmal stecken in dem scheinbar Selbstverständlichen Voraussetzungen, die an sich so gar nicht selbstverständlich sind und die eigens thematisiert werden müssen, um dadurch den Schein der Selbstverständlichkeit dieser Phänomene aufzuheben, denn nur dadurch wird allererst ein wirkliches Verständnis der ökonomischen Prozesse möglich. Im folgenden wird daher von der Binsenweisheit ausgegangen, dass die Conditio sine qua non von Wachstum und ökonomischem Wohlstand die Erwirtschaftung eines Gewinns ist. Entsprechend heißt es z. B. in einem Selbstverständnispapier der Hoechst AG: »Gewinn ist Maßstab und Lohn für erfolgreiches Wirtschaften. Ein guter Gewinn ist ein Zeichen für ein gesundes Unternehmertum der Zukunft. (…) Nur ein gesundes Unternehmen kann sichere Arbeitsplätze bieten und mit seinen Steuern zu den Gemeinschaftsaufgaben von Staat und Gesellschaft beitragen.«[120] Der grundlegende ökonomische Akt nun, durch den und in dem der mögliche Gewinn sich realisiert, ist der Verkauf, also der Tausch der produzierten Güter auf dem Markt. Dieser fundamentale Akt des Tausches muss zuerst betrachtet werden, da – wie sich zeigen wird – letztlich nur von ihm her die tatsächliche Logik des Wirtschaftswachstums entfaltet werden kann.

2.1. Das Fundament der Wachstumslogik

2.1.1. Die Warenlogik

Die Dinge, die die Menschen herstellen, um mit ihnen ihre Bedürfnisse zu befriedigen, werden Güter genannt. In der arbeitsteiligen Gesellschaft werden diese Güter nicht für den Eigenbedarf des unmittelbaren Produzenten hergestellt; für ihn persönlich sind nämlich die Dinge, die er produziert, durchaus uninteressant. So kann z. B. ein Schuhfabrikant mit seinen Schuhen weder seinen Hunger stillen noch seinen Durst löschen. Will er auch gar nicht. Er kann

120 Zitiert nach: Horster, D.: Politik als Pflicht, Frankfurt a. M. 1993, S. 78; vgl. Häuser, K.: *Volkswirtschaftslehre,* Frankfurt a. M. 1967, S. 185 und Hösle (wie Anm. 39), S. 113.

aber seine Schuhe tauschen gegen Brötchen und Bier, um damit dann seine eigenen Bedürfnisse zu befriedigen. Mit anderen Worten: Die Güter werden nicht für den Eigenbedarf produziert, sondern für den Verkauf. Güter, die für den Verkauf (allgemein: Tausch) bestimmt sind, heißen *Waren*; eine überwiegend warenproduzierende Ökonomie ist eine Warenwirtschaft oder, da die Waren auf dem Markt ver- und gekauft werden, eine Marktwirtschaft. Diese ganz allgemein bekannten Grundbedingungen unserer heutigen Wirtschaftsweise wären nicht extra der Erwähnung wert, wenn nicht die Warenproduktion doch so ihre Tücken hätte, welche sich gerade hinter dem Deckmantel allgemeiner Bekanntheit und Vertrautheit verbergen; dabei ist doch »das Bekannte überhaupt … darum, weil es *bekannt* ist, nicht *erkannt*.«[121]

Unter den Bedingungen der Marktwirtschaft lebt also der einzelne Produzent nicht mehr unmittelbar von dem, was er selbst produziert hat; »im Gegenteil, er kann sich nur dann erhalten, wenn er seine Güter veräußert.«[122] Seine Güter sind nicht dazu da, seine eigenen Bedürfnisse zu befriedigen, sondern die anderer. Damit es nun allerdings zum Tausch kommt, muss zuvor noch ein kleines Problem gelöst werden: In welchem quantitativen Verhältnis sollen denn die unterschiedlichen Waren getauscht werden? Welche Menge der Ware A tauscht sich gegen welche Menge der Ware B? Was immer die konkreten physischen Eigenschaften der verschiedenen Waren auch sein mögen, wenn sie gegeneinander getauscht werden, dann werden diese Waren in irgendeiner Hinsicht einander gleichgesetzt; in dieser Hinsicht ist dann eine bestimmte Menge der Ware A *gleich* einer bestimmten Menge der Ware B. Was ist nun aber dieses im Akt des Tausches zum Vorschein kommende Gemeinsame, was ist das im selben Preis der Waren sich ausdrückende Tertium comparationis? Offensichtlich nicht die stoffliche Beschaffenheit der Waren, die ihre jeweilige Nützlichkeit bestimmt, denn in dieser konkreten Hinsicht dürfte es wohl nur schwerlich gelingen, z. B. Schuhe und Bier miteinander zu identifizieren; oder hat schon einmal irgendwer jemanden gesehen, dem es gefiele, an einem Abend 20 Paar Schuhe zu konsumieren? Als verschiedene Dinge, die verschiedene Nützlichkeit besitzen, bilden die unterschiedlichen Waren *Gebrauchswerte*: »Die Nützlichkeit eines Dings macht es zum Gebrauchswert.«[123] Gerade von diesem Gebrauchswert jedoch wird im Austausch abstrahiert; was hier interessiert, sind die Waren nicht als

121 Hegel (wie Anm. 42), S. 35.

122 Mandel (wie Anm. 14), S. 64. – Anders als bei der sogenannten Subsistenzwirtschaft.

123 Marx (wie Anm. 16), S. 50. Der erste Abschnitt des ersten Bandes des »Kapital« ist für die vorliegende Problematik nach wie vor unübertroffen, vgl. ebd., S. 49ff.

Werte, sofern sie einen bestimmten Gebrauch ermöglichen, sondern einen Tausch, die Waren interessieren hier also nicht als Gebrauchswerte, sondern als *Tauschwerte*: »Als Gebrauchswerte sind die Waren vor allem verschiedener Qualität, als Tauschwerte können sie nur verschiedener Quantität sein.«[124] Wird nun vom Gebrauchswert der Waren abgesehen, so bleibt schließlich den Waren nur noch die gemeinsame Eigenschaft, Produkt menschlicher Arbeit zu sein, wobei Arbeit hier – nach der Abstraktion vom Gebrauchswert – nicht in ihrer konkreten nützlichen Form, welche eben den Gebrauchswert hervorbringt, eine Rolle spielt, sondern als Arbeit überhaupt und ganz allgemein, Arbeit als »abstrakt menschliche Arbeit«.[125]

Diese Eigenschaft, nämlich *Produkt abstrakt menschlicher Arbeit* zu sein, ist das Gemeinsame, was sich im Tauschwert der Waren darstellt und ihren Austausch ermöglicht. Als Kristallisation dieser gemeinsamen Substanz (der allgemeinen Arbeit), als Momente der gesellschaftlichen Gesamtarbeit, sind die Waren *Werte*, qualitativ identische Einheiten, die als solche getauscht werden können und sich nur in ihrer Wertgröße unterscheiden.[126] Diese Wertgröße einer Ware richtet sich dementsprechend nach der Menge der zu ihrer Herstellung gesellschaftlich notwendigen Arbeit oder nach der zu ihrer Produktion gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit.[127] Die Quantität der gesellschaftlich notwendigen Arbeit wiederum hängt zum einen ab von der durchschnittlichen Arbeitsproduktivität eines Produktionssektors – so dass also nicht gilt, dass »je fauler oder ungeschickter ein Mann, desto wertvoller seine Ware, weil er desto mehr Zeit zu ihrer Verfertigung braucht«[128] – und zum anderen von den zahlungsfähigen gesellschaftlichen Bedürfnissen – denn wenn es keine (zahlungsfähigen) Bedürfnisse gibt, die mit einem bestimmten Gut befriedigt werden können, dann ist dieses Gut nutzlos, und die in ihm enthaltene Arbeit gilt daher nicht als gesellschaftlich notwendige Arbeit und bildet deswegen auch keinen Wert.[129]

124 Ebd., S. 52.

125 Ebd., S. 52.

126 Vgl. ebd., S. 52f. – »Die Menschen beziehen also ihre Arbeitsprodukte nicht aufeinander als Werte, weil diese Sachen ihnen als bloß sachliche Hüllen gleichartig menschlicher Arbeit gelten. Umgekehrt. Indem sie ihre verschiedenartigen Produkte einander im Austausch als Werte gleichsetzen, setzen sie ihre verschiednen Arbeiten einander als menschliche Arbeit gleich. Sie wissen das nicht, aber sie tun es«, ebd., S. 88.

127 Ebd., S. 54. Vgl. zu dieser Bestimmung des Werts durch die Arbeit auch die historische Entwicklung dieses Arguments aus der »Ökonomie der Arbeitszeit« bei Mandel (wie Anm. 14), S. 51ff.

128 Marx (wie Anm. 16), S. 53.

129 Ebd., S. 55; vgl. Mandel, E.: *Einführung in die marxistische Wirtschaftstheorie,* 22. Aufl.,

Indem nun das Wertgesetz den Austausch der Waren gemäß der zu ihrer Produktion jeweils gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit regelt, erfüllt es eine Aufgabe, die in jeder Wirtschaftsordnung gelöst werden muss, um die Reproduktion der Gesellschaft zu gewährleisten. In jeder Gesellschaft muss eine Korrespondenz hergestellt werden zwischen den Bedürfnissen ihrer Mitglieder und dem, was tatsächlich produziert wird; die der Gesellschaft zur Verfügung stehenden Arbeitskräfte und materiellen Ressourcen müssen so auf die verschiedenen Produktionszweige verteilt werden, dass eine Balance zwischen den Bedürfnissen und dem Ertrag herauskommt.[130] Eine solche Balance jedoch ist unter den Bedingungen der Warenproduktion gar nicht so einfach. Schließlich werden hier ja nicht a priori die gesellschaftlichen Bedürfnisse registriert, um dann bewusst und planvoll die Ressourcen entsprechend zu verteilen. In einem solchen Fall wäre die geleistete Arbeit unmittelbar gesellschaftlich notwendige Arbeit, unmittelbar von der Gesellschaft akzeptierte Arbeit, die in der Tat die zur Befriedigung der Bedürfnisse notwendigen Güter produziert. In der Warenwirtschaft jedoch wird die notwendige gesellschaftliche Arbeit in der Form von Privatarbeit geleistet; zunächst einmal erzeugt jeder Warenproduzent unabhängig von den anderen und nach eigenem Gutdünken das, was er will, und so viel, wie er will. Ob es sich nun bei der jeweiligen Arbeit auch tatsächlich um gesellschaftliche Arbeit gehandelt hat (und wenn ja, um wieviel), ob also nun jeder tatsächlich das produziert hat, was die Gesellschaft braucht, das zeigt sich hier erst a posteriori, nämlich daran, ob es auch gelingt, die produzierten Waren auf dem Markt zu verkaufen. Daran, dass einige Waren sich als unverkäuflich und damit als wertlos erweisen, andere zu ihrem Wert verkauft werden können und wieder andere über ihrem (individuellen) Wert, zeigt sich eben, welche Arbeit vergeudet wurde, welche Arbeit gesellschaftlich sinnvoll war und von welcher Arbeit bisher weniger geleistet wurde als gesellschaftlich notwendig. Entsprechend wird dann der neue Wirtschaftszyklus modifiziert, da diejenigen, die umsonst produziert haben, natürlich in andere Produktionszweige abwandern werden. Auf diese Weise koordiniert somit das Wertgesetz den ökonomischen Gesamtprozess, indem es durch die auf dem Markt zustande gekommenen Tauschvorgänge die den gesellschaftlichen Bedürfnissen entsprechende Allokation zustande bringt.[131] Der Wert selbst wiederum ist – so kann man

Frankfurt a. M. 1978, S. 90f. (hier finden sich auch drei Beweise für die Richtigkeit der Arbeitswertlehre, S. 28ff.) und ders. (wie Anm. 46), S. 91f.

130 Vgl. Mandel, E.: *Karl Marx.* Die Aktualität seines Werkes, Frankfurt a. M. 1984, S. 59.

131 Vgl. Mandel (wie Anm. 14), S. 77f., 190 und ders. (wie Anm. 46), S. 66.

nun sagen – eine Eigenschaft, die den Gütern genau dann zukommt, wenn gesellschaftliche Arbeit in der Form von Privatarbeit geleistet wird, da hier der Zusammenhang der gesellschaftlichen Arbeit nur über den Austausch hergestellt wird und sich daher an den Arbeitsprodukten selbst darstellen muss, eben im Wert und als Wert derselben.

Als Waren erhalten also die Güter, die der Mensch herstellt, einen *Doppel*charakter, der ihnen nicht von Natur aus zukommt, sondern nur insofern, als sie eben als Waren fungieren: Als solche sind sie sowohl *Gebrauchswerte* als auch *Werte*, sie sind sowohl konkrete nützliche Gegenstände, die dazu geeignet sind, ein bestimmtes Bedürfnis zu befriedigen, als auch qualitativ identische Manifestationen menschlicher Arbeit überhaupt, abstrakte Einheiten, die gegeneinander austauschbar sind. Dieser Doppelcharakter der Waren, diese begriffliche Unterscheidung von Gebrauchswert und Wert, ist nun keine überflüssige theoretische Spitzfindigkeit, sondern in der Sache selbst begründet und für das spätere Verständnis des Kapitalismus und seiner Eigentümlichkeiten von zentraler Bedeutung. So nimmt sich z. B. die subjektivistische Werttheorie der sogenannten Grenznutzenschule, die eine Kritik der Arbeitswertlehre darstellt und den Wert der Waren letztlich aus ihrer Nützlichkeit erklärt, gerade durch ihre Verwischung der für die Ware konstitutiven Differenz von Gebrauchswert und Wert von vornherein die Möglichkeit zur alles entscheidenden Erkenntnis, nämlich zur Erkenntnis der *Spezifität* der kapitalistischen Wirtschaftsweise. Schließlich ist der Gebrauchswert als Verhältnis zwischen Ding und Mensch ein ahistorisches Verhältnis, welches in allen Wirtschaftsformen vorkommt, während allein der Wert ein spezifisches gesellschaftliches Verhältnis ausdrückt.[132] Wobei die bürgerliche, offizielle Wirtschafts«wissenschaft« sich im allgemeinen gar nicht weiter mit der Wertproblematik aufhält, welche offensichtlich jenseits ihres Erkenntnisinteresses liegt, denn sie kapriziert sich lediglich auf den Marktpreis der Waren, den sie aus dem Wechselspiel von Angebot und Nachfrage erklärt. Dass sie auf diese Weise nur die Schwankungen der Preise um eine Achse erklärt, ohne diese Achse selbst bestimmen zu können, scheint ihr nicht weiter Kopfzerbrechen zu bereiten.[133]

Den Wert, den eine Ware verkörpert, kann man nun der einzelnen Ware

132 Vgl. Fetscher, I.: *Der Marxismus*. Seine Geschichte in Dokumenten, 3. Aufl. der einbändigen Ausgabe, München 1983, S. 405ff., 417ff. und Mandel (wie Anm. 14), S. 351ff.

133 Vgl. Mandel (wie Anm. 14), S. 190. Dazu Marx (wie Anm. 29), S. 199: »Wenn Nachfrage und Zufuhr sich gegenseitig aufheben, hören sie auf, irgend etwas zu erklären, wirken sie nicht auf den Marktwert und lassen uns erst recht im dunkeln darüber, weshalb der Marktwert sich grade in dieser Summe Geld ausdrückt und in keiner andern. Die

selbst nicht ansehen, da der Wert eines Gegenstandes ja eine von seiner handfesten Gestalt unterschiedene Eigenschaft ist, die er nur unter bestimmten gesellschaftlichen Bedingungen besitzt, nämlich unter der Bedingung der Tauschwirtschaft; einem einzelnen Gegenstand für sich allein kommt überhaupt gar kein Wert zu. Daher kommt der Wert einer Ware auch nur im Tausch zum Vorschein; der Wert einer Ware erscheint in der Beziehung einer Ware auf eine andere, so dass jede Ware ihren Wert relativ, also in einer anderen Ware, ausdrückt, welche in diesem Fall dann als ihr Äquivalent fungiert. Indem dergestalt der in einer Ware kristallisierte Wert sich in einem anderen Warenkörper manifestiert, erhält der Wert einer Ware eine selbständige, von ihrer konkreten Form verschiedene Erscheinungsform: »Der in der Ware eingehüllte innere Gegensatz von Gebrauchswert und Wert wird also dargestellt durch einen äußeren Gegensatz, d. h. durch das Verhältnis zweier Waren, worin die eine Ware, *deren* Wert ausgedrückt werden soll, unmittelbar nur als Gebrauchswert, die andre Ware hingegen, *worin* Wert ausgedrückt wird, unmittelbar nur als Tauschwert gilt.«[134] Erst in dieser gegenständlichen Form ist der Wert überhaupt wirklich fassbar und messbar.

Allerdings bildet die bisher entfaltete einzelne oder zufällige Wertform, in der der Wert einer Ware sich nur in einer einzelnen anderen Ware ausdrückt, noch nicht die dem Wert selbst angemessene Gestalt, denn als allgemeine gesellschaftliche Eigenschaft der Warenwelt bedarf der Wert auch einer dieser Allgemeinheit entsprechenden allgemeinen und einheitlichen Erscheinungsform. Nur so können sich die Waren universal als Werte aufeinander beziehen. Daher ist es notwendig, dass alle Waren ihren Wert in einer einzigen Ware ausdrücken, welche dadurch die Funktion eines allgemeinen Äquivalents erhält und sich derart im Zustand unmittelbarer Austauschbarkeit mit jeder anderen Ware befindet. »Die spezifische Warenart nun, mit deren Naturalform die Äquivalentform gesellschaftlich verwächst, wird zur Geldware oder funktioniert als *Geld*.«[135] Im Geld als reinem Wertding hat der Wert endlich eine eigene und damit allgemeingültige gegenständliche Form. Als am besten dafür geeignet erwiesen sich die Edelmetalle, da sie nicht verderben, leicht zu transportieren sind und durch die Münzprägung auch problemlos teilbar, um die verschiedensten Wertgrößen darzustellen. Das Geld ist somit sowohl der Wertmaßstab, insofern jede Ware ihren Wert in einer ganz bestimmten Geld-

wirklichen innern Gesetze der kapitalistischen Produktion können offenbar nicht aus der Wechselwirkung von Nachfrage und Zufuhr erklärt werden.«

134 Marx (wie Anm. 16), S. 75f., vgl. dazu Heinrich, M.: *Kritik der politischen Ökonomie,* 3. Aufl., Stuttgart 2005, S. 51ff. und Fetscher (wie Anm. 107), S. 118ff.

135 Ebd., S. 83.

menge ausdrückt – wobei der Geldausdruck des Wertes einer Ware nichts anderes als ihr Preis ist[136] –, als auch das Tausch- oder Zirkulationsmittel, das den reibungslosen Umlauf der Waren auf dem Markt ermöglicht. Als Tauschmittel fungiert das Geld als Mittler der Warenzirkulation: Ein Warenbesitzer verkauft auf dem Markt seine Ware gegen eine bestimmte Menge Geld, um dann mit diesem Geld genau die Ware zu kaufen, die er für seine eigene Bedürfnisbefriedigung braucht. Der Prozess des Warenumlaufs hat demnach die Form Ware 1 – Geld – Ware 2, wobei die beiden Waren 1 und 2 selbstverständlich unterschiedliche Gebrauchswerte darstellen, denn sonst hätte man sich ja den ganzen Prozess sparen können.

Allerdings bringt die aus dem Doppelcharakter der Ware als Gebrauchswert und Wert resultierende Verdopplung der Ware in Ware und Geld auch noch eine andere Funktion des Geldes hervor als die des bloßen Tauschmittels, des bloßen (und sofort verschwindenden) Vermittlers der Warenzirkulation, und zwar in dem Fall, wenn der Käufer eine Ware nicht sofort an Ort und Stelle bezahlt, sondern erst zu einem späteren, mit dem Verkäufer vereinbarten Termin, wodurch der Verkäufer zum Gläubiger und der Käufer zum Schuldner wird. Wenn nun der Schuldner seinerseits Waren verkauft, um dadurch an das nötige Geld zu kommen, das er dem Gläubiger schuldet, so braucht er dieses Geld jetzt nicht, um damit ein Bedürfnis zu befriedigen (durch den Kauf einer Ware), sondern um *zahlen* zu können; er selbst verkauft hier nicht, um wieder zu kaufen, sondern um in den Besitz des Geldes selbst zu gelangen, »die Wertgestalt der Ware, Geld, wird also jetzt zum Selbstzweck des Verkaufs«.[137] Das Geld fungiert nicht mehr als Zirkulations-, sondern als Zahlungsmittel und tritt so auf als »selbständiges Dasein des Tauschwerts«, als »absolute Ware«,[138] vor der in dem Moment jede andere Ware auf der Welt verblasst. In diesem Phänomen deutet sich schon eine ökonomische Möglichkeit an, die im weiteren Fortgang die zentrale Rolle spielen wird.

An diesem Punkt ist die Entwicklung der Warenlogik so weit gediehen, dass es nun auch möglich wird, sich dem Verständnis unserer Wirtschaftsweise anzunähern, in der es ja – wie eingangs erwähnt – nicht allein darum geht, Güter zu produzieren und zu verkaufen, sondern darüber hinaus und vor allem einen *Gewinn* zu erwirtschaften. Die Grundlage dieser Wirtschaftsweise ist und bleibt das Phänomen der Ware und ihrer Verdopplung in Ware und Geld.

136 Vgl. Mandel (wie Anm. 14), S. 88.
137 Marx (wie Anm. 16), S. 150.
138 Ebd., S. 152.

2.1.2. Die Kapitallogik

Der Prozess der Warenzirkulation hat – wie gesehen – die Struktur Ware-Geld-Ware; hier wird verkauft, um zu kaufen. Der Zweck dieser Zirkulation ist ein bestimmter Gebrauchswert, mit dem der Käufer ein bestimmtes Bedürfnis befriedigt. Doch wie sieht nun die Zirkulation von Ware und Geld aus, wenn es darauf ankommt, einen *Gewinn* zu erzielen? Dieser ist ja bekanntlich in unserer Wirtschaft die notwendige Voraussetzung jeder neuen Investition und damit des Wirtschaftswachstums. Der entsprechende Zirkulationsprozess muss sich offensichtlich von dem oben genannten Prozess unterscheiden, denn in jenem Prozess Ware-Geld-Ware geht es ja um den qualitativen Unterschied der Waren, die den Ausgangs- und den Endpunkt der Bewegung bilden, und nicht um einen quantitativen Wertzuwachs wie beim Gewinn; die Ware, die man am Ende kauft, hat einen anderen Gebrauchswert als die Ware, die man zu Beginn verkauft hat, der Tauschwert jedoch hat sich keineswegs verändert: Für den Kauf der erwünschten Ware steht einem nur das Geld zur Verfügung, das man zuvor für den Verkauf der eigenen Ware erhalten hat.

Das A und O der Bewegung, deren Resultat ein Gewinn sein soll, kann also nicht die Ware sein, sondern das Geld. Neben die Warenzirkulation tritt daher hier die Geldzirkulation, deren spezifisch verschiedene Form sich in der Sequenz Geld-Ware-Geld darstellt, wobei diese Sequenz wiederum auch nur dann einen Sinn macht, wenn die Geldmenge, die am Ende herauskommt, in der Tat größer ist als die anfängliche Geldmenge, da es hier ja qualitativ zwischen Anfangs- und Endpunkt keinen Unterschied gibt. Niemand würde z. B. für 100 Euro eine Ware kaufen, um dann durch den Verkauf derselben wieder in den Besitz von 100 Euro zu gelangen. Der Wert, mit dem die Bewegung begonnen wird, muss also am Ende durch einen zusätzlichen Wert angewachsen sein, »der ursprünglich vorgeschoßne Wert erhält sich daher nicht nur in der Zirkulation, sondern in ihr verändert er seine Wertgröße, setzt einen Mehrwert zu oder verwertet sich. Und diese Bewegung verwandelt ihn in Kapital.«[139] Hat der Wert der Waren sich zunächst im Geld eine selbständige Existenz gegeben, so verwandelt sich in der Abfolge Geld-Ware-Geld das Geld nun seinerseits (als »geldheckendes Geld«)[140] in Kapital.

Damit ist es jetzt möglich, Struktur und Inhalt des gewinnorientierten Wirtschaftsprozesses präzise zu bestimmen: Seine Struktur ist die Struktur

139 Marx (wie Anm. 16), S. 165. »Kapital ist, der Definition nach, jeder Wert, der sich um einen Mehrwert vergrößert«, Mandel (wie Anm. 14), S. 92.

140 Marx (wie Anm. 16), S. 170.

des *Kapitals*, sein Inhalt ist wesentlich der *Mehrwert*. Mit anderen Worten: Die Logik einer Wirtschaftsform, in der das ökonomische Handeln primär durch das Streben nach Gewinn motiviert ist, ist die Kapitallogik. Bei der durch den Mehrwert definierten Kapitalbewegung geht es also nicht mehr darum, dass verkauft wird, um zu kaufen, sondern dass gekauft wird, um zu verkaufen. Das Eigentümliche und gegenüber der Warenzirkulation vollkommen Neue dieser Bewegung liegt darin, dass hier nicht mehr der Gebrauchswert der letzte Zweck der Transaktionen auf dem Markt ist, sondern der Tauschwert. Hier zeigt sich, dass die in unserer Wirtschaftsweise geltende und selbstverständlich akzeptierte Maxime, dass der Gewinn das Ziel unternehmerischen Handelns ist, im Grunde überhaupt nicht selbstverständlich ist, wenn man sich vergegenwärtigt, dass es beim Wirtschaften doch eigentlich um die Herstellung von Gütern zur Bedürfnisbefriedigung geht, also um *Gebrauchswerte*. Demgegenüber stellt die Gewinnorientierung genau genommen einen *Paradigmenwechsel* dar, indem nämlich nun der *Tauschwert selbst* in das Zentrum des ökonomischen Interesses rückt. Diese neue Perspektive bildet den Angelpunkt, um den sich alle weiteren Entwicklungen in letzter Instanz drehen werden.

Allerdings ist bis jetzt noch völlig unklar, wo denn der Wertzuwachs in dem Kreislauf Geld-Ware-Geld eigentlich herkommen soll. Dieser Kreislauf selbst – in dem jemand mit einer bestimmten Geldsumme den Markt betritt, um Waren zu kaufen, die er anschließend wieder verkaufen will, und zwar gewinnbringend – bietet offenkundig nur dann die Möglichkeit, einen Mehrwert zu erzielen, wenn entweder die Waren zuerst *unter* ihrem Wert gekauft und dann zu ihrem Wert verkauft oder aber wenn die Waren zu ihrem Wert gekauft und dann *über* ihrem Wert wieder verkauft werden. Allein, auf diese Weise entsteht gesellschaftlich kein neuer Wert, da hier dem Gewinn, den jemand aus der Zirkulation herauszieht, gleichzeitig ein Verlust auf der anderen Seite gegenübersteht, sei es beim Verkäufer oder beim Käufer. Unter dem Strich hat hier keine Vermehrung der gesellschaftlichen Werte stattgefunden, sondern lediglich eine Übertragung schon vorhandener Werte; die Zirkulation als solche bildet in dieser Hinsicht ein Nullsummenspiel, bei dem der eine verliert, was der andere gewinnt.[141]

Die einzige Möglichkeit, tatsächlich den vorhandenen Wert zu vergrößern,

141 Genauso wenig entsteht gesellschaftlich ein Mehrwert durch Diebstahl. – Es sei hier nebenbei erwähnt, dass historisch gesehen die genannte Praxis für das Kaufmannskapital zunächst durchaus charakteristisch war: »Der Mehrwert der Kaufleute jener Epoche entstand also dadurch, dass sie Waren unter ihrem wirklichen Wert kauften und sie über ihrem Wert verkauften. Unter solchen Umständen ist es nicht erstaunlich,

liegt offensichtlich darin, auf dem Markt eine Ware zu finden, deren spezifischer Gebrauchswert darin besteht, *neue Werte* zu schaffen. Nun weiß man bereits, dass die Arbeit die Substanz und die Quelle des Wertes ist; die gesuchte Ware kann also nur die Arbeitskraft sein, denn ihr Gebrauch äußert sich ja in nichts anderem als der Arbeit. Damit nun allerdings die Arbeitskraft als Ware auf dem Markt zum Kauf angeboten wird, wodurch die Arbeit selbst die Form der *Lohnarbeit* erhält,[142] müssen offenkundig einige Voraussetzungen erfüllt sein. Zunächst und vor allem muss der Eigentümer der Arbeitskraft, der Arbeiter, von seinen eigenen Arbeitsbedingungen getrennt sein. Dies ist nun weder der Fall bei der (bäuerlichen) Subsistenzwirtschaft – in der der unmittelbare Produzent über alle Mittel (ein Stück Land, Arbeitsgeräte, ggf. Vieh u. dgl.) verfügt, um die Güter herzustellen, die er für seinen Lebensunterhalt braucht – noch bei der einfachen Warenproduktion – in der der Warenproduzent alle Mittel (Werkzeuge, Arbeitsmaterialien usw.) besitzt, um seine Waren anzufertigen, die er dann auf dem Markt verkaufen kann. Erst wenn der Arbeiter von den notwendigen Produktionsmitteln getrennt ist, verwandelt sich unter den Bedingungen der Warenwirtschaft seine Arbeitskraft in eine Ware, und zwar die einzige Ware, die er noch auf dem Markt feilbieten kann. Die Existenz der Arbeitskraft als Ware setzt also den »freien Arbeiter« voraus, »frei in dem Doppelsinn, dass er als freie Person über seine Arbeitskraft als seine Ware verfügt, dass er andrerseits andre Waren nicht zu verkaufen hat, los und ledig, frei ist von allen zur Verwirklichung seiner Arbeitskraft nötigen Sachen.«[143] Der Wert der Ware Arbeitskraft richtet sich – wie der Wert jeder anderen Ware – nach der Menge der zu ihrer Herstellung gesellschaftlich notwendigen Arbeit. Die Herstellung der Arbeitskraft aber besteht in der Reproduktion des Arbeiters, also darin, dass der Arbeiter sich selbst und seine Familie erhalten kann.[144] Somit löst sich also der Wert der Arbeitskraft auf in den Wert einer bestimmten Summe von Lebensmitteln, deren der Arbeiter bedarf, um seine notwendigen Bedürfnisse zu befriedigen, wobei der Umfang dieser Bedürfnisse historisch variiert.[145]

dass Merkur, der Gott der Kaufleute, zugleich als der Gott der Diebe galt«, Mandel (wie Anm. 14), S. 94.

142 Marx (wie Anm. 16), S. 184 Anm. 41.

143 Ebd., S. 183. – Soziologisch gehört entsprechend jeder zur Klasse der Arbeiter, der unter dem wirtschaftlichen *Zwang* steht, seine Arbeitskraft zu verkaufen, vgl. Mandel (wie Anm. 130), S. 64 Anm. 10.

144 Vgl. dazu Marx (wie Anm. 16), S. 184ff.

145 »Im Gegensatz zu den andren Waren enthält also die Wertbestimmung der Arbeitskraft ein historisches und moralisches Element. Für ein bestimmtes Land, zu einer bestimmten Periode jedoch, ist der Durchschnitts-Umkreis der notwendigen Lebensmittel

Mit der Existenz des »freien Arbeiters« setzt das Zur-Ware-Werden der Arbeitskraft darüber hinaus natürlich auch noch voraus, dass der Arbeiter auf dem Markt auch Geldbesitzer antrifft, die ihrerseits die zur Betätigung der Arbeitskraft unverzichtbaren Produktionsmittel besitzen und durch den Kauf der Arbeitskraft ihr Vermögen verwerten wollen. Die Produktionsmittel hören in dieser Konstellation auf, bloße Mittel zur Güterproduktion zu sein, und verwandeln sich statt dessen in Kapital, nämlich in Mittel, die dazu da sind, ihrem Eigentümer die Aneignung eines Mehrwerts zu ermöglichen. Auch dies ist weder bei der Subsistenzwirtschaft noch bei der einfachen Warenproduktion der Fall.[146] Ist auch die Zirkulationssphäre der Ort, an dem allein der Mehrwert sich realisieren kann, so ist doch erst durch dieses Eindringen des Kapitals in die Produktionssphäre die Möglichkeit gegeben, dass Mehrwert nicht bloß das Ergebnis einer auf ungleichem Austausch beruhenden Wertübertragung ist, sondern real neu erzeugt wird und effektiv eine Vermehrung des gesellschaftlichen Reichtums darstellt.

Mit dem Eindringen des Kapitals in die Produktionssphäre erblickt der *moderne Kapitalismus* das Licht der Welt,[147] also die Wirtschaftsweise, deren Funktionieren sich wesentlich um die Erwirtschaftung eines Gewinns dreht. In diesem Sinne ist der Kapitalismus also definiert »durch die Verwandlung der Produktionsmittel in Kapital und der Arbeitskraft in Ware, d. h. durch die Verallgemeinerung der Warenwirtschaft.«[148] Erst durch diese beiden Verwandlungsprozesse wird die Warenform der Arbeitsprodukte zur allgemeinen und herrschenden Gegenständlichkeitsform, erst dadurch entsteht eine Gesellschaft, in der alles und jedes zur Ware wird (oder wenigstens werden kann), in der alle Gegenstände zu Tauschwerten quantifiziert werden. Es ist diese für den Kapitalismus so charakteristische Dominanz der Kategorie der Ware, die der letzte und eigentliche Grund der im vorigen Kapitel konstatierten Vorherrschaft des *quantitativen* Denkens ist, welche ja als zentrales Moment der Wachstumslogik herausgearbeitet wurde. Die irreführende Wirkung des – scheinbar – Selbstverständlichen zeigt sich

gegeben«, ebd., S. 185. Die jeweiligen Ausbildungskosten gehen auch ein in den Wert der jeweiligen Arbeitskraft (S. 186).

146 Bei der Subsistenzwirtschaft, in der überhaupt keine Produktion von Wert stattfindet, sind die Produktionsmittel lediglich Mittel zur Produktion der notwendigen Gebrauchswerte, bei der einfachen Warenproduktion sind sie »bloße Werkzeuge zum Brotverdienen« (Mandel [wie Anm. 14], S. 180), denn hier findet zwar Wertbildung statt, aber keine Verwertung.

147 Mandel, E.: *Einführung in den Marxismus,* 3. Aufl., Frankfurt a. M. 1984, S. 47.

148 Mandel (wie Anm. 61), S. 94.

übrigens exemplarisch und im Rahmen des gegenwärtigen Themas fundamental gerade am Schweigen der bürgerlichen Wirtschafts»wissenschaft« angesichts des Phänomens der Ware; dabei kann letztlich nur von ihr her als der »elementare(n) ökonomische(n) Form des Kapitalismus«[149] die für den Kapitalismus eigentümliche Wachstumslogik rekonstruiert werden.[150]

Wie funktioniert denn nun also der Prozess der Mehrwerterzeugung? Seine beiden Akteure sind mittlerweile bekannt: auf der einen Seite der Lohnarbeiter, auf der anderen Seite der Besitzer der Produktionsmittel. Um das Geheimnis des Mehrwerts zu lüften, wird es notwendig sein, die Sphäre der Zirkulation zu verlassen und beide Akteure auf dem Weg an ihre Wirkungsstätte zu begleiten, einem Weg, den Marx folgendermaßen beschrieben hat: »Der ehemalige Geldbesitzer schreitet voran als Kapitalist, der Arbeitskraftbesitzer folgt ihm nach als sein Arbeiter; der eine bedeutungsvoll schmunzelnd und geschäftseifrig, der andre scheu, widerstrebsam, wie jemand, der seine eigene Haut zu Markt getragen und nun nichts andres zu erwarten hat als die – Gerberei.«[151]

Wenn der Unternehmer[152] die Arbeitskraft kauft, dann tut er dies – wie bei jeder anderen Ware auch –, um in den Genuss ihres Gebrauchswertes zu kommen; und ihr Gebrauchswert äußert sich in der Arbeit. Der Unternehmer kauft also die Arbeitskraft, um den Arbeiter arbeiten zu lassen, »der Konsumtionsprozess der Arbeitskraft ist zugleich der Produktionsprozess«.[153] Nun muss man sich aber bei dieser Gelegenheit daran erinnern, dass der

149 Kosík (wie Anm. 15), S. 178.

150 So existiert z. B. in dem Wirtschaftslexikon, das von keinem Geringeren als einem Weisen, nämlich dem »Wirtschaftsweisen« Professor Rürup, herausgegeben wurde (Rürup, B.: *Fischer Wirtschaftslexikon,* 2. Aufl., Frankfurt a. M. 1999), noch nicht einmal das Stichwort »Ware«! Dabei muss man – in Abwandlung des Wortes von Max Horkheimer: »Wer aber vom Kapitalismus nicht reden will, sollte auch vom Faschismus schweigen« (zit. nach Radt, C.: *Der deutsche Faschismus,* Frankfurt a. M. 1987, S. 19) – von der Sache her gerade sagen: Wer von der Ware nicht reden will, sollte auch vom Kapitalismus schweigen (und wer in der heutigen Welt vom Kapitalismus nicht reden will, sollte überhaupt von der Wirtschaft schweigen)! – So viel zur »Weisheit« des vermeintlichen »Weisen«.

151 Marx (wie Anm. 16), S. 191.

152 Sofern der Unternehmer seine Sache nur dann gut macht, wenn er als Personifikation des Kapitals fungiert, ist die Bezeichnung »Kapitalist« zwar eigentlich wesentlich präziser; da aber heutzutage die Benutzung dieses Wortes bestenfalls als persönliche Beleidigung (der Unternehmer), wenn nicht sogar als Anzeichen einer kriminellen Gesinnung (des Benutzers) aufgenommen wird, kann ohne größeren theoretischen Schaden auf die Benutzung dieses Wortes verzichtet werden.

153 Marx (wie Anm. 16), S. 189.

Gebrauchswert der Arbeitskraft unter den Bedingungen der Warenwirtschaft nicht nur in der Produktion von Gebrauchsgütern besteht, die die materielle Reproduktion der Gesellschaft sicherstellen, sondern auch in der Produktion von (Tausch-) Wert; und es ist einzig und allein diese Wertschöpfung, die den Unternehmer interessiert, denn schließlich geht es in der Kapitallogik ja um die Verwertung der vorhandenen Werte oder um die Erzielung eines Mehrwerts. So wie sich die Ware als widersprüchliche Einheit von Gebrauchswert und Wert gezeigt hat und dementsprechend die warenproduzierende Arbeit als Einheit von konkreter nützlicher und abstrakter Arbeit, so zeigt sich jetzt auch der kapitalistische Produktionsprozess als Einheit zweier prinzipiell voneinander verschiedener Momente: »Der kapitalistische Produktionsprozess ist nicht nur Arbeitsprozess zur Produktion von Gebrauchswerten; er ist gleichzeitig Verwertungsprozess zur Produktion von Tauschwert bzw. genauer: von Mehrwert. Erst diese widersprüchliche Einheit von Arbeits- und Verwertungsprozess macht den kapitalistischen Produktionsprozess aus.«[154] Dieser für den gewinnorientierten Produktionsprozess konstitutive *Doppelcharakter* muss daher auch bei jeder konkreten Analyse dieses Prozesses gegenwärtig sein, da man nur so diesen Prozess adäquat, nämlich in seiner tatsächlichen Gestalt, in den Blick bekommt.

Der Produktionsprozess sieht nun also *prinzipiell* so aus, dass der Unternehmer zunächst eine bestimmte Summe Geld ausgibt für Werkzeuge, Rohstoffe und Arbeitskräfte, um auf diese Weise die beiden notwendigen Elemente des Produktionsprozesses zu kombinieren: Produktionsmittel und Arbeit. Jetzt kann der Produktionsprozess beginnen, der darin besteht, dass die Arbeiter Waren herstellen, indem sie das vorhandene Material zu neuen Gebrauchswerten verarbeiten, die dann auf dem Markt verkauft werden sollen. Der Wert dieser neuen Waren, die am Ende des Produktionsprozesses stehen, setzt sich entsprechend zusammen aus dem Wert der Rohstoffe und Arbeitsmittel, die in ihre Produktion eingegangen sind, und aus dem zusätzlichen Wert, den die Arbeiter durch ihre Arbeit den Waren hinzugefügt haben. Der Wert des schon zu Beginn vorhandenen Materials bleibt also logischerweise während des Produktionsaktes gleich und wird lediglich auf das neue Produkt übertragen, während durch die im Produktionsprozess geleistete Arbeit neuer Wert erzeugt wird. Wenn nun der Wert der neuen Waren nur so hoch wäre wie der Wert, den der Unternehmer zu Beginn vorgeschossen hat, dann hätte der Unternehmer diesen ganzen Prozess gar nicht erst begonnen, denn es ist ja

154 Wolf, H.: Marxismus, Produktivkraftentwicklung und Befreiung der Arbeit, in: *die Internationale,* Nr. 19 (1983), S. 133.

offensichtlich sinnlos, eine bestimmte Geldsumme einzusetzen, um am Ende genau dieselbe Summe wieder zu erhalten.[155] Der Wert der neuen Waren wiederum wäre nur gleich dem vorgeschossenen Wert, wenn die Arbeitskraft im Produktionsprozess lediglich ihr eigenes Äquivalent produziert hätte, wenn also die Arbeiter nur so viel neuen Wert generiert hätten, wie der Unternehmer für den Kauf ihrer Arbeitskraft – also für die Löhne – ausgegeben hat. Soll jedoch am Ende ein Gewinn herauskommen, dann muss die Wertsumme der produzierten Waren *höher* sein als der Wert der Waren, die zu ihrer Produktion notwendig waren, mit anderen Worten höher als die Geldsumme, die der Unternehmer am Anfang für den Kauf der Produktionsmittel und der Arbeitskraft ausgelegt hat;[156] das wiederum ist offensichtlich nur möglich, wenn die Arbeitskraft nicht nur die Eigenschaft hat, Quelle von Wert überhaupt zu sein, sondern auch und vor allem Quelle von *mehr* Wert, als sie selbst hat: »Dies ist der spezifische Dienst, den der Kapitalist von ihr erwartet.«[157]

Der Arbeiter braucht nämlich – eine bestimmte Höhe der Produktivität vorausgesetzt – nicht den ganzen Arbeitstag, um den Gegenwert seines Lohnes zu produzieren. Gleichwohl hat der Unternehmer die Arbeitskraft selbstverständlich für den ganzen Arbeitstag gekauft und nicht nur für einen Teil desselben. Der Arbeitstag dauert also länger als die zur Reproduktion der Arbeitskraft nötige Arbeitszeit, wobei der Arbeiter natürlich auch in der darüber hinausgehenden Arbeitszeit Wert erzeugt. Wo bleibt nun dieser zusätzliche Wert, wo bleibt der Teil des von den Arbeitern geschaffenen Neuwerts, der die Höhe der Lohnsumme übersteigt? Da der gesamte Wert der Produktion sich in den produzierten Waren verkörpert und da der Unternehmer als Eigentümer der Produktionsmittel und Käufer der Arbeitskraft auch der Eigentümer dieser Waren ist, geht dieser zusätzliche Wert – und zwar buch-

155 Dass nichtsdestotrotz in einem solchen Fall sehr wohl neue Gebrauchswerte hergestellt worden wären, die der Befriedigung entsprechender Bedürfnisse dienen könnten, dass der Vorgang in dieser Hinsicht also trotzdem durchaus sinnvoll gewesen wäre, spielt aus der Perspektive des Kapitals und seines Verwertungsprozesses keine Rolle!

156 Da es bei dieser Darstellung um die *prinzipielle* Struktur und die *wesentlichen* Zusammenhänge geht, können hier Aspekte der Wertrechnung wie Amortisation u. dgl. vernachlässigt werden.

157 Marx (wie Anm. 16), S. 208. Da somit der in Arbeitskraft umgesetzte Teil des Kapitals seinen Wert im Produktionsprozess verändert, indem er nicht nur sein eigenes Äquivalent produziert, sondern darüber hinaus auch noch einen Überschuss, nennt Marx diesen Kapitalteil »*variables* Kapital«; demgegenüber nennt er den Teil des Kapitals, mit dem der Unternehmer Produktionsmittel kauft, »*konstantes* Kapital«, da dieser Kapitalteil seine Wertgröße im Produktionsprozess nicht verändert (ebd., S. 223f.).

stäblich – auf das Konto des Unternehmers. Bei diesem Wert handelt es sich um nichts anderes als um den gesuchten Mehrwert, das Rätsel seiner Herkunft ist gelöst. Obwohl nur Äquivalente ausgetauscht wurden, hat der Unternehmer einen Gewinn erzielt, hat er sein Vermögen verwertet und dadurch sein Geld in Kapital verwandelt. Bezeichnet man die Arbeit, die der Reproduktion der Arbeitskraft (der Erhaltung des Arbeiters) dient, als *notwendige* Arbeit und die darüber hinaus geleistete Arbeit als *Mehrarbeit*, dann lässt sich jetzt das Wesen des Mehrwerts präzise erfassen: »So entscheidend es für die Erkenntnis des Werts überhaupt, ihn … als bloß vergegenständlichte Arbeit, so entscheidend ist es für die Erkenntnis des Mehrwerts, ihn als bloß vergegenständlichte Mehrarbeit zu begreifen.«[158] Der Mehrwert ist der Teil des produzierten Neuwerts, der auf *unentgeltlich geleisteter Mehrarbeit* beruht, also der Teil des Neuwerts, den der Besitzer der Produktionsmittel sich ohne Bezahlung aneignet.[159] Die solcherart vonstatten gehende Produktion von Mehrwert bildet die fundamentale Struktur und Bewegung jeder am Gewinn orientierten Wirtschaftsweise, die »Auspressung des Mehrwerts in der Produktion selbst« kennzeichnet den »eigentlichen Lebensprozess des Kapitals«.[160]

Die derart durch den Begriff des Mehrwerts geleistete Dechiffrierung der Natur des unternehmerischen Gewinns wirft nun auch ein erhellendes Licht auf die Ideologie der »Leistungsgesellschaft«; nach dieser ist ja überdurchschnittlicher materieller Reichtum angeblich die Frucht persönlicher Leistung: Wer mehr hat, hat eben prinzipiell mehr geleistet. Nun gibt es zwar innerhalb der Gesamtarbeitskraft unterschiedliche Qualifikationen, so dass die höher qualifizierte Arbeitskraft auch einen höheren Wert besitzt und ihr Eigentümer daher auch einen höheren Lohn erhält,[161] gleichwohl bleibt auch

158 Ebd., S. 231.

159 Dieser Umstand wird dadurch verschleiert, dass die Bezahlung, die der Arbeiter für den Verkauf seiner Arbeitskraft erhält, nicht als Preis der Arbeitskraft, sondern als Preis der Arbeit, als *Arbeits*lohn erscheint. Wäre allerdings der Lohn tatsächlich der Gegenwert der vom Arbeiter insgesamt geleisteten Arbeit – wobei die Arbeit selbst gar keinen Wert hat –, dann hätte das für den Unternehmer den kleinen Schönheitsfehler, dass für ihn überhaupt kein Gewinn übrigbliebe (vgl. Marx, wie Anm. 16, S. 558f.). Dazu weiter unten mehr im Kapitel über den Wachstumsfetisch.e

160 Lukács, G.: *Geschichte und Klassenbewusstsein,* Sonderausg., 9. Aufl., Darmstadt/Neuwied 1986, S. 184. – Der tatsächliche Gewinn eines Unternehmens, der *Profit*, muss natürlich auf das gesamte vorgeschossene Kapital bezogen werden und nicht bloß auf das variable; er *erscheint* daher auch als Produkt des *Gesamt*kapitals, so dass ihm seine Herkunft aus fremder Mehrarbeit nicht mehr anzusehen ist, vgl. Marx (wie Anm. 29), S. 52ff. und Fetscher (wie Anm. 107), S. 206ff.

161 Vgl. Marx (wie Anm. 16), S. 211ff.

dieser Lohn nach wie vor bloßer Lohn, welcher als solcher im allgemeinen eben nicht eine solche Anhäufung von Reichtümern erlaubt, dass der Arbeiter vom ökonomischen Zwang zum Verkauf seiner Arbeitskraft befreit wird. Der Begriff der »Leistung« verdeckt die prinzipielle strukturelle Differenz zwischen Lohnarbeit und Kapital, verdeckt also den grundlegenden Umstand, dass die Quelle des Kapitals der Mehrwert ist, dass Kapital also nicht das Produkt *eigener* Arbeit ist, sondern wesentlich das Ergebnis der Aneignung *fremder* Arbeit, sei es, dass man sich das nimmt, was eigentlich anderen zusteht – wie beim Wucher –, sei es, dass man sich die Mehrarbeit anderer aneignet – wie im kapitalistischen Produktionsprozess: »Das gesamte Kapital, das es auf der Welt gibt, ist nichts anderes als eben das angesammelte Produkt dieser zweifachen Aneignung.«[162] Immenser privater Reichtum ist so genau genommen niemals die Frucht eigener Arbeit, sondern immer das Resultat einer »Transferleistung«, und zwar von unten nach oben!

Hier offenbart sich jetzt auch, dass das Kapital kein Ding an sich ist, sondern ein bestimmtes gesellschaftliches Produktionsverhältnis, »ein durch Sachen vermitteltes gesellschaftliches Verhältnis zwischen Personen«.[163] Die Dinge selbst, konkret: die Produktionsmittel, sind nicht von sich aus schon Kapital; sie werden Kapital erst unter Bedingungen, worin sie ihrem Eigentümer die Aneignung fremder unbezahlter Mehrarbeit ermöglichen, also unter der Bedingung des sozialen Gegenübers von Besitzern der Produktionsmittel auf der einen Seite und freien Lohnarbeitern auf der anderen.[164] Angesichts dieser Konstellation zeigt sich jetzt ebenso die Contradictio in adjecto, die in der Rede vom »gerechten Lohn« steckt. Schließlich gehört zum System der Lohnarbeit strukturell immer die Ableistung von Mehrarbeit, ohne welche der Unternehmer gar kein Interesse am Kauf der Arbeitskraft hätte. Dementsprechend versucht er auch, die Zeit, in der der Arbeiter während seines Arbeitstages Mehrarbeit leistet, möglichst zu verlängern. Da das Verhältnis der Mehrarbeit

162 Mandel (wie Anm. 14), S. 102. – Der Reichtum sogenannter »Selfmademillionäre«, die es ja angeblich allein durch ihre eigene harte Arbeit zum Millionär gebracht haben, beruht in der Tat nur insofern auf ihrer *eigenen* Arbeit, als es ihnen durch diese gelungen ist, sich das Resultat *fremder* Arbeit anzueignen. Die Leistungsideologie ist und bleibt ein liberales Ammenmärchen. Desgleichen ist es geradezu zynisch, wenn die Reichen sich dann auch noch als Wohltäter aufspielen können, wenn sie einen (Bruch-) Teil ihres angeeigneten Reichtums der Gesellschaft wieder zurückgeben; das Entscheidende zur »bürgerlichen Wohltätigkeit« findet sich schon bei Tucholsky: »Proleten! Fallt nicht auf den Schwindel rein! Sie schulden euch mehr als sie geben. Sie schulden euch alles!« Tucholsky, K.: *Politische Texte,* Reinbek bei Hamburg 1971, S. 81.

163 Marx (wie Anm. 16), S. 793.

164 Ebd., S. 794.

zur notwendigen Arbeit (und entsprechend das Verhältnis des Mehrwerts zum variablen Kapital) die Rate des Mehrwerts bildet,[165] kann dieser Sachverhalt auch so ausgedrückt werden, dass der Unternehmer prinzipiell daran interessiert ist, die Mehrwertrate zu erhöhen, was wiederum nur auf zwei Wegen möglich ist (sieht man einmal von dem brutalen Versuch ab, die Löhne einfach auf das pure physische Existenzminimum zu drücken), nämlich entweder durch die absolute Verlängerung des Arbeitstages oder durch eine Erhöhung der Produktivität (v. a. in der Konsumgüterindustrie), um auf diese Weise die notwendige Arbeitszeit zu reduzieren.[166] Eingedenk dieser Zusammenhänge ist das Kapital seinem Wesen nach ein gesellschaftliches Verhältnis, das einen *antagonistischen* Charakter hat; unter der Oberfläche der Gleichheit und Freiheit findet hier etwas statt, was man sonst unter anderen Bedingungen – z. B. der Sklaverei oder der feudalistischen Fronarbeit – zutreffend als *Ausbeutung* bezeichnet.[167] Demgegenüber verbreitet die Vorstellung vom »gerechten Lohn« lediglich die spießbürgerliche Ideologie der Sozialpartnerschaft.[168]

Gemäß der Absicht, zunächst einmal das Fundament der Wachstumslogik

165 Ebd., S. 230ff. – Beispiel: Der Arbeitstag beträgt acht Stunden, die notwendige Arbeit vier Stunden und die Mehrarbeit ebenfalls vier Stunden; die Mehrwertrate beträgt in diesem Fall 4: 4 = 100 %.

166 Ebd., S. 334. Den durch Erhöhung der Arbeitsproduktivität gesteigerten Mehrwert nennt Marx den »relativen Mehrwert«; den durch Verlängerung der Arbeitszeit gesteigerten Mehrwert nennt er den »absoluten Mehrwert« (ebd.). – Wenn »Leistung« im physikalischen Sinne als Arbeit pro Zeit definiert wird, dann kommt die Erhöhung der Arbeitsproduktivität also einer Leistungssteigerung gleich; in diesem Sinne handelt es sich beim Kapitalismus dann in der Tat um eine »Leistungsgesellschaft«, die auf ihrer Jagd nach Mehrwert prinzipiell an der Leistung und ihrer Steigerung interessiert ist. Dieses Interesse bildet den gesellschaftlichen Nährboden, auf dem dann der aberwitzige Leistungswahn erblühen kann, der sich u. a. im Leistungssport manifestiert.

167 Vgl. ebd., S. 675. – Da diese Erkenntnis auf der Mehrwerttheorie beruht und diese ihrerseits eine Konsequenz der Werttheorie ist, dürfte jetzt auch klar sein, warum die bürgerliche Wirtschafts«wissenschaft« an der Werttheorie kein gesteigertes Interesse hat! Indem Marx derart aufgedeckt hat, dass die Ausbeutung in den Grundlagen des Kapitalismus selbst wurzelt und aus diesen beständig reproduziert wird, handelt es sich bei seiner Theorie methodisch um eine system-immanente Kritik dieser Gesellschaft; Adorno formuliert die dieser Methodik entsprechende Frage folgendermaßen: »Ist die Gesellschaft, die ihr lehrt, wirklich identisch mit ihrem Begriff? Entspricht eurer Welt des freien und gerechten Tausches wirklich, wie ihr behauptet, eine freie und gerechte Gesellschaft?«, Adorno, Th. W.: *Philosophische Terminologie,* Bd. 2, Frankfurt a. M. 1974, S. 261.

168 Man vergleiche auch den neuerlichen ideologischen Bastard des »Arbeitskraftunternehmers«. Was soll das denn heißen? Entweder jemand verkauft seine Arbeitskraft, dann ist er kein Unternehmer, oder er fungiert als Unternehmer, dann verkauft er nicht seine Arbeitskraft. In diesem Fall gilt tatsächlich: Tertium non datur!

freizulegen, wurde in diesem Kapitel die Logik herausgearbeitet, die hinter der heute selbstverständlichen Auffassung steckt, dass *Gewinn* das Ziel des wirtschaftlichen Handelns der Unternehmen ist. Diese Logik ist die Logik des *Kapitals*, ihren Dreh- und Angelpunkt bildet die Erzielung eines *Mehrwerts*, und dieser beruht seinerseits wesentlich auf der Aneignung von *Mehrarbeit*. Doch inwiefern steckt in der Kapitallogik die Wachstumslogik, und wie sieht dementsprechend die systematische Entfaltung ihrer realen Funktionsweise aus? Das wird sich im weiteren zeigen.

2.2. Ursprung und Funktionsweise der Wachstumslogik

2.2.1. Konkurrenz und Akkumulation

Wird die Wachstumslogik genetisch-systematisch von der Kapitallogik her rekonstruiert und letztlich mit dieser identifiziert, so könnte der Einwand erhoben werden, dass die Kapitallogik selbst zur Deduktion der Wachstumslogik gar nicht genüge. Zwar gehöre zum Kapital die Ausrichtung auf ein »Mehr«, gleichwohl könne es ja so sein, dass dieses »Mehr« lediglich unproduktiv konsumiert werde, so dass das Wirtschaftsniveau insgesamt gleichbleiben und also kein Wirtschaftswachstum stattfinden würde. Abgesehen davon jedoch, dass in einem solchen Fall letztlich Gebrauchswerte das Ziel wären, obwohl es dem Kapital selbst ja gerade nicht um Gebrauchswerte, sondern um (Mehr-) Wert geht, muss dazu nun bedacht werden, dass es zum Begriff des Kapitals gehört, dass jeder Privateigentümer (der Produktionsmittel) selbst entscheiden kann, wo er sein mehrwertheckendes Glück versucht; mit dem Eindringen des Kapitals in die Produktionssphäre tritt an die Stelle der traditionellen Beschränkungen und Reglementierungen der Wirtschaft das Recht, prinzipiell überall da wirtschaftlich tätig zu werden, wo man den größten Gewinn erwartet.[169] Da es nun nicht nur ein Kapital gibt, sondern viele Kapitalien, heißt das nichts anderes, als dass das einzelne Kapital nicht isoliert – wie in einem Schutzreservat – agiert, sondern in *Konkurrenz* steht zu anderen Kapitalien, die gleichermaßen versuchen, sich zu verwerten. Unter dieser Bedingung der Konkurrenz jedoch kann es sich kein Unternehmen leisten, sich mit dem erreichten Stand seiner Produktion und seiner Produkte zufriedenzugeben, denn schließlich kann es seinen Mehrwert nur realisieren, wenn es seine Produkte auch auf dem Markt verkaufen kann, was wiederum nur dann der Fall ist, wenn die Produkte im Vergleich zu denen der Konkurrenz nicht zu teuer

169 Daher auch die Rede von der »freien« Marktwirtschaft.

sind. Daher trachtet jedes Unternehmen prinzipiell danach, die Kosten seiner Produkte durch Steigerung der Produktivität (und die dadurch möglich gewordene Erhöhung ihrer Stückzahl) zu senken. Das allerdings erfordert letztlich die Ausdehnung des Einsatzes von Maschinen, wobei diese Ausdehnung ihrerseits nur durch zusätzliche Investitionen möglich ist. Diese aber setzen in letzter Instanz die Erwirtschaftung eines Gewinns voraus, von dem dann eben ein Teil dem vorhandenen Kapital wieder zugesetzt werden kann. Ohne dieses Anwachsen des Kapitals kann sich auf längere Sicht kein Unternehmen am Markt halten, da es seine Wettbewerbsfähigkeit verlieren würde.

Ist die Erzielung eines Mehrwerts das fundamentale Interesse des Kapitals, so zeigt sich jetzt, dass dieses Interesse unter dem Druck der Konkurrenz die beständige Rückverwandlung eines Teils des Mehrwerts in Kapital nötig macht, dass es durch die Konkurrenz also nicht allein auf einen Mehrwert ankommt, sondern auf die – in sich unendliche – *Akkumulation des Kapitals*.[170] Damit bringt die Konkurrenz allerdings nichts anderes zum Vorschein als das, was in der Logik des Kapitals selbst schon angelegt ist: Ist nämlich der Zweck der ökonomischen Tätigkeit nicht ein bestimmter Gebrauchswert, sondern der Wert selbst, so hat die ökonomische Bewegung an und für sich keine immanente Grenze mehr: »Die Bewegung des Kapitals ist daher maßlos.«[171] Diese, dem Kapital innewohnende Maßlosigkeit erscheint durch den Konkurrenzmechanismus als Notwendigkeit zur Akkumulation: »Die Konkurrenz herrscht jedem individuellen Kapitalisten die immanenten Gesetze der kapitalistischen Produktionsweise als äußere Zwangsgesetze auf. Sie zwingt ihn, sein Kapital fortwährend auszudehnen, um es zu erhalten, und ausdehnen kann er es nur vermittelst progressiver Akkumulation.«[172] Jeder Unternehmer muss also nach Gewinnmaximierung streben, um Kapital akkumulieren zu können, und er muss Kapital akkumulieren, um im Wettbewerb bestehen zu können.

Hier offenbart sich der reale Grund der Rede von der Notwendigkeit des Wirtschaftswachstums, *hier* liegt die wirkliche Geburtsstätte der Idee permanenten Wachstums. Hat der erste Teil dieses Büchleins dargelegt, dass diese Idee nicht als allgemeines Lebensmodell taugt, so ist jetzt entdeckt, dass sie auch im ökonomischen Sinne durchaus keine *allgemeine* Notwendigkeit reflektiert, sondern lediglich die Konsequenz einer ganz bestimmten Wirtschaftsweise ist, nämlich der *kapitalistisch* organisierten Form der Wirtschaft: Ständige

170 Marx (wie Anm. 16), S. 605; vgl. Mandel (wie Anm. 147), S. 51f.
171 Marx (wie Anm. 16), S. 167. Zur Logik dieser Maßlosigkeit vgl. oben Anm. 34.
172 Marx (wie Anm. 16), S. 618; s. a. S. 335 und Marx (wie Anm. 103), S. 316f., 543ff.

Expansion ist eine strukturelle Notwendigkeit und Funktionsbedingung der auf dem Kapital beruhenden Produktionsweise, der Imperativ des Wachstums gründet in dem systemischen Zwang zur Akkumulation.[173]

Dieser Akkumulationszwang bildet den Motor der ökonomischen Entwicklung und ist der Grund für die ungeheure Dynamik, die den Kapitalismus von allen vorangegangenen Epochen so auffallend unterscheidet. Solange das gesellschaftliche Mehrprodukt[174] – das sich in der in Klassen gespaltenen Gesellschaft die jeweils herrschende Klasse aneignet – in der Form von Gebrauchswerten existierte, solange also der Zweck des Mehrprodukts der Konsum (und Luxus) der besitzenden Klasse(n) war, gab es für den Umfang dieses Mehrprodukts quasi eine natürliche Grenze, über die hinaus keiner ein Interesse hatte, die wirtschaftliche Produktion zu steigern. Sobald aber das Mehrprodukt die Form des Mehrwerts, die Geldform,[175] annimmt, sobald also der Zweck des Mehrprodukts nicht mehr der Konsum ist, sondern die Akkumulation von Kapital, verschwindet diese Grenze, und es entsteht im Gegenteil das Interesse an einer schier »unbegrenzten Steigerung der Produktion«.[176] So erklärt sich der großartige Aufschwung der Produktivkräfte, der für die Epoche des Kapitalismus so charakteristisch ist und den Marx und Engels so eindrucksvoll beschrieben haben: »Die Bourgeoisie hat in ihrer kaum hundertjährigen Klassenherrschaft massenhaftere und kolossalere Produktionskräfte geschaffen als alle vergangnen Generationen zusammen. Unterjochung der Naturkräfte, Maschinerie, Anwendung der Chemie auf Industrie und Ackerbau, Dampfschiffahrt, Eisenbahnen, elektrische Telegraphen, Urbarmachung ganzer Weltteile, Schiffbarmachung der Flüsse, ganze aus dem Boden hervorgestampfte Bevölkerungen – welches frühere Jahrhundert ahnte, dass solche Produktionskräfte im Schoß der gesellschaftlichen Arbeit schlummerten.«[177] An die Stelle ökonomischer und sozialer Stagnation tritt unter der Regie des Kapitals ein rasanter Fortschritt, der alles in seinen Bann zieht und in dem »alles Ständische und Stehende verdampft«[178],

173 Mit dem »Gesetz zur Förderung der Stabilität und des Wachstums der Wirtschaft« von 1967 hat der Imperativ des Wachstums in der Bundesrepublik quasi grundgesetzlichen Charakter, vgl. Sontheimer, K. /Bleek, W.: *Grundzüge des politischen Systems Deutschlands,* aktualisierte Neuausgabe, Bonn 2002, S. 127.

174 Das gesellschaftliche Mehrprodukt ist das Produkt der Mehrarbeit der unmittelbaren Produzenten, vgl. Mandel (wie Anm. 14), S. 19ff., 109.

175 Ebd., S. 105.

176 Ebd., S. 151; s. a. S. 113ff.

177 Marx, K. /Engels, F.: Manifest der Kommunistischen Partei, in: Marx-Engels-Werke (MEW), Bd. 4, Berlin 1964, S. 467.

178 Ebd., S. 465.

ein Fortschritt, der zu einem immensen Wachstum des materiellen Reichtums der Gesellschaft führt.

Allerdings muss man nun bei der konkreten Beurteilung dieses Wachstums die spezifische Logik berücksichtigen, die für dieses Wachstum gilt und ihm seine spezifische Struktur und Qualität verleiht, denn Wachstum ist nicht gleich Wachstum. Daher muss jetzt das Ergebnis des bisherigen Gedankengangs noch einmal klar und deutlich wiederholt werden: Die Logik, die als Logik der Idee unaufhörlichen Wirtschaftswachstums identifiziert wurde, ist die *Logik der Akkumulation des Kapitals*. Wird der entsprechende Wachstumsprozess von dieser Bestimmung her in den Blick genommen, dann ergibt sich systematisch die fundamentale und alles entscheidende Erkenntnis: Das, worum es in diesem Prozess wesentlich geht und wovon das Wohl und Wehe der gesamten Wirtschaft und ihrer Entwicklung abhängt, ist das *Streben nach privater Profitmaximierung*. Die normative Richtschnur einer kapitalistisch organisierten Wirtschaft ist das Gebot der betriebswirtschaftlichen Rentabilität. In diesem Sinne hat schon Adam Smith ganz realistisch konstatiert: »Die Rücksicht auf seinen eigenen Privatgewinn ist der einzige Beweggrund, der den Eigentümer eines Kapitals dazu bestimmt, dasselbe … anzulegen.«[179]

Um aber gleich hier einem populären Missverständnis entgegenzutreten, sei erwähnt, dass diese Bestimmung – wenigstens zunächst – durchaus keine polemische Stoßrichtung hat und keineswegs mit der in Mode gekommenen Vorstellung identisch ist, die Orientierung am Gewinn habe ihren Grund in der *Gier* der Unternehmer. Diese (Pseudo-) Kritik verkennt gerade das Entscheidende, dass nämlich diese Orientierung in letzter Instanz »nicht vom guten oder bösen Willen des einzelnen Kapitalisten ab(hängt)«[180], sondern eine *strukturelle Anforderung* bildet, der der einzelne sich – bei Strafe seines Untergangs – gar nicht entziehen kann.[181] Was auch immer die

179 Smith (wie Anm. 12), S. 384. – Diese Erkenntnis als solche führt offensichtlich nicht schon automatisch zur Kapitalismuskritik, denn sie findet sich ja auch im Credo der bürgerlichen Wirtschaftstheorie, dass das Ziel unternehmerischen Handelns der Gewinn ist (in diesem Punkt stimmen also Befürworter und Gegner des Kapitalismus im Grunde überein – deshalb sollte man sich darüber auch nicht mehr streiten müssen). Diese Erkenntnis erhält offenkundig erst dadurch systemkritische Brisanz, dass man mit ihr Ernst macht und sie theoretisch zu Ende denkt.

180 Marx (wie Anm. 16), S. 286; ders. (wie Anm. 29), S. 254f.

181 Vgl. Horster (wie Anm. 120), S. 76ff. und Weber (wie Anm. 119), S. 343f. – Im Konzept der Gier findet keine *Kapitalismus*kritik statt, wie fälschlicherweise oft behauptet wird, sondern lediglich eine *Kapitalisten*kritik; indem diese Kritik das Problem aus einem eigentlich sozialstrukturellen in ein bloß persönliches Problem verwandelt, gibt sie nur

subjektive Triebfeder und die moralische Disposition eines Unternehmers sein mögen, spätestens im Konfliktfall gibt es zur Präferenz der Profitlogik objektiv keine Alternative. Selbst derjenige, der aus tiefstem Herzen und innigster Menschenliebe um das Wohlergehen seiner Mitarbeiter besorgt ist, kommt nicht umhin, gegebenenfalls z. B. Arbeitsplätze abzubauen, wenn die Rentabilität seines Unternehmens auf dem Spiel steht. An diesem Phänomen lässt sich – nebenbei gesagt – auch entscheiden, ob es sich bei der heutigen Wirtschaftsweise um eine kapitalistische handelt oder nicht: »Um zu beweisen, dass wir heute nicht mehr in einer kapitalistischen Produktionsweise im Marx'schen Sinne des Wortes leben, um die Legende einer ›gemischten Wirtschaft‹ zu begründen, müsste man den Nachweis bringen, dass die Lohnabhängigen nicht mehr zum kontinuierlichen Verkauf ihrer Arbeitskraft gezwungen wären … und dass die Entwicklung der Wirtschaft nicht mehr durch den konkurrenzbedingten Zwang zur Profit- bzw. Wachstumsmaximierung der Einzelfirmen beherrscht wäre.«[182] Der phänomenale Befund dürfte – gerade heute – eindeutig sein.

Geht es bei diesem Wirtschaftswachstum also vor allem um den Gewinn, so heißt das zugleich, dass es sich beim Kapitalismus um eine Wirtschaftsform handelt, in der es nicht mehr primär um Bedürfnisbefriedigung geht, denn wenn es um die Befriedigung der Bedürfnisse ginge, dann wäre der Gebrauchswert das Maßgebende und nicht die Bewegung des Werts. Zwar haben nur solche Waren einen Wert, die auch einen Gebrauchswert haben, gleichwohl ist dieser nur ein Mittel im Dienste des Werts: »Gebrauchswerte werden hier überhaupt nur produziert, weil und sofern sie materielles Substrat, Träger des Tauschwerts sind.«[183] Dieser Tauschwert, genauer: der Mehrwert, bildet den Maßstab, wenn es darum geht zu entscheiden, was und wie produziert werden soll. Entsprechend ergibt sich für das Verhältnis von Arbeits- und Verwertungsprozess – als den beiden Momenten des kapitalistischen Produktionsprozesses –, dass der Verwertungsprozess der dominierende Prozess ist, für den der Arbeitsprozess lediglich instrumentellen Charakter hat, »der Arbeitsprozess (erscheint) nur als ein Mittel für

zu erkennen, dass es ihr an der nötigen Tiefe mangelt und sie selbst noch im Bann der Illusionen über den Kapitalismus gefangen ist!

182 Mandel, E.: Der Mensch ist das höchste Wesen für den Menschen, in: Raddatz, F. J. (Hg.): *Warum ich Marxist bin,* München 1978, S. 63; vgl. ders. (wie Anm. 46), S. 461f.

183 Marx (wie Anm. 16), S. 201. Weiter unten – gelegentlich der Erörterung des Phänomens der Krise – wird deutlich werden, dass das, was hier auf den ersten Blick als *absurde Theorie* (aufgrund theoretischer Haarspalterei) erscheinen mag, in der Tat nur der theoretische Ausdruck der *realen Absurdität* des Kapitalismus selbst ist!

den Verwertungsprozess.«[184] Dass allerdings diese Verwertung des Werts als Zweck der Produktion nicht ganz unproblematisch ist, dürfte mittlerweile klar sein. Schließlich wird ja im Wert, d. h. konkret: im Geld (als der selbständigen Existenz des Werts), von allen *qualitativen* Gesichtspunkten abstrahiert, so dass der ökonomische Prozess auf eine Bewegung reduziert wird, bei der es allein auf *quantitativen* Zuwachs ankommt. Damit jedoch verliert diese Bewegung jedes vernünftige Maß: Wer das Ziel hat, *mehr Geld* (Mehrwert) zu erwerben, kann prinzipiell *nie* an ein Ende kommen, in dem die Bewegung sich vollendet. Jede neue und größere Geldsumme bleibt genauso bloß Geld wie die vorangegangene Summe und also genauso steigerungsfähig und steigerungsbedürftig wie diese; die autistische Bewegung des Geldes macht nur Sinn als endlose Spirale, »denn die Verwertung des Werts existiert nur innerhalb dieser stets erneuerten Bewegung.«[185]

Dieser von der realen ökonomischen Struktur provozierte ständige Mehrungsprozess ist nun genau der Boden, auf dem die oben (bei der Wachstumslogik im allgemeinen) charakterisierte *Haben-Orientierung* gedeiht; die ihr entsprechende Habgier, die Mentalität der Unersättlichkeit, kann jetzt konkretisiert werden als die Logik des Kapitals. Die Dominanz der Haben-Orientierung kommt also nicht von ungefähr, sondern reflektiert die objektiven Anforderungen ganz spezifischer gesellschaftlicher Verhältnisse. Es geht eben unter kapitalistischen Bedingungen nun einmal um das »Geldmachen als organisiertes Geschäft«.[186] Ist das Geld selbst der Zweck der Produktion, dann handelt es sich offensichtlich um einen Zweck, der seinerseits nicht wieder ein Mittel für etwas anderes ist – wie dies bei der Produktion der Fall ist, die Gebrauchswerte bezweckt, welche ihrerseits Mittel zur Bedürfnisbefriedigung sind. In dieser Beziehung des Geldes auf sich selbst kommt dem Zweck der Produktion eine selbstreferentielle Struktur zu, dieser Zweck wird, mit anderen Worten, zum *Selbstzweck*.[187] Daraus erklärt sich die für den Kapitalismus typische Dominanz ökonomischer Interessen und Motive, daraus erklärt sich die dem Kapitalismus innewohnende Tendenz zur

184 Marx (wie Anm. 16), S. 591; vgl. Wolf (wie Anm. 154), S. 134.

185 Marx (wie Anm. 16), S. 167.

186 Mandel (wie Anm. 46), S. 510. – Im Rahmen der Warenwirtschaft kann dieses Geldmachen nur gelingen, wenn die Waren *verkauft* werden; daher der Konsumterror und der entsprechende Imperativ für die Konsumenten, der in einem Werbespot prägnant auf den Punkt gebracht wurde: »Kaufen, marsch, marsch!« Vgl. dazu auch ebd., S. 513.

187 Marx (wie Anm. 16), S. 167.

Verselbständigung der Wirtschaftstätigkeit, die Tendenz zur Produktion um der Produktion willen.[188]

Hier taucht die Verkehrung von Mittel und Zweck wieder auf, die oben als das zentrale Merkmal der Wachstumslogik herausgearbeitet wurde. Auch diese Verkehrung hat also in der Logik des Kapitals ihren objektiven Grund und ihre Basis. Mit dieser Vertauschung von Mensch und Ding, mit dieser Subjektivierung der Dinge und Objektivierung des Menschen offenbart der Kapitalismus seine objektiv *antihumanistische* Grundverfassung mitsamt allen oben thematisierten Konsequenzen für das Bestreben des Menschen, ein sinnvolles Leben zu führen.[189] Findet die humanistische Orientierung im Kantischen *kategorischen Imperativ* ihren angemessenen praktischen Ausdruck, so lässt sich das der Logik des Kapitals – der Logik des Geldes als Selbstzweck – entsprechende Handlungsgebot im Grunde als Perversion dieses Imperativs formulieren: Handle so, dass du das Geld jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchest.[190]

Sind mit der Akkumulation des Kapitals sowohl der Ursprung als auch die Logik der Idee permanenten ökonomischen Wachstums geklärt, dann können jetzt auch die charakteristischen Entwicklungstendenzen skizziert werden, die sich aus dieser Logik ergeben. Was jetzt folgt, ist somit die Funktionsweise der genannten Wachstumslogik.

2.2.2. Die Krise als Konsequenz

2.2.2.1. Die konjunkturelle Krise

In der Wachstumslogik manifestiert sich die strukturelle Notwendigkeit einer

188 Vgl. ebd., S. 618.

189 Die der Jagd nach dem Geld entsprechende Entfremdung des Menschen gilt nicht nur für die Tätigkeit des Unternehmers, sondern auch für die des Arbeiters, insofern *alle* Tätigkeiten tendenziell zur Erwerbstätigkeit werden – also zu einer Tätigkeit, bei der es vor allem auf das *Geld* ankommt, das man mit ihr erwerben kann (auch wenn der Arbeiter kein Kapital besitzt und das Geld letztlich um der Bedürfnisbefriedigung willen erwirbt), vgl. dazu Markovic, M.: Entfremdung und Selbstverwaltung, in: *Folgen einer Theorie.* Essays über »Das Kapital«von Karl Marx, Frankfurt a. M. 1967, S. 182ff.

190 Bekanntlich lautet die entsprechende Formulierung bei Kant: »Handle so, dass du die Menschheit, sowohl in deiner Person, als in der Person eines jeden andern, jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchest«, Kant, I.: Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, in: ders.: *Werkausgabe* in zwölf Bänden, Bd. 7, herausgegeben von W. Weischedel, 2. Aufl., Frankfurt a. M. 1996, S. 61/A 66f. – Marx wird später den »kategorischen Imperativ« formulieren, »alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist«, Marx, K.: Zur Kritik der Hegel'schen Rechtsphilosophie. Einleitung, in: Marx-Engels-Werke (MEW), Bd. 1, 15. Aufl., Berlin 1988, S. 385.

Wirtschaftsweise, deren Zentrum die Akkumulation des Kapitals bildet. Das wiederum besagt, dass in einer solchen Wirtschaft jedes Unternehmen prinzipiell danach strebt (und streben muss), einen maximalen Profit zu erzielen. Um nun die Höhe eines bestimmten Profits angemessen beurteilen zu können, reicht seine absolute Größe offensichtlich nicht aus; schließlich kann es ja sein, dass man mit seinem Kapital zwar einen erklecklichen Gewinn erwirtschaftet hat, dass man aber mit demselben Kapital in einem anderen Bereich einen *höheren* Gewinn hätte erzielen können. Das würde die Freude dann ja doch trüben (und zuletzt möglicherweise sogar die Konkurrenzfähigkeit beeinträchtigen). Daher muss die Größe des Gewinns in Beziehung gesetzt werden zum eingesetzten Gesamtkapital, um auf diese Weise den Verwertungsgrad des angewandten Kapitals zu ermitteln, so dass es möglich wird, verschiedene Betätigungsfelder für das Kapital im Hinblick auf ihre jeweilige Rentabilität zu vergleichen. Bildet das Verhältnis des Gewinns zum vorgeschossenen Gesamtkapital die *Profitrate*,[191] so kann also die Profitrate in der Tat als »die treibende Macht« und »der Stachel der kapitalistischen Produktion« bezeichnet werden.[192]

Dabei ist klar, dass jedes Kapital dahin strömt, wo die Profitrate am höchsten ist; aber gerade durch diese allgemeine Kapitalbewegung – also Zufluss in Sektoren mit überdurchschnittlicher Profitrate und Abfluss aus solchen, wo die Gewinne unter dem Durchschnitt liegen – und die entsprechende Veränderung des jeweiligen Verhältnisses von Warenzufuhr und Nachfrage kommt es unter dem Strich tendenziell zu einem *Ausgleich* der Profitraten der verschiedenen Produktionszweige: »So wird in allen Sektoren infolge der Konkurrenz der Kapitalien und der Waren eine *Durchschnittsprofitrate* erzielt.«[193] Das aus der kapitalistischen Konkurrenz folgende Gesetz der Durchschnittsprofitrate führt somit dazu, dass jedes Kapital sich proportional zu seinem Anteil am gesellschaftlichen Gesamtkapital einen Anteil am gesellschaftlich erzeugten Gesamtmehrwert aneignet.[194]

Auf diese Weise kommt es unter kapitalistischen Verhältnissen offen-

191 Marx (wie Anm. 29), S. 52.

192 Ebd., S. 269. Marx ergänzt: »Die Profitrate ist die treibende Macht in der kapitalistischen Produktion, und es wird nur produziert, was und soweit es mit Profit produziert werden kann.«

193 Mandel (wie Anm. 14), S. 186.

194 Ebd., S. 189; Fetscher (wie Anm. 107), S. 211. – »Die verschiedenen Kapitalisten verhalten sich hier, soweit der Profit in Betracht kommt, als bloße Aktionäre einer Aktiengesellschaft, worin die Anteile am Profit gleichmäßig pro 100 verteilt werden und daher für die verschiedenen Kapitalisten sich nur unterscheiden nach der Größe des von jedem in das Gesamtunternehmen gesteckten Kapitals, nach seiner verhältnis-

kundig zu einer Modifikation des Wertgesetzes; nach diesem entspricht ja der Profit, den ein Unternehmen macht, zunächst einmal dem von ihm produzierten Mehrwert (m), welcher – wie bereits gezeigt – nur vom variablen Kapital (v), also der lebendigen Arbeit, erzeugt wird. Je nach dem unterschiedlichen Anteil des konstanten Kapitals (c) am Gesamtkapital (c + v) ergibt sich dann aber auch eine unterschiedliche Profitrate: Bei niedrigerer organischer Zusammensetzung des Kapitals[195] ist die Profitrate höher und bei höherer organischer Zusammensetzung niedriger.[196] Mit dem Ausgleich der Profitraten findet demnach eine Übertragung von (Mehr-)Wert statt, und zwar von weniger produktiven Sektoren auf Sektoren mit höherer Produktivität; ebenso entsprechen die Preise der Waren nicht mehr unmittelbar ihrem Wert, sondern errechnen sich aus dem angewandten Kapital plus dem Produkt dieses Kapitals und der Durchschnittsprofitrate.[197] Diese Verwandlung des Profits in Durchschnittsprofit und demgemäß der Werte in Produktionspreise ist nachgerade die Form, in der das Wertgesetz eben dann wirkt, wenn »die Waren nicht einfach als *Waren* ausgetauscht werden, sondern als *Produkt von Kapitalen*, die im Verhältnis zu ihrer Größe … Teilnahme an der Gesamtmasse des Mehrwerts beanspruchen.«[198] Das Wertgesetz selbst wird also unter diesen Bedingungen keineswegs aufgehoben, sondern reguliert nach wie vor die ökonomische Entwicklung, schließlich entspricht die Summe aller Profite ebenso dem gesellschaftlichen Gesamt*mehrwert*, wie

mäßigen Beteiligung am Gesamtunternehmen, nach der Zahl seiner Aktien«, Marx (wie Anm. 29), S. 168; s. a. S. 207f.

195 Das Verhältnis von konstantem zu variablem Kapital (c: v) nennt Marx »die organische Zusammensetzung des Kapitals« (wie Anm. 16, S. 640; vgl. auch Marx, wie Anm. 29, S. 154f., 173), wobei eine höhere organische Zusammensetzung im allgemeinen Ausdruck einer höheren Arbeitsproduktivität ist (Mandel, wie Anm. 14, S. 187f.).

196 Folgendes Beispiel mag den Sachverhalt verdeutlichen (bei beliebiger Einheit, z.B. Euro, und gleicher Mehrwertrate, hier: 100 %): *Kapital A*: 3000 c + 1000 v + 1000 m = 5000 (Wert der produzierten Waren); *Kapital B*: 4000 c + 1000 v + 1000 m = 6000. Die Profitrate (m: [c + v]) von *A* beträgt 25 % und die von *B* 20 %.

197 Für das in der vorigen Fußnote genannte Beispiel sieht das dann so aus, dass der Gesamtmehrwert von 2000 auf das gesamte vorgeschossene Kapital von 9000 bezogen werden muss, woraus sich eine Durchschnittsprofitrate von ungefähr 22, 22 % ergibt; die entsprechende Neuaufteilung des Mehrwerts sowie die daraus folgende neue Preisbildung ergeben dann folgendes Bild: *Kapital A*: 3000 c + 1000 v + 889 m (22, 22 % von 4000) = 4889 (Preis der produzierten Waren); *Kapital B*: 4000 c + 1000 v + 1111 m (22, 22 % von 5000) = 6111. Durch den konkurrenzbedingten Ausgleich der Profitraten hat also eine Wertübertragung von *A* nach *B* stattgefunden. – Die entsprechenden neuen Preise nennt Marx »Produktionspreise« (wie Anm. 29, S. 167; vgl. dazu S. 174).

198 Marx (wie Anm. 29), S. 184f., vgl. Mandel (wie Anm. 14), S. 189, 202.

die Summe der Produktionspreise der Waren der Summe ihrer *Werte* entspricht.[199] Ob das in den verschiedenen Waren verkörperte Arbeitsquantum gesellschaftlich notwendig ist oder nicht (Wertgesetz), zeigt sich somit im Kapitalismus – also unter der Herrschaft der Konkurrenz und der ständigen Umwälzung des Produktivitätsniveaus – nicht mehr an der Realisierung des Warenwerts (wie in der einfachen Warenproduktion), sondern an der Realisierung des Durchschnittsprofits.[200] Damit bleibt also festzuhalten, dass es die Bewegung der Durchschnittsprofitrate ist, die den konkreten Verlauf der Wirtschaftsentwicklung bestimmt,[201] wobei in der konkreten Wirklichkeit selbstverständlich »der *tatsächliche* Ausgleich der Profitraten aller Kapitalien nur ein Ausnahmezustand im Prozess des Ein- und Abflusses dieser Kapitalien zwischen den verschiedenen Investitionsbereichen (ist). Der normale Zustand der erweiterten Reproduktion ist also der des Profitgefälles, wobei die Suche nach *Surplus-Profit* den Hauptanreiz zum Wachstum der Kapitalakkumulation bildet.«[202]

Durch die »strategisch-entscheidende Rolle der Profitrate«[203] muss daher auch von ihrer Bewegung her der für den Kapitalismus typische *zyklische* Entwicklungsgang dargestellt werden. Er lässt sich summarisch wie folgt skizzieren:[204] Stellt sich an einem bestimmten Punkt der Entwicklung die Lage auf dem Markt so dar, dass die Nachfrage nach Waren ihr Angebot übersteigt – dass also in den angebotenen Waren weniger Arbeit enthalten ist als gesellschaftlich notwendig –, dann liegt eine Konstellation vor, die eine Phase des ökonomischen *Aufschwungs* und der *Expansion* bewirkt. Die Waren finden nämlich unter diesen Bedingungen auf dem Markt leicht ihre Abnehmer, die Preise beginnen daher zu steigen und mit ihnen die Profitrate. Dadurch wird die Produktionstätigkeit der Unternehmen angeregt, die nun ihre Investitionen erhöhen und neue Arbeitskräfte einstellen. Dies wiederum führt sowohl zu einer zusätzlichen Nachfrage nach Produktionsgütern, so dass auch dieser Sektor einen entsprechenden Auftrieb erfährt (Beschleunigungsprinzip), als auch zu zusätzlicher Kaufkraft, die ihrerseits wieder stimulierend auf die wirtschaft-

199 Marx (wie Anm. 29), S. 182, 189, 853.
200 Mandel (wie Anm. 14), S. 189 und ders. (wie Anm. 46), S. 501.
201 Ebd., S. 409f.
202 Mandel (wie Anm. 46), S. 70f., s. a. S. 25, 28. Entsprechend Marx (wie Anm. 29, S. 382): Die »verschiednen Profitraten, erst innerhalb derselben Sphäre und dann zwischen den verschiednen Sphären selbst, können sich nur durch beständige Schwankungen ausgleichen.«
203 Mandel (wie Anm. 46), S. 107 Anm. 16.
204 Vgl. dazu Mandel (wie Anm. 14), S. 408ff.

liche Aktivität der Unternehmen wirkt und dadurch weitere Kaufkraft generiert (Multiplikatorprinzip). Derart ergibt sich eine spiralförmige Bewegung nach oben: »Alle verfügbaren Kapitalien strömen in die Produktion und den Handel, um von dem Ansteigen der Durchschnittsprofitrate zu profitieren.«[205] Durch die Einführung neuer Produktionstechniken wird das allgemeine Produktivitätsniveau angehoben, wobei die modernsten Unternehmen beträchtliche Extraprofite erzielen können. Die Wirtschaft brummt und läuft auf Hochtouren, wobei unter dem Druck der Konkurrenz jedes Unternehmen gezwungen ist, die Gunst der Stunde zu nutzen und die Phase des *Booms* und der *Prosperität* so gut wie möglich auszuschöpfen.

Allerdings laufen alle Maßnahmen letzten Endes darauf hinaus, dass die Produktionskapazität der Gesellschaft und damit die auf dem Markt angebotenen Warenmassen bis zu dem Punkt gesteigert werden, an dem das Angebot schließlich die Nachfrage übersteigt, »zunächst unmerklich, doch dann immer deutlicher.«[206] Die Waren können nach diesem Wendepunkt nicht mehr zu ihren normalen Produktionspreisen verkauft werden; die Preise beginnen zu fallen. Dies führt zu einer Dämpfung der ökonomischen Tätigkeit, und zwar zuerst bei den Unternehmen, deren Produktivität am niedrigsten ist und die also gesellschaftliche Arbeitszeit verschwenden. Diese Unternehmen können ihre Waren nun nicht mehr profitabel verkaufen; da dieser Umstand auch durch den Kredit letztlich nicht mehr kompensiert werden kann, kommt es unweigerlich zu einem Abbau von Arbeitsplätzen. Das entsprechende Ansteigen der Zahl der Arbeitslosen bewirkt dann eine Reduzierung der Kaufkraft, welche ihrerseits den Druck auf die Preise noch erhöht. Die Investitionstätigkeit geht zurück, die Nachfrage nimmt infolgedessen noch weiter ab, es findet eine spiralförmige Bewegung nach unten statt: »Die Preise und die Profite stürzen. Zahlreiche Kapitalisten sind ruiniert; die Unternehmen, die mit einer zu niedrigen Produktivität arbeiten, müssen ihre Tore schließen.«[207] Die *Rezession* mündet in die *Krise*, in der nur noch die Unternehmen mit der höchsten Produktivität rentabel produzieren können, wobei sie jetzt keine Extraprofite mehr erwirtschaften und sich mit dem Durchschnittsprofit bescheiden müssen.[208]

205 Ebd., S. 411.

206 Ebd., S. 412; s. a. S. 420, 443.

207 Ebd.

208 Ausgehend von der Gleichgewichtsbedingung der kapitalistischen Produktion – die produzierten Warenwerte entsprechen der in der Produktion entstandenen Kaufkraft, wenn die Nachfrage nach Konsumgütern, die im Produktionsgütersektor entsteht, *gleich* der Nachfrage nach Produktionsgütern ist, die im Konsumgütersektor entsteht

Wenn es das besondere Anliegen des vorliegenden Büchleins ist, gerade dem nachzudenken, was sich als Selbstverständlichkeit normalerweise der Thematisierung entzieht, dann handelt es sich bei dem soeben skizzierten Phänomen der Krise in geradezu ausgezeichneter Weise um eine solche Erscheinung, bei der es notwendig ist, einmal innezuhalten. Das Phänomen der Krise ist uns allen nur allzu vertraut, so sehr, dass es den Anschein hat, als liege es in der Natur der Sache, dass die wirtschaftliche Entwicklung mehr oder weniger wellenförmig verläuft und daher eben immer wieder auch Krisenerscheinungen zeitigt. Schließlich hat es schon immer Krisen gegeben, auch schon vor dem Kapitalismus. Gleichwohl wird gerade der Vergleich mit vorkapitalistischen Krisen deutlich machen, dass es sich beim kapitalistischen Typus der Krise um einen Vorgang handelt, der eigentlich ganz unglaublich ist und historisch seinesgleichen sucht (und nicht finden wird)! Gerade hier, gelegentlich der Analyse der Krise, wird sich die sachliche Angemessenheit und Berechtigung des Marx'schen Begriffsapparates zeigen, will man diesem Phänomen auf den Grund gehen und nicht lediglich Bewegungen an der Oberfläche beschreiben.

Was ist denn nun der Auslöser *vor*kapitalistischer Wirtschaftskrisen? Offensichtlich ein Rückgang der Produktion, sei es infolge von Missernten, sei es infolge von Kriegen oder von was sonst auch immer. Entscheidend ist, dass das Produktionsergebnis unter das zur Bedürfnisbefriedigung notwendige Maß fällt, so dass Hunger und Not die unvermeidlichen Konsequenzen sind. Doch was ist demgegenüber die Ursache für eine kapitalistischen Krise,

(Mandel [wie Anm. 14], S. 375f., s. a. ders. [wie Anm. 46], S. 394ff.) – ist die Krise offensichtlich Ausdruck einer Disproportionalität zwischen der Entwicklung dieser beiden Sektoren und muss daher auch genau genommen aus dieser ungleichen Entwicklung infolge periodischer Unterschiede der Profitrate in beiden Sektoren erklärt werden. Auf eine solche differenzierte Darstellung konnte hier allerdings verzichtet werden, ging es doch vor allem darum, den *grundlegenden Mechanismus* der Profitrate zu verdeutlichen, demgemäß ein Ansteigen der Profitrate die wirtschaftliche Aktivität so lange anheizt, bis es schließlich durch Überhitzung zum Sinken der Profitrate und in der Folge zum Absturz in die Krise kommt (Mandel, wie Anm. 46, S. 401f., 430). Vgl. zur differenzierten Darstellung Mandel (wie Anm. 14), S. 413ff. – Die bürgerliche Theorie neigt übrigens dazu, die regelmäßig auftretenden Krisen so zu erklären wie ein Alkoholiker seine regelmäßigen Rauschzustände: Immer sind *besondere* Umstände dafür verantwortlich, *grundsätzlich* gibt es kein Problem. »Aber es ist unernst und unwissenschaftlich, eine sich 20mal innerhalb von 150 Jahren wiederholende Erscheinung nur oder hauptsächlich aus ›besonderen‹ Faktoren zu erklären, die bestenfalls jedesmal nur diese besondere Krise erklären könnten, und sich zu weigern, die systemimmanenten *allgemeinen Ursachen der kapitalistischen Wirtschaftskrisen* zu erklären«, Mandel (wie Anm. 182), S. 67.

so wie sie eben kurz und knapp skizziert wurde? Die Ursache liegt hier nicht darin, dass *zu wenig* produziert wurde, sondern *zu viel*; die Krise ist hier nicht das Resultat einer *Unter*produktion, sondern – was im Grunde genommen ganz unerhört ist – einer *Über*produktion![209] Bei Lichte besehen kann man angesichts dieser Konstellation nicht einfach zur Tagesordnung übergehen, vielmehr muss man sie einmal in aller Ruhe auf sich wirken lassen. Gerade am Beispiel der klassischen kapitalistischen Krise kann man das Grundsätzliche des Kapitalismus, das in modifizierter Gestalt auch heute noch gilt, noch einmal schön verdeutlichen. Es geht also den Menschen schlecht, weil zu viel da ist: Wie ist das denn möglich? Was soll das denn heißen? Was für uns heute so selbstverständlich ist, dass es gar keiner Rede mehr wert zu sein scheint, ist tatsächlich ein durch und durch *paradoxer* und *absurder* Zustand, nämlich ein Zustand, in dem – nach der zugespitzten Formulierung des jungen Friedrich Engels – »die Leute vor lauter Überfluss verhungern.«[210] Armut aus Überfluss: Spätestens jetzt müsste es auch dem Letzten dämmern, dass es sich bei der Logik des Kapitalismus um eine ganz eigentümliche Logik handelt, die eben auch in dieser ihrer Eigentümlichkeit erfasst und durchschaut werden muss. Mit dem Hinweis auf allgemeine Notwendigkeiten und Zusammenhänge kommt man an dieser Stelle nicht weiter.

Zur Erklärung der genannten Paradoxie muss man sich nun noch einmal auf das Grundsätzliche besinnen und sich vergegenwärtigen, dass der Kapitalismus verallgemeinerte Warenwirtschaft ist. Das wiederum besagt ja, dass es zur ökonomischen Versorgung der Gesellschaft nicht schon ausreicht, dass objektiv genügend Güter produziert wurden, um die Bedürfnisse der Menschen befriedigen zu können. Die Menschen kommen nämlich unter der Bedingung der verallgemeinerten Warenwirtschaft nur dann in den Genuss der produzierten Güter, wenn es den Unternehmen auch gelingt, diese Güter zu verkaufen, um auf diese Weise ihren Profit zu realisieren.[211] Mit anderen Worten: Es genügt nicht allein, die notwendigen Güter produziert zu haben, diese müssen auch *verkauft* werden können. Und hier liegt der springende Punkt. Der Verkauf der produzierten Güter, die Verwandlung der Waren in Geld (und dann wieder des Geldes in Waren), dieser Zirkulationsprozess fungiert in der Marktwirtschaft als Vermittlung des gesellschaftlichen Reproduktionsprozesses.[212] Diese Einheit von Produktions-

209 Vgl. Mandel (wie Anm. 14), S. 403f., s. a. ders. (wie Anm. 61), S. 16.

210 Engels, F.: Umrisse zu einer Kritik der Nationalökonomie (1844), in: Marx-Engels-Werke (MEW), Bd. 1, 15. Aufl., Berlin 1988, S. 516.

211 Mandel (wie Anm. 14), S. 440.

212 Marx (wie Anm. 29), S. 33.

und Zirkulationsprozess bildet das allgemeine Fundament, auf dem das Drama der Krise sich abspielt.

Im Produktionsprozess wird der vom Kapital bezweckte Mehrwert erzeugt, indem sich die von den Arbeitern geleistete Mehrarbeit in Waren vergegenständlicht. »Aber mit dieser Produktion des Mehrwerts ist nur der erste Akt des kapitalistischen Produktionsprozesses, der unmittelbare Produktionsprozess beendet. Das Kapital hat soundsoviel unbezahlte Arbeit eingesaugt… Nun kommt der zweite Akt des Prozesses. Die gesamte Warenmasse, das Gesamtprodukt … muss verkauft werden. Geschieht das nicht oder nur zum Teil oder nur zu Preisen, die unter den Produktionspreisen stehen, so ist der Arbeiter zwar exploitiert, aber seine Exploitation realisiert sich nicht als solche für den Kapitalisten, kann mit gar keiner oder nur teilweiser Realisation des abgepressten Mehrwerts, ja mit teilweisem oder ganzem Verlust seines Kapitals verbunden sein.«[213] Genau dies ist der Fall bei den periodisch notwendig auftretenden Überproduktionskrisen. Hier zeigt sich, dass die Bedingungen der unmittelbaren Produktion der Waren und die Bedingungen der Realisierung des in ihnen enthaltenen (Mehr-) Werts nicht identisch sind: »Die einen sind nur beschränkt durch die Produktivkraft der Gesellschaft, die andren durch die Proportionalität der verschiednen Produktionszweige und durch die Konsumtionskraft der Gesellschaft.«[214] Dabei ist zu bedenken, dass die Konsumtionskraft hier nicht im Sinne der *absoluten* Konsumtionskraft zu verstehen ist, sondern im Sinne der *zahlungsfähigen* Nachfrage, schließlich sind die konjunkturellen Krisen nicht das Resultat einer Überproduktion von Gebrauchswerten, sondern von Tauschwerten, d. h., es ist nicht absolut zu viel da, sondern relativ, nämlich mehr als *verkauft* werden kann, also mehr als unter kapitalistischen Bedingungen konsumiert werden kann: »Es werden nicht zuviel Lebensmittel produziert im Verhältnis zur vorhandnen Bevölkerung… Es werden nicht zuviel Produktionsmittel produziert, um den arbeitsfähigen Teil der Bevölkerung zu beschäftigen… Aber es werden periodisch zuviel Arbeitsmittel und Lebensmittel produziert, um sie als Exploitationsmittel der Arbeiter zu einer gewissen Rate des Profits fungieren zu lassen. Es werden zuviel Waren produziert, um den in ihnen enthaltnen Wert und darin eingeschlossnen Mehrwert unter den durch die kapitalistische Produktion gegebnen Verteilungsbedingungen und Konsumtionsverhältnissen realisieren und in neues Kapital rückverwandeln zu können, d. h. um diesen Prozess ohne beständig wiederkehrende Explosionen auszuführen. Es wird nicht zu-

213 Ebd., S. 254.
214 Ebd., s. a. S. 255.

viel Reichtum produziert. Aber es wird periodisch zuviel Reichtum in seinen kapitalistischen, gegensätzlichen Formen produziert.«[215]

In der Krise manifestiert sich, dass die Produktivkräfte, über die die Gesellschaft objektiv verfügt, unter den gegebenen Produktionsverhältnissen ihren eigentlichen Sinn nicht mehr erfüllen können.[216] Damit ist die Krise auch die praktisch-empirische Offenbarung dessen, worum es in der kapitalistischen Produktion tatsächlich geht: »Sie kommt zum Stillstand, nicht wo die Befriedigung der Bedürfnisse, sondern wo die Produktion und Realisierung von Profit diesen Stillstand gebietet.«[217] Spätestens angesichts der Krise bestätigt sich die Triftigkeit der bei der Analyse der Ware entdeckten Unterscheidung von Gebrauchswert und (Tausch-)Wert, denn ohne diese begriffliche Differenzierung, die in der Verdopplung der Ware in Ware und Geld zum Ausdruck kommt, bleibt das Phänomen der Armut aus Überfluss schlechterdings unverständlich. Dieses Phänomen ist der Beweis, dass im Kapitalismus der Gebrauchswert in der Tat nur ein Mittel für den Wert ist und der Arbeitsprozess nur ein Mittel für den Verwertungsprozess, denn die Konsumenten können sich hier nur dann Gebrauchswerte aneignen, wenn die Unternehmen diese Gebrauchswerte in *Geld* verwandeln können. Gelingt diese Verwandlung nicht, so ergibt sich aus der Logik des Wertgesetzes konsequenterweise die Vernichtung einer Masse von Gebrauchswerten.

In der Krise steigert sich somit die Verdopplung der Ware in Ware und Geld bis zur realen *Schizophrenie*: Die konkrete Gestalt der Ware als Gebrauchswert wird ihrer eignen abstrakten Eigenschaft, Wert zu sein, geopfert! Mehr noch: Nicht nur wird der Gebrauchswert dem Wert geopfert, sondern darüber hinaus sogar der Wert selbst seiner eigenen Erscheinungsform, dem Geld: »In Zeiten der Klemme, wo der Kredit einschrumpft oder ganz aufhört [und also nur noch *bare Zahlung* gilt, P. R.], tritt plötzlich Geld als einziges Zahlungsmittel und wahres Dasein des Werts absolut den Waren gegenüber. Daher die allgemeine Entwertung der Waren, die Schwierigkeit, ja die Unmöglichkeit, sie in Geld zu verwandeln, d. h. in ihre eigne rein phantastische Form… Der Wert der Waren wird daher geopfert, um das phantastische und selbständige Dasein dieses Werts im Geld zu sichern. Als Geldwert ist er überhaupt nur gesichert, solange das Geld gesichert ist. Für ein paar Millionen Geld müssen daher viele Millionen Waren zum Opfer gebracht werden. Dies ist unvermeidlich in der

215 Ebd., S. 268; s. a. S. 265f., 501.

216 Ebd., S. 268.

217 Ebd., S. 269. Das Kapital setzt »die notwendige Arbeit nur, soweit und insofern sie Surplusarbeit ist und diese realisierbar ist als Surpluswert. Es setzt also die Surplusarbeit als Bedingung für die notwendige«, Marx (wie Anm. 103), S. 324.

kapitalistischen Produktion und bildet eine ihrer Schönheiten.«[218] Dieses ganze absurde Theater, bei dem – vereinfacht gesagt – Gott und die Welt einem Bündel Papier (d. h. dem Geld) geopfert werden, kann man sich überhaupt nur verständlich machen unter der Voraussetzung, dass eben für das Kapital der Wert als solcher zum Gebrauchswert wird. Diese »Hauptkonfusion«[219] ist und bleibt nun einmal der Witz der kapitalistischen Produktionsweise.

Wenn man nun fragt, was denn vonnöten ist, um aus der Krise wieder herauszukommen, dann wiederum scheint die Antwort auf der Hand zu liegen: Das, was einzig und allein helfen kann, ist Wachstum. Und das ist denn auch das, was in einer solchen Lage unisono als Therapie gefordert wird; alle wirtschaftspolitischen Maßnahmen haben sich dem obersten Ziel unterzuordnen, endlich wieder das Wachstum der Wirtschaft anzukurbeln. Doch auch hier ist es wieder einmal so, dass der Sachverhalt bei genauerem Hinsehen komplizierter ist, als er sich auf den ersten Blick darstellt. Als was hatte sich denn die kapitalistische Krise gezeigt? Als *Überproduktions*krise. Die Idee, eine Wirtschaftskrise, deren Ursache darin liegt, dass relativ *zu viel* produziert wurde, dadurch zu überwinden, dass endlich wieder *mehr* produziert wird, klingt daher im ersten Moment genau genommen nicht übermäßig plausibel, um nicht zu sagen: eigentlich recht seltsam. Gleichwohl ist klar, dass diese Idee andererseits ja auch nicht völlig abwegig ist. Es kommt hier offensichtlich alles darauf an, genau zu bestimmen, in welchem Sinne hier von Wachstum die Rede ist.

Wachstum ist bekanntlich – dies sei an dieser Stelle wiederholt – nicht gleich Wachstum. Dies hatte sich ja im vorigen Kapitel gezeigt, in dem die Wachstumslogik unter die Lupe genommen und als Logik der *Akkumulation* des Kapitals identifiziert wurde; die allgemeine Vorstellung von Wachstum konnte so durch den Begriff der Akkumulation spezifiziert werden. Das Problem des Wachstums ist damit eigentlich das Problem der Akkumulation.[220] So ohne weiteres ist denn auch ökonomisches Wachstum als Vergrößerung der Menge der Gebrauchswerte, als quantitative Steigerung des Sozialprodukts im Grunde nur für *vor*kapitalistische Krisen die unmittelbar passende Lösungsstrategie, nicht aber für den Fall der kapitalistischen Überproduktion

218 Marx (wie Anm. 29), S. 532; s. a. ders. (wie Anm. 16), S. 152.

219 Ebd., S. 367 Anm. 60. – Es ist also alles andere als nur so dahingesagt, wenn Friedrich Engels bemerkt: »Das Geld ist der Gott dieser Welt.« Er fügt übrigens noch hinzu: »Der Bourgeois nimmt dem Proletarier sein Geld und macht ihn dadurch zum praktischen Atheisten«, Engels, F.: Die Lage der arbeitenden Klasse in England (1845), in: Marx-Engels-Werke (MEW), Bd. 2, Berlin 1962, S. 343.

220 Vgl. Altvater (wie Anm. 13), S. 95, 100f.

von Tauschwerten.[221] Die Sache ist hier etwas verwickelter. Hier geht es nämlich nicht um Wachstum an sich, sondern um Wachstum als Mittel der Kapitalakkumulation; worauf es hier ankommt, ist nicht das Wachstum der Gütermenge als solcher, sondern das Wachstum der Gütermenge, die wieder *profitabel verkauft* werden kann, denn nur so kann der Akkumulationsprozess wieder in Schwung gebracht werden. Der Wachstumsprozess selbst ist eben nur die Erscheinung des zugrunde liegenden und alles entscheidenden Akkumulationsprozesses. Daher hat auch das vorherrschende Gerede, in dem lediglich von Wachstum gesprochen wird, ohne zu thematisieren, dass dieses Wachstum im Dienste der Akkumulation steht und sich daher auch ihrer Logik unterzuordnen hat, in letzter Instanz einen ideologischen Charakter, verschleiert es doch den eigentlichen Kern des Problems.

Geht man nun von der Logik der Akkumulation aus, dann ergeben sich daraus ganz konkrete Konsequenzen für die Krisenlösungsstrategie. So ist nämlich das, was tatsächlich Not tut und worauf es für einen Aufschwung der Wirtschaft wirklich ankommt, nichts anderes als die Verbesserung der Gewinnsituation für die Unternehmen; der private Profit ist nun einmal die Conditio sine qua non des Funktionierens der kapitalistischen Wirtschaftsform. Doch diese Verbesserung ist leichter gesagt als getan. Schließlich ist jede Überproduktion von Tauschwerten immer eine Überproduktion sowohl von *Waren* als auch von *Kapital*. Das sind nur zwei Seiten derselben Medaille: Es sind nicht nur mehr Waren da, als verkauft werden können, sondern auch mehr Kapital, als profitabel angelegt werden kann.[222] Daraus folgt, dass für den Aufschwung zwei Bedingungen gleichzeitig erfüllt sein müssen, die untereinander in einem Spannungsverhältnis stehen. Zum einen muss sich die zahlungsfähige Nachfrage ausdehnen – damit die Waren wieder verkauft werden können –, zum anderen muss die Profitrate der Unternehmen steigen – damit wieder mehr Kapital verwertet werden kann. Das Problem ist allerdings hier, dass eine Steigerung der Nachfrage letztlich nur durch eine Erhöhung der Löhne bewirkt werden kann; eine solche Erhöhung jedoch ist aus der Sicht der einzelnen Unternehmen bei sowieso niedriger Profitrate natürlich ein Schlag ins Kontor. Andererseits bedeutet eine im Interesse der Erhöhung der Profitrate geforderte Absenkung der Löhne einen weiteren Rückgang der sowieso schwachen Nachfrage.

Hier zeigt sich der grundsätzliche Mangel der Kontroverse zwischen

221 Der eingangs vorgetragene phänomenale Befund einer Koinzidenz von Wachstum *und* Krise legt hier ein beredtes Zeugnis ab, s. o. S. 56f.

222 Mandel (wie Anm. 9), S. 10f.

Angebots- und Nachfragetheoretikern;[223] beide Ansätze versuchen die Krise zu beheben (bzw. zu vermeiden), indem sie jeweils eine der beiden Seiten isolieren. Der angebotsorientierten Position entgeht, dass die durch Kostenreduzierung ermöglichte Erhöhung der Profitrate sich nur dann für die Unternehmen auszahlt, wenn die Unternehmen ihren Profit durch eine entsprechend starke Nachfrage auch realisieren können; der nachfrageorientierten Position entgeht, dass die durch Nachfragesteigerung beabsichtigte Belebung der Wirtschaft durch eine entsprechende Kostensteigerung der Unternehmen tendenziell konterkariert wird. Während die Angebotstheorie sich also auf die Produktionssphäre konzentriert, konzentriert sich die Nachfragetheorie auf die Zirkulationssphäre, und beide verlieren so den notwendigen Zusammenhang und die – widerspruchsvolle – Einheit dieser zwei Sphären aus dem Auge.[224]

Es ist letztlich die Krise selbst, die die Bedingungen für einen neuen Aufschwung schafft. Die Krise ist nämlich nicht nur das Resultat der Verwertungsschwierigkeiten, in die das Kapital aufgrund seiner eigenen Bewegung geraten ist, sondern zugleich auch die Reaktion des kapitalistischen Wirtschaftssystems auf diese Schwierigkeiten, um die Verwertungsbedingungen für das Kapital wieder zu verbessern. Dies geschieht zum einen dadurch, dass die unproduktivsten Unternehmen vom Markt verschwinden, wodurch eine Verringerung des Werts des Gesamtkapitals stattfindet, und zum anderen durch den Anstieg der Arbeitslosigkeit, der eine Erhöhung der Mehrwertrate ermöglicht. Beides – die Verringerung des Werts des Gesamtkapitals und die Erhöhung der Mehrwertrate – schafft unter dem Strich die Voraussetzung für ein neuerliches Ansteigen der Profitrate. Die Krise ist damit nichts anderes als der Prozess, in dem und durch den die konkreten wirtschaftlichen Verhältnisse sich der veränderten (nämlich gewachsenen) organischen Zusammensetzung des Kapitals und damit dem entsprechend gestiegenen Produktivitätsniveau anpassen, so dass sich periodisch ein neues Gleichgewicht einpendelt. Diese Anpassung an die neuen Bedingungen, dieser Prozess der Koordination, kann sich wegen der Anarchie der kapitalistischen Produktion eben nur auf dem Weg der Krise vollziehen.[225] Und weil's so schön war, beginnt nun der konjunkturelle Kreislauf von neuem.

223 Vgl. zu beiden Positionen kurz und knapp Fisch, H. (Hg.): Fischer Kolleg – Sozialwissenschaften, 7. Aufl., Frankfurt a. M. 1985, S. 288f.

224 Vgl. Mandel (wie Anm. 14), S. 440f., vgl. auch ders. (wie Anm. 46), S. 509.

225 Vgl. Mandel (wie Anm. 14), S. 412f., 444; ders. (wie Anm. 46), S. 378 und ders. (wie Anm. 147), S. 63.

2.2.2.2. Die strukturelle Krise

Wie steht es nun jedoch mit dem skizzierten klassischen Schema des kapitalistischen Konjunkturverlaufs und der kapitalistischen Krise, wenn man die Phänomene in den Blick nimmt, die die *gegenwärtige* Krise zeitigt? Da lässt sich dann ja z. B. beobachten, dass Unternehmen Arbeitsplätze abbauen, obwohl sie gleichzeitig Rekordgewinne erzielt haben.[226] In diesen Zusammenhang gehören auch alle die Phänomene, die man heute unter die Rubrik »Neoliberalismus« einzuordnen pflegt. Das Erhellungs- und Erklärungspotential des klassischen Schemas scheint hier an seine Grenzen zu stoßen. Dabei darf man jetzt aber nicht übersehen, dass dieses Schema sich in der Darstellung des typischen krisenhaften Zyklus nicht erschöpft; vielmehr lassen sich aus diesem Schema darüber hinaus auch die allgemeinen Entwicklungstendenzen des Kapitalismus ableiten. Gerade deshalb ist es auch möglich und für das Verständnis der gegenwärtigen Phänomene sogar entscheidend, dass auch sie von der Logik dieses Grundschemas her rekonstruiert werden, will man nicht Gefahr laufen, vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr zu sehen. Der rote Faden der gewinnorientierten Wirtschaftsweise ist und bleibt nun einmal die Logik der Akkumulation des Kapitals. So sei gleich an dieser Stelle bemerkt, dass die grundsätzliche Bestimmung der kapitalistischen Krise als *Überproduktionskrise* (einschließlich aller dazugehörenden Absurditäten) nichts von ihrer Gültigkeit verloren hat.[227]

Wird also von der Akkumulationslogik ausgegangen und versucht, die in ihr steckende Entwicklungstendenz konsequent freizulegen, dann ergibt sich zunächst einmal, dass der Akkumulationsprozess durch den Konkurrenzmechanismus und die aus ihm resultierenden konjunkturellen Krisen nicht nur zu einer *Konzentration* des Kapitals, also zu einer Vergrößerung der individuellen Kapitale, sondern auch zu einer *Zentralisation* des Kapitals führt, also zu einer Verdrängung kleinerer Kapitale und zur Bildung immer größerer Unternehmen, die zunehmend eine marktbeherrschende Stellung einnehmen.[228] Die empirische Richtigkeit dieser Feststellung

226 Man denke hier nur an die Deutsche Bank, Telekom, Siemens, Nokia und Konsorten.

227 Auch wenn sich die Überproduktion heute weniger in der Anhäufung unverkäuflicher Waren als im Rückgang des Auslastungsgrades der Produktionskapazitäten zeigt (Mandel, wie Anm. 46, S. 418f.). Von der Sache her drücken beide Formen denselben Zusammenhang aus, dass nämlich unter den gegebenen Verhältnissen die Produktivkräfte das Aufnahmevermögen der Gesellschaft übersteigen: der klassische Fall der Überproduktion. Ebenso ändert es nichts an ihrem Charakter, wenn ihre Auswirkungen durch eine (inflationäre) Kreditschöpfungspolitik (kurzfristig) gemildert werden (vgl. ebd., S. 399f., 416ff.).

228 »Je ein Kapitalist schlägt viele tot«, Marx (wie Anm. 16), S. 790; vgl. dazu S. 653f. – Das

dürfte wohl nicht ernsthaft in Zweifel gezogen werden: Überall lässt sich der Prozess der Zentralisation beobachten; sowohl im Bereich der agrarischen und der industriellen Produktion als auch im Bereich des Handels, der Banken und Versicherungen sind riesige Konzerne entstanden, die die ökonomische Entwicklung in den jeweiligen Wirtschaftszweigen bestimmen, wobei diese Zentralisation nicht nur innerhalb der einzelnen Zweige stattfindet, sondern auch zwischen den verschiedenen Zweigen: »Die wirkliche Macht der großen Monopole übersteigt … bei weitem die Kontrolle einiger Produktionssektoren, in denen sie den Markt beherrschen. Die Finanzgruppen, die sie kontrollieren, sind gleichfalls Herren von Banken, Versicherungsgesellschaften, Industrie-, Handels- und Transportgesellschaften, die die verschiedensten Namen tragen und bei denen auf den ersten Blick nichts darauf schließen lässt, dass sie miteinander verflochten sind.«[229] Dieser Prozess gipfelt schließlich in der Entstehung multinationaler Konzerne, die den Nationalstaat als Bezugsrahmen ihrer Aktivität hinter sich gelassen haben und global operieren.[230]

Die Konstatierung dieser Entwicklung zum *Monopol*kapitalismus impliziert nun allerdings keineswegs – wie oft unterstellt wird –, dass im Zuge der Monopolbildung alle mittleren und kleineren Unternehmen verschwinden, deren tatsächlicher Fortbestand dann ja häufig als vermeintliches Gegenargument zur Zenralisationsthese betrachtet wird. Die Zentralisationsthese besagt lediglich, dass in der heutigen Wirtschaft nicht die vielen kleinen und mittleren Unternehmen den Takt angeben und die ökonomischen Geschicke bestimmen, sondern eben jene Großkonzerne, die sich im Falle monopolistischer Strukturen eine wirtschaftliche Machtstellung erobert haben, die ihnen durch die Technik der Marktaufteilung und der Festlegung von Marktanteilen eine Preispolitik ermöglicht, durch die sie gegenüber den anderen Unternehmen

Monopol ist zwar die (wenn auch niemals vollständige) Negation der Konkurrenz, gleichwohl ist es *aus dieser selbst* erwachsen – nach dem dialektischen Gesetz des Umschlags der Quantität in Qualität (vgl. Lenin, W. I.: Der Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus, in: ders.: *Ausgewählte Schriften* in zwei Bänden, Band I, Berlin 1989, S. 524ff., 550). So viel zum dialektischen Scharfsinn derjenigen, die den Ausweg aus monopolistischen Strukturen im Wettbewerb sehen. Bei der beständig wiederholten Forderung nach mehr Wettbewerb handelt es sich heute um nichts anderes als eine rein ideologische Beschwörungsformel.

229 Mandel (wie Anm. 53), S. 513; s. a. S. 543.

230 Mandel (wie Anm. 46), S. 294. – »Im primären Sektor dominieren bei Öl, Mineralstoffen und Agrarprodukten weniger als zehn, in der Industrie- und Dienstleistungsbranche etwa 100 Unternehmen die Weltmärkte«, Weber, B.: Zwischen Regulierung und Deregulierung, in: *Informationen zur politischen Bildung* (Nr. 293/2006): Unternehmen und Produktion, S. 53; vgl. Chossudovsky (wie Anm. 8), S. 31f.

einen *Extra*profit abschöpfen können. Diese Preispolitik (und damit der Extraprofit) gründet in dem Umstand, dass sich die Konzerne in den monopolisierten Sektoren durch den erschwerten Zufluss von (konkurrierendem) Kapital dem Ausgleich der Profitrate – wenigstens kurz- und mittelfristig – entziehen können, was sie in die Lage versetzt, sich einen Teil des in den nicht-monopolisierten Sektoren produzierten Mehrwerts anzueignen.[231] Aber gerade weil die Extraprofite auf Wertübertragung beruhen, erklärt sich, »weshalb die monopolisierten Sektoren ein Interesse daran haben, nicht alle Sektoren, in denen die ›freie Konkurrenz‹ gilt, aufzusaugen, ja geradezu neue nichtmonopolisierte Sektoren in der Wirtschaft zu errichten. Die klassischen Beispiele dafür sind die der Auftragsverlagerung in ausgesparte Klein- und Mittelbetriebe.«[232] Ein weiterer Grund für das Fortbestehen kleinerer Unternehmen liegt schlicht und ergreifend darin, dass die Arbeitskräfte, die bei den Großkonzernen nicht mehr unterkommen können, ja irgendeine Erwerbstätigkeit finden müssen, und sei es auch nur so, dass sie irgendwelche Nischen besetzen und sich als bedauernswerte Ich-AG »selbständig« machen.[233] Alles dies ändert aber nichts an der Dominanz der Großkonzerne.

Deren Jagd nach einem Extraprofit ist nun nicht der Ausdruck besonderer Gier einzelner Unternehmen, sondern einer allgemeinen Eigenschaft kapitalistischer Wirtschaftstätigkeit: Das Kapital ist unter dem Druck der Konkurrenz immer auf der Suche nach Investitionsfeldern, »in denen die erhoffte Profitrate über dem Durchschnitt liegt.«[234] Im allgemeinen beruht dieser angestrebte Surplus-Profit auf einem Produktivitätsvorsprung, sei es eines Produktionszweiges gegenüber anderen, einer Region gegenüber ande-

231 Mandel (wie Anm. 46), S. 465, s. a. S. 93f. – Ist die Konkurrenz in den monopolisierten Sektoren eingeschränkt, so ist sie doch nicht völlig ausgeschaltet, sondern reproduziert sich – wenigstens potentiell – auf höherer Ebene zwischen den Monopolen (bzw. Oligopolen) selbst. Letztlich unterliegen also auch die Monopole der Konkurrenz, d. h. dem Akkumulationszwang (ebd., S. 472, 474ff.); zum Begriff des »Monopols« vgl. ders. (wie Anm. 53), S. 542f.

232 Mandel (wie Anm. 46), S. 469.

233 Vgl. dazu Leo Trotzki (*Der Marxismus und unsere Epoche* [1939], Köln 1963, S. 15f.): »Um das sogenannte ›Beharrungsvermögen‹ der Mittelklassen zu begreifen, ist es gut, sich zu vergegenwärtigen, dass die beiden Tendenzen, die Ruinierung der Mittelklassen und die Verwandlung der ruinierten in Proletarier, sich weder im gleichen Tempo noch im selben Ausmaß entwickeln. Es folgt aus dem wachsenden Übergewicht der Maschine über die Arbeitskraft, dass je weiter der Prozess der Ruinierung der Mittelklassen fortschreitet, er desto mehr den Prozess ihrer Proletarisierung überholt; in der Tat muss an einem gewissen kritischen Punkt der letztere gänzlich aufhören und sogar rückläufig werden.«

234 Mandel (wie Anm. 53), S. 567.

ren oder eines Landes gegenüber anderen. Angesichts dieser systemisch erzeugten Produktivitätsgefälle lässt sich jetzt auch die *grundsätzliche Natur des kapitalistischen Wachstumsprozesses* bestimmen; dieser ist strukturell niemals ein einheitlicher Prozess: »In diesem ganzen System setzen Entwicklung und Unterentwicklung einander voraus, weil die Suche nach Surplus-Profit überhaupt erst die Wachstumsmechanismen auslöst, Surplus-Profit aber nur auf Kosten der weniger produktiven Länder, Gebiete und Produktionsbereiche erzielt werden kann. So entsteht Entwicklung nur aus dem Nebeneinander mit der Unterentwicklung.«[235]

Das Verhältnis zwischen den industrialisierten Staaten und der sogenannten »Dritten Welt« ist wohl das deutlichste Beispiel für den Charakter des kapitalistischen Wachstums als Einheit von Entwicklung *und* Unterentwicklung.[236] Gleichzeitig zeigt dieses Verhältnis noch einmal in größter Klarheit, dass man im Kapitalismus nichts geschenkt bekommt, selbst dann nicht, wenn es um das pure Überleben geht. Schließlich spricht die Realität der ach so humanen »Entwicklungshilfe«, die die Industriestaaten durch die Vergabe von Krediten leisten, eine unzweideutige Sprache: »Demnach haben die Entwicklungsländer zwischen 1983 und 2001 insgesamt 386 Mrd. Dollar mehr zurückgezahlt, als sie an Neukrediten erhielten – ein negativer Nettotransfer zu Gunsten der Gläubiger.«[237] Wenn man bedenkt, dass in den Entwicklungsländern jedes Jahr 20 Millionen Menschen (das sind täglich 55.000, darunter 16.000 Kinder unter fünf Jahren) an Hunger und den Folgen chronischer Unterernährung sterben – wobei die *Haupt*ursache dieser Ernährungssituation in der *Armut* liegt und nicht darin, dass global zu wenig Nahrungsmittel produziert werden –,[238]

235 Mandel (wie Anm. 46), S. 96; s. a. S. 25, 79f., 83. – Zu den verschiedenen Schwerpunkten dieser ungleichen Entwicklung im historischen Querschnitt vgl. ebd., S. 96: »Im Zeitalter des Kapitalismus der freien Konkurrenz liegt das Hauptgewicht auf dem Nebeneinander von regionaler Entwicklung und Unterentwicklung innerhalb der sich industrialisierenden Länder selbst, im Zeitalter des klassischen Imperialismus auf dem Nebeneinander internationaler Entwicklung – in den imperialistischen Staaten – und Unterentwicklung (in den kolonialen und halbkolonialen Ländern) und im Zeitalter des Spätkapitalismus auf dem Nebeneinander von Entwicklung und Unterentwicklung von Wachstumszweigen und unterentwickelten Zweigen der Industrie überhaupt – in den imperialistischen Ländern, aber auch sekundär in den Halbkolonien.«

236 Zur historischen Entwicklung der kapitalistischen Weltwirtschaft vgl. ebd., S. 46ff., 58; zur grundsätzlichen Problematik der Wirtschaftsbeziehungen zwischen industriell fortgeschrittenen und zurückgebliebenen Ländern vgl. Mandel (wie Anm. 14), S. 232 und ders. (wie Anm. 53), S. 567ff.

237 *Le Monde diplomatique* (wie Anm. 13), S. 29; vgl. Chossudovsky (wie Anm. 8), S. 60ff.

238 Duden: Abiturwissen Geographie, Berlin/Mannheim 2004, S. 339; vgl. Chossudovsky (wie Anm. 8), S. 115ff., dazu auch Mandel (wie Anm. 14), S. 346ff.

dann fällt es einem schon schwer, immer die Contenance zu bewahren. Man muss ganz eindeutig, ohne jedes Wenn und Aber, zur Kenntnis nehmen, dass die Entwicklung der kapitalistischen Weltwirtschaft zur *Institutionalisierung* eines ungeheuren humanen Skandals und einer unvorstellbaren Tragödie geführt hat.[239] Doch was zählen schon Menschenleben, wenn die Bilanzen in Ordnung sind! Das Kapital hat offensichtlich in der Tat »kein anderes Band zwischen Mensch und Mensch übriggelassen als das nackte Interesse, als die gefühllose ›bare Zahlung‹«.[240]

Wie dem auch sei, auf jeden Fall ist die ständige Suche nach Möglichkeiten, sich durch die Erhöhung der Produktivität einen Vorteil zu verschaffen, ein konstitutives Merkmal des kapitalistischen Wachstumsprozesses. Diese historische Tendenz der enormen Steigerung der Produktivität und damit der Produktivkräfte der Gesellschaft insgesamt erweist sich nun jedoch auf lange Sicht für den Kapitalismus selbst als durchaus *zwei*schneidige Angelegenheit. Auf der einen Seite ist dieser Prozess durch das atemberaubende Wirtschaftswachstum und die epochale Vergrößerung des materiellen Reichtums der Gesellschaft die Quelle riesiger Profite der großen Konzerne. Auf der anderen Seite führt aber gerade dieses Wachstum selbst letztlich zu einer – wenigstens partiellen – Sättigung des Marktes: Wenn jeder Haushalt, der es sich leisten kann, zwei Waschmaschinen, drei Autos und vier Fernseher hat, dann ist eben logischerweise irgendwann das Ende der Fahnenstange erreicht. Das aber heißt für den Kapitalismus, dass ein Punkt erreicht ist, an dem es immer schwieriger wird, die angehäuften Kapitalmassen zu verwerten; es tritt schließlich und endlich ein Zustand ein, in dem *mehr* Kapital vorhanden ist, als profitabel im Produktionsprozess investiert werden kann. Mit anderen Worten: »Der Grundwiderspruch in der Epoche des niedergehenden Kapitalismus ist … der *Widerspruch der Überkapitalisierung.* Er drückt sich einerseits in dem Vorhandensein einer Masse von Geldkapital aus, für das sich keine Investitionsfelder mehr finden. (…) Die Überkapitalisierung offenbart sich andererseits vor allem in der Tatsache, dass die vorhandene Produktionskapazität nie voll ausgenutzt wird.«[241]

Hinter diesem Phänomen der Überkapitalisierung steckt letzten Endes ein Widerspruch, der in der Logik der kapitalistischen Wirtschaftsentwicklung selbst liegt, nämlich der Widerspruch, durch den technischen Fortschritt die

239 R. Kurz (wie Anm. 106, S. 231) spricht in diesem Zusammenhang mit Recht von der »strukturelle(n) Barbarei des Kapitalismus beim ›normalen‹ Gang seiner Dinge«.

240 Marx /Engels (wie Anm. 177), S. 464.

241 Mandel (wie Anm. 53), S. 656f.

lebendige Arbeit mehr und mehr aus dem Produktionsprozess zu verdrängen, während es gleichzeitig allein diese Arbeit ist, die Wert und also auch Mehrwert erzeugt.[242] Es handelt sich dabei in der Tat um einen Teufelskreis, in den der Kapitalismus durch sich selbst notwendigerweise gerät; das Kapital als »der prozessierende Widerspruch«[243] kann nachgerade nur noch fortdauern, indem es im Grunde seine eigenen Existenzbedingungen sukzessive untergräbt: »Die Schranken, in denen sich die Erhaltung und Verwertung des Kapitalwerts (…) allein bewegen kann, diese Schranken treten daher beständig in Widerspruch mit den Produktionsmethoden, die das Kapital zu seinem Zweck anwenden muss und die auf unbeschränkte Vermehrung der Produktion, auf die Produktion als Selbstzweck, auf unbedingte Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivkräfte der Arbeit lossteuern. Das Mittel – unbedingte Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivkräfte – gerät in fortwährenden Konflikt mit dem beschränkten Zweck, der Verwertung des vorhandnen Kapitals.«[244]

Ausdruck dieser Entwicklung ist der konstante Rückgang des Anteils der Erwerbstätigen, die im primären (Land- und Forstwirtschaft, Fischerei) und sekundären (Produzierendes Gewerbe) Wirtschaftssektor beschäftigt sind. Ihr Anteil an der Gesamtheit aller Erwerbstätigen liegt z. B. in der Bundesrepublik bei nur noch ca. 33 %, also nur noch bei einem Drittel der Beschäftigten.[245] Zwei Drittel aller Beschäftigten sind mittlerweile im tertiären Sektor (Dienstleistungen) tätig. Doch diese zunehmende Ausdehnung des Dienstleistungssektors stellt für den Kapitalismus keine Lösung des genannten Problems dar, da in diesem Sektor *kein neuer Wert*, also auch kein Mehrwert geschaffen wird. Nur die *an der Warenproduktion beteiligte Arbeit* erzeugt Wert. Dem Prinzip nach hat schon Adam Smith diesen Sachverhalt einfach und klar auf den Punkt gebracht, wobei das, was Adam Smith hier auf den einzelnen Fabrikanten bezieht, eben auch für die Gesellschaft als Ganzes gilt: »Durch Beschäftigung einer Menge von Fabrikarbeitern wird man reich; durch das Halten einer Menge Dienstboten wird man arm.«[246] Weit davon

242 Vgl. Kurz (wie Anm. 106), S. 139.

243 Marx (wie Anm. 103), S. 593.

244 Marx (wie Anm. 29), S. 260. In diesem Sinne bemerkt Marx (ebd.): »Die *wahre Schranke* der kapitalistischen Produktion ist *das Kapital selbst*«; vgl. ders. (wie Anm. 103), S. 592ff.

245 Statistisches Bundesamt (wie Anm. 114), S. 102f. – 1950 z. B. lag ihr Anteil noch bei zwei Drittel.

246 Smith (wie Anm. 12), S. 338. – Um zu entscheiden, ob z. B. der Handel selbst Wert erzeugt, hat Marx den entsprechenden methodischen Ansatz geliefert: Da die Tätigkeit des Kaufmannes nur die Verselbständigung einer Funktion ist, die das industrielle

entfernt, selbst Mehrwert zu produzieren, dient der Dienstleistungssektor einfach der *Realisierung* des Mehrwerts (Handel, Banken);[247] ein Teil der Ausdehnung dieses Sektors ist gerade der Tatsache geschuldet, dass die Realisierung des Mehrwerts immer schwieriger wird. Hier sei nur an die unsägliche Zahl der Werbeagenturen und Consultingunternehmen erinnert. Im Hinblick auf den tatsächlichen materiellen Reichtum der Gesellschaft gilt entsprechend die Regel, dass eine Gesellschaft nicht deshalb reich ist, weil sie einen großen Dienstleistungssektor hat, sondern dass sie einen großen Dienstleistungssektor hat, weil sie materiell so reich ist.[248] Für die Bestimmung des realen Volkseinkommens folgt daraus als allgemeine Richtlinie, dass »die Einkommen von kleinen Dienstleistungsbetrieben als Transferzahlungen angesehen werden müssen und die Löhne der im Handel oder in kapitalistischen Dienstleistungsbetrieben Beschäftigten als Teile des gesellschaftlichen Kapitals – die beide also nicht das Volkseinkommen erhöhen.«[249]

Was auch immer also im Dienstleistungssektor geschieht, die Basis und das Fundament der kapitalistischen Wirtschaft und ihrer Verwertungsproblematik bilden die Verhältnisse im *Produktions*prozess; und dass der hier stattfindende Rückgang der Beschäftigten in der Tat ein Bedrohungspotential für den Kapitalismus darstellt, kann man sich am besten verdeutlichen, wenn man einmal annimmt, die technische Organisation des Produktionsprozesses wäre bis zur vollständigen *Automatisierung* fortgeschritten, also alle lebendige Arbeit aus dem Produktionsprozess verschwunden. Es würde

Kapital sonst selbst ausüben müsste, lässt sich die Frage nach dem Wert dadurch lösen, »dass man sich das Problem zunächst in der Form stellt, worin die dem kaufmännischen Kapital eigentümlichen Phänomene noch nicht selbständig erscheinen, sondern noch in direktem Zusammenhang mit dem industriellen Kapital, als dessen Zweig« [Marx (wie Anm. 29), S. 309f.]. Daraus ergibt sich dann: »Wenn aber Kapitalisten, die untereinander kaufen und verkaufen, durch diesen Akt weder Produkte noch Wert schaffen, so ändert sich das nicht, wenn der Umfang ihres Geschäfts sie befähigt und nötigt, diese Funktion auf andre abzuwälzen« [Marx, K.: *Das Kapital,* Bd. 2, in: Marx-Engels-Werke (MEW), Bd. 24, 11. Aufl., Berlin 1986, S. 129; s. a. S. 133]. Es wäre schon sehr verwunderlich, wenn eine Funktion, die lediglich mit zusätzlichen Mühen und Kosten verbunden ist, wenn der Produzent selbst diese ausübt, dadurch, dass sie als besonderes Geschäft organisiert wird, auf einmal neuen Wert hervorbringen sollte. Vgl. dazu insgesamt Mandel (wie Anm. 46), S. 368ff.

247 Mandel (wie Anm. 14), S. 234, 222.

248 Ebd., S. 240.

249 Ebd., S. 362ff. Fußnote; dazu ders. (wie Anm. 46), S. 164 Fn. 61, 395f. – Anders als die *Gewinne* der kapitalistischen Handels- und Dienstleistungsunternehmen, da diese Gewinne Teile des gesellschaftlichen Gesamtmehrwerts sind und daher sehr wohl das Gesamtvolkseinkommen erhöhen.

dann während der Produktion aller notwendigen Güter offensichtlich kein neues Einkommen, keine neue Kaufkraft, mehr entstehen; doch wie will man die produzierten Güter *verkaufen*, wenn keine Käufer mehr da sind? Selbst wenn man als Ausweg annähme, alle Lohnarbeiter wären eben im Dienstleistungssektor beschäftigt, dann bliebe immerhin das Problem, »dass diese Lohnarbeiter ihren Lohn nicht ausschließlich zum Erwerb ›kapitalistischer Dienstleistungen‹ verwenden könnten, da sie zuerst essen, trinken usw. müssten, bevor sie Schuhe reparieren oder eine Ferienreise buchen könnten. Das in den ›Dienstleistungsbetrieben‹ angelegte Kapital könnte sich daher kaum verwerten. – Würden aber die vollautomatisch hergestellten Güter nicht mehr verkauft, sondern kostenlos verteilt, so ließe sich schwerlich begründen, warum die ihres Lebensstandards sichere Masse der Bevölkerung ihre Arbeitskraft weiterhin an ›Dienstleistungsbetriebe‹ verdingen sollte. Mit Kapitalismus hätte dies jedenfalls nichts mehr zu tun.«[250]

Es ändert also alles nichts: Die dem Kapitalismus innewohnende Tendenz zur – zunächst relativen, dann aber auch absoluten – Reduzierung der produktiven Arbeit bleibt für den Kapitalismus selbst höchst problematisch, da sie dem genannten Phänomen der Überkapitalisierung zugrunde liegt. Diese Tendenz (mitsamt ihren Konsequenzen) ist übrigens – nebenbei gesagt – von Marx in seinem berühmt-berüchtigten »Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate« theoretisch formuliert worden.[251] Das Problem der Überkapitalisierung markiert nun das Ende der durch Massenkonsum und Steigerung der Binnennachfrage gekennzeichneten sogenannten »fordistischen« Phase[252] der Entwicklung des Kapitalismus und bildet gleichzeitig das zentrale Phänomen, von dem her die gegenwärtigen neoliberalen Entwicklungen dargestellt werden müssen, um sie wirklich verständlich machen zu können.

Mit der Überkapitalisierung wird nämlich das, was immer schon Moment der *konjunkturellen* (Überproduktions-)Krisen war, zu einem *strukturellen* Phänomen; das heißt nichts anderes, als dass der normale konjunkturelle Wirtschaftsverlauf fortan auf dem Boden einer *strukturellen Krise* der

250 Mandel (wie Anm. 46), S. 372; auch ders. (wie Anm. 53), S. 847f. – Unter der Bedingung der Vollautomatisierung wäre also die Aufrechterhaltung kapitalistischer Verhältnisse entweder *unmöglich* oder *pure Schikane*! Denn selbst wenn es funktionierte, wenn alle Lohnarbeiter unproduktiv beschäftigt wären, müsste man sozusagen aus Prinzip irgendeine Erwerbstätigkeit finden, nur um seine Arbeitskraft verkaufen zu können, obwohl doch alle notwendigen Güter automatisch hergestellt würden und daher eigentlich auch ohne Gegenleistung konsumiert werden könnten.

251 Marx (wie Anm. 29), S. 221; s. a. S. 251ff. und ders. (wie Anm. 103), S. 634f. Vgl. dazu Altvater (wie Anm. 13), S. 68f. und Mandel (wie Anm. 130), S. 24f.

252 Vgl. Greven, T. /Scherrer, C.: *Globalisierung gestalten,* Bonn 2005, S. 24ff.

Verwertungsbedingungen des Kapitals stattfindet. Das dem Kapitalismus eigentümliche Problem der Profitmaximierung stellt sich vor diesem Hintergrund natürlich in entsprechend *verschärfter* Form: Welche ökonomischen und politischen Maßnahmen sind notwendig, um die Logik der Akkumulation des Kapitals unter der Bedingung der strukturellen Überkapitalisierung weiter aufrechtzuerhalten? Die politisch-ökonomischen Rezepte des Neoliberalismus müssen als eine Antwort auf genau diese Frage verstanden werden. Bei dieser Antwort geht es im Kern darum, alle im Schoße der Gesellschaft noch schlummernden Möglichkeiten des privaten Profitmachens konsequent aufzudecken und rigoros auszuschöpfen.

Dabei dürfte auf jeden Fall schon mal klar sein, dass sich unter den gegebenen Verhältnissen der Druck auf die Produzenten erhöht, so dass die immer schon zum kapitalistischen Konkurrenzmechanismus gehörende ständige Suche nach neuen Produkten noch massiv forciert werden muss. Solange es nämlich Unternehmen gelingt, neue (Wachstums-) Branchen zu erschließen und immer neue Waren auf den Markt zu bringen, die dort auf zahlungswillige und vor allem zahlungsfähige Nachfrage treffen, kann es auch mit dem Kapitalismus – allen Problemen zum Trotz – prinzipiell weitergehen.[253] Es existiert somit ein ökonomisch begründeter *Zwang* zur *Beschleunigung* der technologischen Erneuerung.[254] Es ist dieser, den spezifisch kapitalistischen Verhältnissen entspringende Zwang, der den Hintergrund bildet für die angeblich objektive Notwendigkeit von *Innovationen*. Man muss heute ja fast von einem regelrechten Innovationskult sprechen: Ob etwas gut ist, wird danach beurteilt, ob es sich als innovativ ausweisen kann; es gibt unzählige Preise und Auszeichnungen für Innovation, und so nimmt es auch nicht wunder, dass die politische Nomenklatura mittlerweile um den *Innovationsminister* erweitert wurde. Bildungspolitisch äußert sich diese Innovationsbesessenheit in der Schaffung sogenannter Eliteuniversitäten und der entsprechenden Förderung von »Spitzenforschung«. Worum es bei diesem Projekt in Wirklichkeit geht, sollte man jedoch nicht aus dem Auge verlieren: »Angewandte, …

253 Das ist der Grund, warum der Kapitalismus *rein ökonomisch* gesehen an keine absolute Grenze stößt: »Jede Grenze des kapitalistischen Wachstumsprozesses ist – wirtschaftlich betrachtet – immer eine temporäre, weil sie aus den Bedingungen des Produktivitätsgefälles selbst hervorgeht, diese Bedingungen aber umkehren kann«, Mandel (wie Anm. 46), S. 97. – Dass die Entwicklung notwendig mit einer immer größeren sozialen Schieflage einhergeht, ist kein rein ökonomisches Argument.

254 Vgl. dazu Mandel (wie Anm. 46), S. 230ff., 205. Jetzt ist auch klar, warum heute z.B. Handys »alle naselang mit neuem Schnickschnack auf den Markt kommen«, siehe oben Anm. 36.

der Profitmaximierung der Monopole unterworfene Wissenschaft: das ist die Parole des Spätkapitalismus auf dem Gebiet der Hochschule bzw. der Hochschulreform.«[255] Alle Universitätsreformen der Gegenwart liegen denn auch konsequent auf der Linie dieser Ökonomisierung des Bildungsbereichs.[256] Es müssen sich eben alle dem Diktat der Entwicklung neuer Technologien und Produkte unterordnen, wobei für diesen Prozess mehr denn je das gilt, was schon der alte Hegel mit großem Scharfsinn konstatiert hat (gegen die ideologische These von der Konsumentensouveränität): »Es wird ein Bedürfnis … nicht sowohl von denen, welche es auf unmittelbare Weise haben, als vielmehr durch solche hervorgebracht, welche durch sein Entstehen einen Gewinn suchen.«[257] Hieraus erhellt das immense Ausmaß der Werbung, die eben heute nichts anderes mehr ist als der Versuch, durch Suggestion vermeintliche Bedürfnisse zu wecken, *um* auf diese Weise die absurde Logik des Verkaufs um des Verkaufs willen *weiter aufrechterhalten* zu können, denn nur darum geht es ja dem Kapital in seinem Streben nach Mehrwert. Die riesige Aufblähung des ganzen Werbeapparates ist so die notwendige Konsequenz dieses Strebens unter der Bedingung wachsenden Überflusses.[258] Gleichzeitig offenbart sich hier eine Funktion der Globalisierung, sofern sie nämlich den Unternehmen die Möglichkeit neuer Absatzmärkte bietet und dadurch bis zu einem gewissen Grad als (Sicherheits-) Ventil fungiert.[259]

Allein, auch die genialsten Innovationen reichen unter dem Strich nicht aus, um für die gesamten vorhandenen Kapitalmassen rentable Investitionsfelder im Produktionsprozess zu finden. Schließlich handelt es sich bei der Überkapitalisierung ja um ein *strukturelles* Phänomen. Gleichwohl sucht auch das überschüssige Kapital nach Möglichkeiten, sich zu verwerten. Doch wenn es nicht mehr in der Mehrwert*produktion* angelegt werden kann, welche Möglichkeit bleibt dann überhaupt noch für dieses Kapital, um sich nichtsdestotrotz zu verwerten? Offensichtlich nur die, sich bereits existierende Werte

255 Mandel (wie Anm. 46), S. 243.

256 Vgl. Butterwegge, C. /Lösch, B. /Ptak, R.: *Kritik des Neoliberalismus,* Wiesbaden 2007, S. 277f. – Dass heutzutage »Eliteförderung und Dummenverwaltung zwei Seiten derselben Medaille sind«, sei hier nur am Rande erwähnt, Rügemer, W.: *Privatisierung in Deutschland.* Eine Bilanz, 2. Aufl., Münster 2006, S. 114.

257 Hegel, G. W. F.: Grundlinien der Philosophie des Rechts (1820), §191 Zusatz, in: ders.: *Werke* in zwanzig Bänden, Bd. 7, Redaktion E. Moldenhauer und K. M. Michel, 2. Aufl., Frankfurt a. M. 1989, S. 349; vgl. Mandel (wie Anm. 14), S. 449.

258 »Die Windungen des Kapitals in dem Bemühen, Mehrwert … zu realisieren, werden zu einer wahren Besessenheit, wenn der Kapitalismus seine reifste Form erlangt hat und in die Phase des Niedergangs eintritt«, Mandel (wie Anm. 14), S. 236.

259 Vgl. Kurz (wie Anm. 106), S. 319.

anzueignen![260] Genau dieses Bemühen zeitigt nun die Phänomene, die man im engeren Sinne mit dem neoliberalen Stadium der Wirtschaftsentwicklung verbindet. Kennzeichnend für dieses Stadium ist nämlich gerade das Auftauchen von Kapital, das seine Verwertung nicht mehr durch produktive Investitionen zu erreichen sucht, sondern durch *Werttransfer*. Und der Umfang des so agierenden Kapitals ist alles andere als gering, es bewegt sich in einer Größenordnung, die »nach Schätzungen des Beratungsunternehmens McKinsey ein Volumen von über 80.000 Milliarden, also 80 Billionen Dollar erreicht hat, mehr als das Dreifache des gemeinsamen jährlichen Bruttoinlandsprodukts der 31 in der OECD organisierten Industrieländer.«[261]

Vor diesem Hintergrund erklärt sich jetzt das – für die gegenwärtigen Verhältnisse so charakteristische – massenhafte Auftreten von *Fondsgesellschaften*. Diese stehen also vor der zentralen Frage, wie (und wo) sich denn auf (mehr oder weniger) legalem Wege Gewinne durch Werttransfer erzielen lassen. Die Antwort auf diese Frage ergibt sich dann fast wie von selbst: durch *Spekulation*. Diese ist ja nichts anderes als der Versuch, einen bestimmten Geldbetrag durch das geschickte Ausnutzen von Preisänderungen (Kursschwankungen) zu vermehren. Spekulation bildet so den Grundtypus der Aktivitäten der diversen Fondsgesellschaften. Ihr bevorzugter Tummelplatz sind daher auch die internationalen Finanzmärkte, auf denen sie – nach der globalen *Deregulierung* und *Liberalisierung* der Märkte – frei und ungehemmt ihren mannigfaltigen Geschäften nachgehen können, wobei es ihnen, wie gesagt, nicht primär darum geht, durch ihre Transaktionen dem produzierenden Gewerbe und dem Handel das nötige Kapital zu vermitteln, sondern selbst den Rahm abzuschöpfen. Dass es sich bei diesen Spekulationsgeschäften keineswegs nur um harmlose Zockerei handelt, dass es vielmehr durch dieses ganze Treiben mitunter zu dramatischen Wertverschiebungen kommen kann, die dann ihrerseits für die reale Ökonomie einiger davon betroffener Länder höchst unerfreuliche Konsequenzen nach sich ziehen können, hat die jüngere Vergangenheit gezeigt: Allein zwischen 1995 und 2001 »haben Finanzmarktkrisen in mindestens zehn Staaten mehrere hundert Millionen Menschen in Arbeitslosigkeit und Armut gestürzt.«[262]

260 Vgl. Altvater (wie Anm. 13), S. 66ff.

261 Schumann (wie Anm. 72), S. 38; vgl. *Le Monde diplomatique* (wie Anm. 13), S. 32f.

262 Schumann (wie Anm. 72), S. 39; vgl. z. B. zur Asienkrise von 1997 ebd., S. 50ff. – Zum Problem von *wirklichem* und *fiktivem* Kapital vgl. Marx (wie Anm. 29), S. 488: »Mit der Entwicklung des zinstragenden Kapitals und des Kreditsystems scheint sich alles Kapital zu verdoppeln und stellenweis zu verdreifachen durch die verschiedne Weise, worin dasselbe Kapital oder auch nur dieselbe Schuldforderung in verschiednen

Selbstverständlich erstreckt sich nun der Wirkungskreis der Fonds nicht allein auf die Finanzmärkte, denn angesichts der verfügbaren Geldmengen halten die Fonds natürlich die Augen offen, ob sich nicht Ähnliches auch anderswo machen lässt, z. B. bei Firmenübernahmen. Die Fonds treten hier als »*Investoren*« auf, als potente Geldgeber, die in Schwierigkeiten geratenen Unternehmen netterweise zu Hilfe kommen. Dabei ist jetzt aber der Witz, dass es ihnen bei diesen Übernahmen nicht darum geht, ihre Gewinnerwartungen aus dem normalen Geschäftsbetrieb zu erfüllen, sondern »aus der Differenz zwischen spekulativ organisiertem Kauf und Verkauf, der in immer kürzeren Zeiträumen erfolgt. Finanzinvestoren etwa kaufen ein Unternehmen nur mit dem schon eingeplanten Ziel, es nach einer kurzen Periode auszehrender ›Restrukturierung‹ weiter zu verkaufen.«[263] Dass diese Transaktionen den jeweiligen Belegschaften nicht zum Vorteil gereichen, braucht wohl nicht eigens ausgeführt zu werden.

Zu diesen Formen der »Investition« gehört auch die immer weiter fortschreitende *Privatisierung* öffentlicher Unternehmen und Dienstleistungen.[264] Offiziell wird die Privatisierung mit dem notwendigen Abbau der riesigen Staatsverschuldung rationalisiert und legitimiert, wobei gerade die hohe Staatsverschuldung den Hebel bildet, mit dem die finanzstarken privaten Gläubiger (Privatbanken und Finanzinstitute) entsprechenden Druck auf die Regierungen ausüben können. Dass der Staat durch seine Steuergeschenke – in

Händen unter verschiednen Formen erscheint. Der größte Teil dieses ›Geldkapitals‹ ist rein fiktiv.« So gesehen kann man in der Tat sagen, dass »das zinstragende Kapital überhaupt die Mutter aller verrückten Formen ist, so dass z. B. Schulden in der Vorstellung des Bankiers als Waren erscheinen können«, ebd., S. 483; s. a. S. 484f., 494. Bei einer Aktie z. B. stellt nur die dem entsprechenden Unternehmen durch den Kauf der Aktie tatsächlich zur Verfügung gestellte Wertsumme wirkliches Kapital dar, während es sich bei der Aktie selbst – als einem bloßen Einkommenstitel, einem bloßen Anspruch auf einen Teil des vom Unternehmen zu realisierenden Mehrwerts (Dividende) – und ihren Kursschwankungen (ihrer wechselnden rechnerischen Bewertung an der Börse) genau genommen um fiktives Kapital handelt. Problematisch wird es immer dann, wenn der notwendige Zusammenhang zwischen dem fiktiven Kapital und seiner realen Basis, dem produktiven und Warenkapital, zerreißt und es zu spekulativ erzeugten Finanzblasen kommt, die irgendwann platzen müssen (Wertberichtigung), vgl. Kurz (wie Anm. 106), S. 352ff. und Heinrich (wie Anm. 134), S. 163f.

263 Rügemer (wie Anm. 256), S. 168. – Es sind diese Finanzinvestoren, die als »Heuschrecken« bezeichnet wurden. Undank ist eben der Welt Lohn.

264 Ebd. – Vgl. Rosa (wie Anm. 43), S. 328: »Deshalb vermag es kaum zu überraschen, dass der Kern der … Ideologie des ›Neoliberalismus‹ in einer Politik der De-Regulierung, der Entbürokratisierung und des Staatsabbaus, kurz: in der *Ideologie der Politiklosigkeit* besteht.«

Form der Absenkung der Kapital- und Unternehmenssteuern –[265] buchstäblich seine eigene Verschuldung finanziert, »indem seine Geschenke in den Kauf von Staatsanleihen zurückfließen«,[266] gehört zu den lustigen Absurditäten der Gegenwart. »Der Staat ist so in die Zange geraten zwischen mächtigen Wirtschaftslobbys auf der einen Seite, die dafür sorgen, dass die staatlichen Geschenke nicht versiegen, und privaten Finanzhäusern als Gläubigern auf der anderen Seite.«[267] Unter diesen Bedingungen ist es also nicht verwunderlich, dass die Politik der Privatisierung ganz oben auf die Agenda gesetzt wird, um so die Interessen privater Investoren zu bedienen, denen durch den Rückzug des Staates neue Profitmöglichkeiten eröffnet werden. In diesem Sinne kommt denn auch öffentliches Vermögen auf allen Ebenen der staatlichen Organisation unter den Hammer: seien es die Deutsche Bundespost oder die Bundesbahn, seien es landeseigene Wohnungsgesellschaften oder Banken, seien es kommunale Krankenhäuser, Verkehrsbetriebe oder Energieversorger.[268]

Neben diesem direkten Verkauf öffentlichen Eigentums hat sich das Modell sogenannter »Öffentlich-Privater-Partnerschaften« (»*Public Private Partnerships*«, kurz: PPP) als beliebte Form der Privatisierung etabliert. PPP findet z. B. statt, wenn eine Kommune bei ursprünglich öffentlichen Aufgaben und Projekten (z. B. dem Bau einer neuen Sportarena) mit privaten Investoren zusammenarbeitet, die die Finanzierung und Durchführung dieses Projektes übernehmen und dafür im Gegenzug einen Anspruch auf entsprechende Mietzahlungen von seiten der Kommune vertraglich zugesichert bekommen.[269] Diese »Partnerschaften« werden damit begründet, dass den Bürgern auf diese Weise selbst bei leeren öffentlichen Kassen alle notwendigen Dienstleistungen zur Verfügung gestellt werden können, und das angeblich sogar besser, billiger und bürgernäher, als wenn der Staat selbst für diese Leistungen gesorgt hätte. Das Fundament dieser Argumentation bildet die ideologische Formel: »›Unternehmen können besser wirtschaften als der Staat‹. Diese Behauptung gehört zum neoliberalen Vater- bzw. Kapitalismusunser, wie es täglich besinnungs- und beweislos dahergebetet wird.«[270] Bei näherem Hinsehen jedoch beruht die Plausibilität dieser

265 Vgl. Butterwegge u. a. (wie Anm. 256), S. 118f., s. a. Rügemer (wie Anm. 256), S. 13f.
266 Chossudovsky (wie Anm. 8), S. 307.
267 Ebd., s. a. Rügemer (wie Anm. 256), S. 27.
268 Vgl. dazu insgesamt Rügemer (wie Anm. 256) und Butterwegge u. a. (wie Anm. 256), S. 107ff.
269 Vgl. zu den verschiedenen Formen der Privatisierung Rügemer (wie Anm. 256), S. 17 und Butterwegge u. a. (wie Anm. 256), S. 112ff.
270 Rügemer (wie Anm. 256), S. 10; s. a. S. 7.

Behauptung lediglich auf ihrer ständigen Wiederholung und geschickt inszenierten medialen Omnipräsenz. Denn tatsächlich sieht die Wirklichkeit der ganzen Privatisierungen bezeichnend anders aus: Zum einen bedeutet die Privatisierung öffentlicher Unternehmen letztlich nichts anderes als eine *Enteignung* der Bürger,[271] da das durch den Verkauf erzielte Geld auf dem Weg des Schuldendienstes in die Taschen der (privaten) Gläubiger fließt, so dass am Ende also das, was vordem Eigentum der *Allgemeinheit* war, nun vollständig in *Privat*besitz übergegangen ist;[272] zum anderen kommen die im Rahmen der PPP vereinbarten Zahlungsverpflichtungen mit schöner Regelmäßigkeit den Staat *teurer* zu stehen, als wenn er die entsprechenden Projekte durch eigene Kreditaufnahme selbst finanziert hätte. Und das ist auch kein Zufall: Schließlich lassen sich die Investoren ja nicht nur ihre Kosten ersetzen, sondern darüber hinaus auch noch einen stattlichen *Gewinn* garantieren, denn dieser ist ja der Sinn der ganzen Investition.[273]

Somit bewirkt die Privatisierung in der Tat das genaue Gegenteil dessen, was offiziell mit ihr erreicht werden soll: »Privatisierung soll den Staat entschulden, aber stürzt ihn in eine noch weitergehende Verschuldung als bisher. Privatisierung in der gegenwärtig vorherrschenden Form bringt immer neu den Zustand hervor, den sie vorgibt zu beheben.«[274] Ganz zu schweigen davon, dass der Primat des Profits außerdem noch auf Kosten der Qualität zu gehen pflegt, und zwar sowohl der erbrachten Leistungen als auch der Arbeitsbedingungen der Beschäftigten. So zeitigt also die Praxis der Privatisierung systematisch das Nebeneinander von öffentlichen Schulden und staatlich gefördertem privaten Profit; es sind dieselben Interessengruppen, die sonst ständig von der Notwendigkeit des »schlanken Staates« reden, die hier ganz ausgiebig und schamlos staatliche Leistungen in Anspruch nehmen: »Der Privatisierungs-Staat ist ein *Kapital-Subventions-Staat*. Er garantiert den kapitalistischen

271 Vgl. Altvater (wie Anm. 13), S. 14. – Bekanntlich bedeutet das lateinische Verb »privare« unter anderem »berauben«.

272 Abgesehen davon, dass der öffentlichen Hand durch den Verkauf gegebenenfalls noch Einnahmeausfälle entstehen, die im Grunde versteckte zusätzliche Kosten bilden.

273 Rügemer (wie Anm. 256), S. 81f., zur genauen Bilanz einiger konkreter Beispiele vgl. ebd., S. 113ff.

274 Ebd., S. 166. – Das Musterbeispiel dieser Verschuldung durch Privatisierung (!) wurde von der »Treuhand« geliefert: »Die Treuhand begab sich in das scheinbare Paradox, zwar 13. 000 Betriebe zu verkaufen, sich aber dadurch zu verschulden… Aus dem anfangs geschätzten Wert aller DDR-Betriebe von 600 Mrd. DM wurden nach der Privatisierung 256 Milliarden DM Schulden. Sie wurden in den Bundeshaushalt übernommen… Die Treuhand fand selbst eine vertrackte Formulierung für diesen Tatbestand: ›Es wurden nicht Unternehmen veräußert, sondern Investoren gekauft‹«, ebd., S. 39.

Eigentümern einen risikolosen, dauerhaften Gewinn wie sonst nirgends und noch nie (außer in Kriegszeiten).«[275] Die Ideologie des »schlanken Staates« bezieht sich offensichtlich nur auf die *soziale Dimension* des Staates, denn es ist ja klar, dass angesichts der ganzen *Umverteilungs*politik zugunsten privater Investoren an den sozialen Ausgaben – z. B. für Krankenhäuser, Schulen oder Sozialarbeit – gespart werden muss. Der Staat fungiert damit konsequent als williger Gehilfe dieser Investoren, so dass die alte Diagnose Tucholskys (aus dem Jahr 1919) nach wie vor zutrifft: »Politik kann man in diesem Lande definieren als die Durchsetzung wirtschaftlicher Zwecke mit Hilfe der Gesetzgebung.«[276]

Vor diesem Hintergrund muss auch die viel diskutierte »Reform« der Sozialversicherungssysteme gesehen werden. Diese Reform erscheint ja als unvermeidlich, gerade um den Sozialstaat durch Anpassung an die veränderten Verhältnisse auf Dauer erhalten zu können. Dabei ist die allgemeine Stoßrichtung dieser Anpassung immer dieselbe: Immer läuft sie darauf hinaus, die finanziellen Schwierigkeiten der Sozialversicherungssysteme, in die diese Systeme durch den *politisch gewollten* Verzicht auf eine ausreichende Finanzierung derselben geraten sind,[277] auf dem Rücken und auf Kosten der Lohnabhängigen und sozial Schwachen zu beheben. Dazu gehören dann die Reduzierung von Krankenkassenleistungen und die Erhöhung der Eigenbeteiligung der Leistungsempfänger (damit auch die Beförderung der Zwei-Klassen-Medizin), die Reduzierung des Arbeitslosengeldes einschließlich »Enteignungsmaßnahmen und Sippenhaft«,[278] ebenso die Senkung

275 Ebd., S. 166. – Insgesamt ist es charakteristisch für den niedergehenden Kapitalismus, »dass die Bourgeoisie … ihr Heil im Schoße des Staates sucht, d. h. in der Hoffnung, durch die Zwischenschaltung der öffentlichen Gewalt von einer Umverteilung des Volkseinkommens, die die Risiken ihrer Unternehmen vermindert und ihre Gewinne erhöht, profitieren zu können«, Mandel (wie Anm. 53), S. 625; zu dieser Hilfe des Staates gehört auch die beliebte Maxime: Verstaatlichung von Verlusten, (Re-) Privatisierung von Gewinnen, vgl. ebd., S. 631f.

276 Tucholsky (wie Anm. 162), S. 89; vgl. Mandel (wie Anm. 53), S. 630; zum Problem der Korruption vgl. Rügemer, W.: *Colonia Corrupta,* 5. Aufl., Münster 2006, S. 150f., zur strukturellen Verflechtung von Wirtschaft und Politik vgl. insgesamt Otto, K. / Adamek, S.: *Der gekaufte Staat.* Wie Konzernvertreter in deutschen Ministerien sich ihre Gesetze selbst schreiben, Köln 2008.

277 Siehe z. B. den Verzicht auf eine gesetzliche Regelung, durch die *alle* Einkommen in die solidarische Finanzierung der Versicherungssysteme eingebunden werden, oder die staatliche Förderung nicht sozialversicherungspflichtiger Minijobs (»Hartz II«). – Zu den zur »Agenda 2010« gehörenden und als »Hartz I« bis »Hartz IV« bekannt gewordenen Gesetzen vgl. kurz Rügemer (wie Anm. 256), S. 79.

278 Ebd.

des Rentenniveaus und die Teilprivatisierung der Altersvorsorge (»Riester-Rente«).

Zur Rechtfertigung dieser ganzen Maßnahmen werden bestimmte Themen ideologisch besetzt und öffentlichkeitswirksam in Szene gesetzt.[279] Bei diesen Themen handelt es sich durchweg um Nebenschauplätze, die allesamt vom eigentlichen Kern des Problems ablenken sollen. Dazu gehören sowohl die Debatte um die *Bildung* als auch die Debatte um die vorgeblich so besorgniserregende *demographische Entwicklung*. Durch die Bildungsdebatte wird stillschweigend die Vorstellung kolportiert, es gäbe in unserer Gesellschaft keine Arbeitslosigkeit und keine Armut mehr, wenn nur alle ausreichend qualifiziert und (aus-)gebildet wären.[280] Derart wird hier also der Bildung die Funktion zugesprochen, das entscheidende Instrument zur Bekämpfung der Armut zu sein, wodurch dann natürlich die Option der sozialpolitischen Umverteilung des Reichtums geflissentlich in den Hintergrund treten soll. Doch offenkundig steckt in dieser Argumentation ein Irrtum: »Was zum individuellen Aufstieg taugen mag, versagt als gesellschaftliches Patentrezept. Wenn alle Kinder mehr Bildung bekommen, konkurrieren sie um die wenigen Ausbildungs- bzw. Arbeitsplätze womöglich nur auf einem höheren Niveau, aber nicht mit besseren Chancen. Um die Erwerbslosigkeit und Armut als gesellschaftliche Phänomene zu beseitigen, bedarf es der Umverteilung von Arbeit, Einkommen und Vermögen.«[281] Abgesehen davon, dass angesichts der Einsparungen im öffentlichen Schulsystem, der Ausbreitung von Privatschulen, der Einführung von Studiengebühren usw. das proklamierte Ziel gleicher Bildungschancen sowieso pure Heuchelei ist und darüber hinaus hinter dem euphemistischen Etikett der Bildung nur ein symptomatisch verkürzter Bildungsbegriff steckt, bei dem es ausschließlich um solches Wissen und solche Fertigkeiten geht, die unmittelbar ökonomisch verwertbar sind, denn wenn es tatsächlich um Bildung ginge, wieso läuft denn dann z. B. die Reform der Studiengänge an den Universitäten gerade auf eine *Reduzierung* des Bildungsumfangs hinaus (»Bachelor«!)?[282]

Genau wie bei der Bildungsdebatte geht es auch bei der Debatte um den demographischen Wandel darum, von den eigentlich *sozialstrukturellen* Gründen

279 Zu den neoliberalen Denkfabriken – den sogenannten »think tanks« – wie z. B. die »Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft« oder das »Centrum für Hochschulentwicklung« vgl. Butterwegge u. a. (wie Anm. 256), S. 273ff.

280 Vgl. ebd., S. 159ff.

281 Ebd., S. 162.

282 Es bestätigt sich wieder einmal: »Schulreform ohne Gesellschaftsreform ist ein Unding«, Tucholsky, K.: *Schnipsel,* Reinbek bei Hamburg 1973, S. 142.

der Probleme des Sozialstaats abzulenken. In dieser Debatte wird mit dem Hinweis auf die Bevölkerungsentwicklung, also die zunehmende Alterung der Gesellschaft, eine quasi biologisch-naturgesetzliche Notwendigkeit zu Leistungskürzungen im Rentensystem beschworen.[283] Auf diese Weise soll natürlich »der Antagonismus zwischen Kapital und Arbeit durch einen neuen Grundwiderspruch, nämlich denjenigen zwischen Jung und Alt, abgelöst und Klassenkampf durch einen ›Krieg der Generationen‹ ersetzt« werden.[284] Dabei gerät dann eben aus dem Blickfeld, dass – volkswirtschaftlich gesehen – die Entwicklung der Arbeitsproduktivität, des Bruttoinlandsprodukts und des Volkseinkommens parallel zu den Veränderungen der Altersstruktur der Bevölkerung verläuft und so sehr wohl diese Veränderungen zu kompensieren vermag.[285] Doch dann müssten ja die Versicherungskonzerne und andere Finanzdienstleistungsunternehmen auf ihre hübschen Gewinne verzichten, die sie mit der angeblich notwendigen Teilprivatisierung der Altersvorsorge machen können.[286]

Tatsächlich handelt es sich bei der herrschenden »Reform« der Sozialversicherung um eine Kampagne zum *Abbau* des Sozialstaats, die einzig und allein den Effekt hat, den Druck auf die Lohnabhängigen insgesamt zu erhöhen;[287] und diese Tendenz kommt nun nicht von ungefähr, sondern hängt aufs engste zusammen mit dem oben dargelegten Auftreten der Fondsgesellschaften. Unter der Bedingung globaler Konkurrenz bleiben nämlich die verschiedenen Aktivitäten der zahlreichen Fondsgesellschaften nicht ohne Folgen für die reale Wirtschaft, denn die Gewinne, die die Fonds spekulativ erzielen – sei es an den Finanzmärkten oder durch staatliche Transferzahlungen –, sind derart hoch, dass dadurch die *industrielle* Profitrate gehörig unter Druck gerät, schließlich geht das Kapital ja immer dahin, wo die höchsten Gewinne zu erwarten sind.[288] Angesichts der Gefahr des Abzugs von Kapital kann sich daher heute kein Konzern mehr mit den

283 Vgl. Butterwegge u. a. (wie Anm. 256), S. 146ff.
284 Ebd., S. 163.
285 Ebd., S. 151f., Rügemer (wie Anm. 256), S. 79.
286 Butterwegge u. a. (wie Anm. 256), S. 153.
287 Rügemer (wie Anm. 256), S. 79.
288 Vgl. Altvater (wie Anm. 13), S. 70, 118ff., s. a. Chossudovsky (wie Anm. 8), S. 312. – Hier zeigt sich der (nicht nur) methodologische Mangel der von Rosa (wie Anm. 43, S. 246f.) vorgetragenen Beschleunigungsthese, wenn er die Trennung der Finanzmärkte von der realen wirtschaftlichen Entwicklung nicht mit der Überkapitalisierung erklärt, sondern mit der digitalen Revolution, also nicht konkret aus der Struktur des sozialen Zusammenhangs, sondern abstrakt aus der Erfindung einer neuen technischen Apparatur.

Gewinnspannen von anno dazumal zufrieden geben.[289] Es ergibt sich damit eine recht merkwürdige Konstellation: Das Phänomen der Fondsgesellschaften und der immer größeren Rolle, die sie in der globalen Wirtschaftsentwicklung spielen, bewirkt einen Zwang zur *Steigerung* der Profitrate, obwohl doch dieses Phänomen selbst gerade der Ausdruck des tendenziellen *Falls* der Profitrate (sprich: der Überkapitalisierung) ist. Mit anderen Worten: Obwohl die Profitrate aufgrund der immanenten Logik des Kapitals tendenziell sinkt, muss sie heute besonders hoch sein!

Diese Erhöhung der Profitrate kann aber nur durch eine *Erhöhung der Mehrwertrate* erreicht werden: »Der Kampf um die Mehrwertrate kommt ins Zentrum der Wirtschafts- und Gesellschaftsdynamik.«[290] Eine solche Erhöhung der Mehrwertrate wiederum bedeutet aber unter den gegebenen Bedingungen nichts anderes als eine *Verschärfung* der Arbeits- und Einkommensverhältnisse der Lohnabhängigen; und dieser Angriff auf den erreichten Lebensstandard der großen Masse der Bevölkerung ist folgerichtigerweise genau das, was man seit Jahren auch tatsächlich beobachten kann. Obwohl Millionen Menschen arbeitslos sind, steht überall die Verlängerung der Arbeitszeiten auf der Tagesordnung; durch die fortgesetzte Einsparung von Personal kommt es darüber hinaus zu einer enormen Arbeitsintensivierung und Leistungsverdichtung; flankiert wird dieser Prozess von einem permanenten Druck auf die Löhne, also von dem Versuch, die Löhne auf jede erdenkliche Weise zu senken, sei es durch betriebsinterne Umstrukturierungen (Ausgliederungen), um auf diese Weise tarifvertragliche Bestimmungen unterlaufen zu können, sei es durch den zunehmenden Einsatz von Leiharbeit oder die Ausweitung von Minijobs, wodurch sich nach und nach ein Niedriglohnsektor etabliert hat, in dem die dort Arbeitenden selbst bei Vollzeitarbeit nicht mehr genug verdienen, um ihren Lebensunterhalt bestreiten zu können, und deshalb zusätzlich auf staatliche Unterstützung angewiesen sind.[291] »›Zynisch betrachtet‹, schrieb die *Financial Times* schon 1998, ›werden die Chefs heute dafür bezahlt, den Ertrag für die Aktionäre zu maximieren und den für ihre Beschäftigten zu minimieren.‹«[292]

Insgesamt geht die – einzig am Shareholder-Value orientierte – Strategie der Erhöhung der Mehrwertrate also einher mit der Tendenz der Reduzierung regulärer Arbeitsverhältnisse und der Ausbreitung unsicherer

289 Schumann (wie Anm. 72), S. 100f.

290 Mandel (wie Anm. 46), S. 431; s. a. S. 316.

291 Bundesweit gibt es mittlerweile rund 6,5 Millionen Niedriglohnbeschäftigte, das sind ca. 22 % aller Beschäftigten, vgl. Ver. di Publik 03, März 2008, S. 10.

292 Schumann (wie Anm. 72), S. 101.

Beschäftigungsverhältnisse; die viel beschworene *Flexibilisierung* entpuppt sich damit vor allem als zunehmende *Prekarisierung* im Interesse des Profits, wobei diese Prekarisierung auch diejenigen trifft, die noch regulär beschäftigt sind, denn über jedem schwebt mittlerweile das Damoklesschwert des Arbeitsplatzverlustes, schließlich ist man sich heute seines Arbeitsplatzes ja selbst dann nicht mehr sicher, wenn das Unternehmen, bei dem man beschäftigt ist, gerade einen Rekordgewinn eingefahren hat. Diese allgemein um sich greifende Verunsicherung wird noch dadurch verstärkt, dass sich die Konzerne bei der genannten Strategie nicht mehr nur nationalstaatlich, sondern *global* orientieren und im Interesse der Erhöhung der Mehrwertrate selbstverständlich Teile der Produktion in solche Länder verlagern, in denen die Löhne – zum Teil dramatisch – niedriger sind als in den Industriestaaten. Dass die multinationalen Konzerne dabei wissent- und willentlich von geradezu frühkapitalistischen Wirtschaftsbedingungen profitieren – die durch Hungerlöhne, quälend lange Arbeitszeiten, Kinderarbeit, Unterdrückung von Gewerkschaften und überhaupt das Fehlen grundlegender Arbeitnehmerrechte gekennzeichnet sind –, ist aus der Sicht dieser Konzerne nicht nur kein Problem, sondern ja gerade der Witz der ganzen Sache.[293] Und wer nun meint, das Kapital habe mit dem Druck auf die Löhne seine ökonomische Weisheit schon ausgeschöpft, muss daran erinnert werden, dass ja zusätzlich zu diesem Angriff auf die Löhne auch noch die bereits erwähnte Absenkung der Kapital- und Unternehmenssteuern durchgesetzt wurde. Das Kapital macht doch keine halben Sachen!

Dass nun angesichts dieser Zustände nach und nach auch kritische Stimmen laut werden, dürfte nicht eigentlich verwundern. Dieser aufkommenden Kritik wird jedoch lapidar entgegengehalten, dass es zu dieser Wirtschaftspolitik letztlich keine Alternative gebe;[294] in Anbetracht der

293 Hier sei nur an die berüchtigten »Sonderwirtschaftszonen« erinnert, vgl. Greven/Scherrer (wie Anm. 252), S. 12, 132ff. – Dass die Konzerne ihre Macht gezielt einsetzen, um eine Verbesserung (aus ihrer Sicht: Verteuerung) der Lage der Beschäftigten zu verhindern und dadurch weltweit Druck auf Löhne und Arbeitszeiten auszuüben, hat sich z. B. gezeigt an dem Sturmlauf der Lobbyorganisationen der europäischen und amerikanischen Konzerne gegen Pläne der chinesischen Regierung zur Reform der dortigen Arbeitsverfassung, vgl. Ver. di Publik 04, April 2008, S. 16. – Zu den (teilweise verheerenden) ökonomischen, sozialen und politischen Auswirkungen, die die von den multinationalen Konzernen dominierte Globalisierung auf die unterentwickelten Länder hat, und der unrühmlichen Rolle von Weltbank und Internationalem Währungsfonds (IWF) mit ihren berüchtigten Strukturanpassungsprogrammen vgl. insgesamt Chossudovsky (wie Anm. 8).

294 Hier sei an den berüchtigten »TINA-Satz« Maggie Thatchers erinnert: »There Is No

globalen Kapitalbewegungen und damit des globalen Wettbewerbs seien die genannten Maßnahmen notwendig, damit die Unternehmen am Markt gut aufgestellt sind, denn nur so können sie sich im Konkurrenzkampf behaupten und wirtschaftlich erfolgreich sein, und ein erfolgreiches Unternehmen komme in letzter Instanz ja wieder allen zugute und sei daher auch im Interesse der Lohnabhängigen selbst. Bei allen vorübergehenden sozialen Härten dürfe man diesen fundamentalen Zusammenhang nicht aus den Augen verlieren. Wobei jetzt nur noch zu fragen bleibt, ob denn diese Behauptungen auch tatsächlich die Realität der aktuellen Wirtschaftsentwicklung reflektieren.

Was hat sich denn oben als das charakteristische Merkmal dieser Entwicklung gezeigt, als das spezifische Kennzeichen der kapitalistischen Wirtschaft im Zeitalter des Neoliberalismus? Ausgehend von der strukturellen Bedingung der Überkapitalisierung hatte sich dort das Phänomen der Kapitalverwertung durch *Werttransfer* als die Differentia specifica der gegenwärtigen Phase des Kapitalismus ergeben. Doch was bedeutet das eigentlich für die konkrete Verfassung von Wirtschaft und Gesellschaft, und was lässt sich als vorherrschende Entwicklungstendenz aus diesem Phänomen ableiten? Hier muss man nun bedenken, dass es einen Unterschied gibt zwischen Kapital, das sich – sozusagen traditionell – durch produktive Investitionen verwertet, und Kapital, das einen Gewinn durch Werttransfer erzielt. Anders als bei der Mehrwert*produktion*, bei der insgesamt eine Vermehrung der vorhandenen Werte stattfindet, steht nämlich bei der Verwertung durch Wert*transfer* jedem Plus notwendigerweise ein Minus gegenüber; es handelt sich bei dieser Verwertungsweise also um ein *Nullsummenspiel*, bei dem der eine nur gewinnen kann, was ein anderer verliert, denn es geht hier ja nur um die Verschiebung und Neuaufteilung schon bestehender Werte.[295] Das gilt nun primär und besonders für alle spekulativen Wirtschaftsaktivitäten, dann aber auch für die in ihrem Gefolge auftretende Strategie der Steigerung des absoluten Mehrwerts (z. B. durch Lohnsenkungen).[296]

Eingedenk dieser Konstellation ist jetzt auch das, was seit längerem zu beobachten ist und unserer Zeit bis zu einem gewissen Grad den Stempel aufdrückt, nicht mehr überraschend, nämlich die frappant unterschiedliche Entwicklung der Gewinne auf der einen und der Löhne und Gehälter auf der anderen Seite, also der deutliche Anstieg der Profite und Vermögenseinkommen

Alternative«, vgl. *Le Monde diplomatique* (wie Anm. 13), S. 7.

295 Vgl. Altvater (wie Anm. 13), S. 66ff., Rügemer (wie Anm. 256), S. 75.

296 Vgl. Eberle, W. /Schäppi, H.: Radikale Demokratie statt Korporatismus, in: Ringger, B. (Hg.): *Zukunft der Demokratie,* Zürich 2008, S. 101f., 119; zum Begriff der *absoluten* Mehrwertsteigerung s. o. Anm. 166.

bei gleichzeitiger Stagnation – wenn nicht sogar realem Rückgang – der Lohneinkommen,[297] die parallele Zunahme sowohl der Zahl der Millionäre als auch der Zahl der Sozialhilfeempfänger.[298] Vor dem Hintergrund der realen Wirtschaftsentwicklung und der strukturellen Krise der Überkapitalisierung konnte und kann der riesige Profitboom eben nur auf Kosten anderer gehen; unter den gegebenen Bedingungen waren und sind die schwindelerregenden Gewinne, die das reüssierende Kapital sich angeeignet hat, eben nur möglich, wenn es gleichzeitig anderen an die Substanz geht. So erklären sich jetzt insgesamt die Phänomene, mit denen die Menschen heute konfrontiert sind und die allesamt an und für sich zutiefst absurd sind: der Abbau von Arbeitsplätzen und die Forderung nach Lohnverzicht bei gleichzeitigen Rekordgewinnen, die Verlängerung der Arbeitszeiten angesichts von Millionen Arbeitslosen, die Kürzung der Sozialleistungen und damit die Senkung des Lebensstandards großer Teile der Bevölkerung inmitten eines noch nie dagewesenen materiellen Reichtums der Gesellschaft im ganzen. Die Vergrößerung der Kluft zwischen Arm und Reich, die im ersten Moment noch als zufällige Randerscheinung betrachtet werden mochte, erweist sich nachgerade als die *notwendige praktische Konsequenz* der neoliberalen Akkumulationsstrategie;[299] die Verschärfung der sozialen und ökonomischen Diskrepanz bildet buchstäblich die *systematische Tendenz* der neoliberalen Strategie des »Profit Over People«.[300] Damit entpuppt sich das nach Verwertung strebende überschüssige Kapital genau genommen und eigentlich als *marodierendes* Kapital, dessen globaler Feldzug in gewisser Weise eine Renaissance des frühkapitalistischen Raubhandels darstellt.

Ihre moralische Stütze finden diese Verhältnisse in einer Leistungs- und Konkurrenzideologie, die in der Tat nichts anderes ist als »eine moderne

297 Vgl. Ver. di Publik 03, März 2008, S. 10 und Ver. di Publik 08/09, August/September 2008, S. 1; auch Schumann (wie Anm. 72), S. 103.

298 Butterwegge u. a. (wie Anm. 256), S. 213. – Im globalen Maßstab bietet die soziale Ungleichheit das traurige (und im Grunde unfassbare) Bild, dass das »jährliche Einkommen der ärmeren 2, 3 Milliarden Menschen (45 Prozent der Weltbevölkerung) … zusammengenommen dem Privatvermögen der 358 reichsten Menschen (entspricht)«, *Le Monde diplomatique* (wie Anm. 13), S. 74; s. a. S. 50f., ebenso Chossudovsky (wie Anm. 8), S. 28f.

299 Rügemer (wie Anm. 256), S. 142. – Eberle und Schäppi (wie Anm. 296, S. 122) sprechen in diesem Zusammenhang vom »Regime der flexiblen Akkumulation«, wodurch zum Ausdruck gebracht werden soll, »dass die Aspekte sozialen und individuellen Lebens immer unsicherer, weniger planbar sind als zum Beispiel in den 1970er Jahren.«

300 Chomsky, N.: *Profit over People.* Neoliberalismus und globale Weltordnung, 9. Aufl., Hamburg/Wien 2004, S. 32.

Spielart des Sozialdarwinismus …, welcher die Gesellschaft in … Leistungsstarke bzw. Gewinner und Verlierer/innen unterteilt.«[301] Dadurch entsteht ein soziales Klima der Kälte und Entsolidarisierung, in dem die »Starken« ebenso selbstverständlich im Luxus schwelgen dürfen, wie die »Schwachen« – Arbeitslose, Alte, Kranke und Behinderte, Zuwanderer – selbstverständlich ihre Ansprüche einschränken müssen und ausgegrenzt werden.[302] So brauchen die Profiteure sich wenigstens guten Gewissens nur um sich selbst zu kümmern, was sie auch mit einer solchen Rigorosität tun, dass der Akkumulationsprozess immer mehr den Charakter eines Paralleluniversums annimmt, denn die eklatante Aufblähung des Finanzsektors und die enormen Gewinne, die sich hier spekulativ erzielen lassen, haben nach und nach zu einer Abkoppelung der Profitrate von der realen Wachstumsdynamik der Wirtschaft geführt.[303] Die Profitlogik hat sich quasi verselbständigt und damit die herrschende ökonomische Rationalität vollends verwandelt in eine »anti-natürliche, antigesellschaftliche und daher durch und durch autistische Veranstaltung. Dies ist denn auch das entscheidende Charakteristikum des Neoliberalismus, ganz unabhängig davon, wie er durch seine Vertreter präsentiert wird.«[304]

Aufgrund dieser »Entbettung der Ökonomie«[305] sind denn heute auch Daten zum wirtschaftlichen Erfolg eines Unternehmens (z. B. hohe Gewinne) und erst recht Erfolgsmeldungen von der Börse immer weniger aussagekräftig für die wirklichen Befindlichkeiten der Menschen, wenn sie nicht – gemäß der Logik des neoliberalen Nullsummenspiels – geradezu auf eine entsprechende Verschlechterung ihrer Lage schließen lassen. So kann es dann eben zu der paradoxen Lage kommen, dass die Wirtschaft – gemessen an der Entwicklung des Wachstums und der Gewinne – einen *Aufschwung* erlebt, während die ökonomische und soziale Realität der großen Mehrheit der Bevölkerung von Merkmalen geprägt bleibt, wie sie typisch sind für eine *Krise*: hohe Sockelarbeitslosigkeit, Kürzung von Sozialleistungen, permanente Angst vor Arbeitsplatzverlust, Verschlechterung der Arbeitsbedingungen und damit allgemeine Verunsicherung als Grundstimmung. Angesichts dieser Koexistenz von ökonomischem Aufschwung und anhaltenden Krisensymptomen offenbart sich das undifferenzierte Gerede vom »Aufschwung« als reine Ideologie.

301 Butterwegge u. a. (wie Anm. 256), S. 212.

302 Es liegt auf der Hand, dass diese Ideologie dem Rechtspopulismus und -extremismus hilfreiche Anknüpfungspunkte bietet, Butterwegge u. a. (wie Anm. 256), S. 212, 216f., vgl. Domke (wie Anm. 32), S. 71f.

303 Vgl. Eberle/Schäppi (wie Anm. 296), S. 91, 112.

304 Altvater (wie Anm. 13), S. 60.

305 Ebd.

Der Aufschwung kommt den meisten Menschen nicht nur nicht spürbar zugute, sondern geht im Gegenteil ja gerade auf ihre Kosten. Doch dieser Zusammenhang geht die Akteure der entbetteten Ökonomie nichts an.

Die Verselbständigung der Profitlogik indiziert den *Realitätsverlust* des allein um seine eigene Verwertung kreisenden Kapitals. Zur angemessenen Beurteilung dieser autistischen Tendenz der gegenwärtigen Wirtschaftsentwicklung ist es nun aber von entscheidender Bedeutung, dass man sich noch einmal an die Grundstruktur der Kapitallogik erinnert. Es hatte sich ja gezeigt, dass in dem Streben des Kapitals nach Mehrwert der (Tausch-) Wert selbst zum Maßstab und zum letzten Zweck des Wirtschaftens wird. Wenn aber derart vom Gebrauchswert abstrahiert wird, dann heißt das doch nichts anderes, als dass von den konkreten Bedürfnissen, mithin von den Menschen selbst abstrahiert wird. Damit steht also die menschenunwürdige Verabsolutierung des Profitstrebens, wie sie für den Neoliberalismus kennzeichnend ist, schon auf dem Grund der Logik des Kapitals selbst. Daher greift auch jede Analyse zu kurz, die die neoliberalen Verwerfungen entweder lediglich auf externe Ursachen zurückführt oder bloß auf individuelles Fehlverhalten reduziert.

Der Zusammenhang dieser Verwerfungen mit der Globalisierung, also mit den globalen Kapitalströmen und -bewegungen im Zuge der Liberalisierung der internationalen (Finanz-) Märkte, wird häufig so (miss-) verstanden, als handele es sich bei der Globalisierung um eine externe Ursache, durch die die ansonsten gut funktionierenden Volkswirtschaften von außen in ihrer inneren Stabilität bedroht würden. Diese Ansicht verwechselt jedoch Ursache und Wirkung, denn das marodierende Spekulationskapital sorgt zwar in der Tat für gehörige Unordnung, gleichwohl ist es selbst doch erst hervorgegangen aus dem Widerspruch, der dem System der fortgeschrittenen Volkswirtschaften selbst innewohnt, nämlich aus dem Widerspruch der Überkapitalisierung: »Die wilde Finanzspekulation ist nicht die Ursache, sondern die Folge der Überakkumulation des Kapitals.«[306] Es ist somit die dem kapitalistischen Produktionsprozess und seiner Wachstumslogik immanente Tendenz, die zu den Verhältnissen geführt hat, die man dann unter dem Stichwort der Globalisierung zu kritisieren pflegt. Die Globalisierung mitsamt ihren uner-

306 Eberle/Schäppi (wie Anm. 296), S. 113. Daher verfehlt auch die Gegenüberstellung von »bösem« Finanzkapital und »gutem« industriellen Kapital die tatsächlichen Zusammenhänge, ganz abgesehen von den illusionären politischen Konsequenzen, die diese Gegenüberstellung nahelegt, vgl. ebd.

freulichen Begleiterscheinungen bildet so keine exogene Erscheinung, sondern kommt aus der *Mitte* der fortgeschrittenen Volkswirtschaften selbst.

Neben diesem Versuch der Externalisierung der Problemursachen erfreut sich auch der Versuch ihrer Personalisierung großer Beliebtheit. Dabei wird die eklatante soziale und ökonomische Schieflage im wesentlichen mit einer bestimmten seelischen Disposition der beteiligten Akteure erklärt, und zwar mit der unersättlichen Gier einiger Manager. Bei dieser Kritik fällt zunächst einmal auf, dass sie sich eben nur auf die Manager bezieht, ohne auch von der »Gier« der wirklich mächtigen Hintermänner, der Großaktionäre, zu sprechen; man kritisiert die armen Millionäre aus den Vorständen, während die Milliardäre ganz ungeschoren davonkommen: »Aber noch hinter diesen medial umglänzten Dauer-Eliten auf den Weltgipfeln der Mächtigsten, aus der europäischen Bürokratie, aus Regierungen, Wirtschaftsverbänden, Unternehmensvorständen und Privatisierungsparteien, noch hinter ihnen also agieren die eigentlichen Lichtgestalten des Zeitalters, die Finanzinvestoren und Großeigentümer der *global player.* Doch eigenartiger Weise bevorzugen sie den Schatten. Das breite Publikum weiß nur, dass es sie irgendwie gibt oder geben muss. Sie haben nur schemenhafte oder keine Namen. Während die Unternehmensvorstände wegen ihrer peanuts-Gehälter zur rituellen Reinwaschung öffentlich beschimpft werden dürfen, dürfen die Namen und wirklichen Gewinne der *unsichtbaren Lichtgestalten* möglichst nicht genannt werden. Sie sind privat, auf ihre Weise.«[307] Doch abgesehen von der bezeichnenden Verengung dieser Kritik stellt sie sowieso nur die übliche Kapitalisten-Kritik dar, die von der fälligen Kapitalismus-Kritik ablenkt.[308]

Steht es auch außer Zweifel, dass die Heftigkeit des neoliberalen Profitrauschs auch etwas mit der Gier und – nicht zu vergessen – der kriminellen Energie (einiger) der agierenden Finanzjongleure zu tun hat,[309] so muss man sich hier nichtsdestotrotz daran erinnern, dass das Streben nach Profitmaximierung in letzter Instanz eben keine Frage der subjektiven Veranlagung ist, sondern

307 Rügemer (wie Anm. 256), S. 169.

308 Die Methode ist bekannt: »Nach der Phrase, es käme allein auf den Menschen an, schieben sie alles den Menschen zu, was an den Verhältnissen liegt, wodurch dann wieder die Verhältnisse unbehelligt bleiben«, Adorno, T. W.: *Eingriffe,* Frankfurt a. M. 1963, S. 163. – Hier sei das Beispiel eines Schweizer Fabrikanten erwähnt, der aus Zorn über die Managergehälter eine »Volksinitiative gegen Abzockerei« gestartet hat, und zwar mit dem ausdrücklichen Ziel: »Ich will den Kapitalismus retten, nicht bekämpfen«, vgl. Ver. di Publik 06/07, Juni/Juli 2008, S. 9.

309 Bei John Perkins (*Bekenntnisse eines Economic Hit Man,* München 2005) kann man nachlesen, dass die verborgenen kriminellen Machenschaften des Kapitals durchaus Methode haben.

eine strukturelle Anforderung der kapitalistischen Konkurrenzwirtschaft. Das eigentliche Problem ist die Akkumulationslogik selbst; die rigoros vom Neoliberalismus entwickelten Profitstrategien sind lediglich die Konsequenz der strukturellen Probleme der Kapitalakkumulation unter der Bedingung der Überkapitalisierung. Angesichts des Vorhandenseins riesiger überschüssiger Kapitalmengen, die nach Verwertung streben, sind massive spekulative Aktivitäten letztlich unvermeidlich; und dass sich diese Aktivitäten durch den Konkurrenzmechanismus – und nicht primär durch individuelles Fehlverhalten (!) – immer weiter hochschaukeln, wenn das Kapital hier erst einmal Blut geleckt hat, lässt sich unter dem Strich ebenso wenig verhindern. Man muss das Eisen eben schmieden, solange es heiß ist. Daher sind schließlich auch periodisch auftretende Finanzkrisen unausweichlich, denn die Aneignung durch Werttransfer kann nun einmal nicht auf Dauer gutgehen. Wenn auch das Kapital in seinem Realitätsverlust dem Schein erliegen mag, die Finanzsphäre könne sich von der realen Ökonomie abkoppeln, so müssen die finanziellen Ansprüche am Ende doch aus der realen (Mehrwert-) Produktion befriedigt werden; und ist auch der Mehrwertprozess, die Verwertung des Werts, an sich selbst unendlich,[310] so stößt doch die Warenproduktion an sehr reale Grenzen und kann daher unmöglich die hohen Renditeerwartungen aus dem Finanzsektor dauerhaft erfüllen: »Die Insolvenz und der Bankrott ist die Rückkehr der ernüchternden Wirklichkeit in die Welt der Fetische.«[311] Hier zeigt sich – nebenbei gesagt – noch einmal in voller Klarheit, dass die widersinnige Idee permanenten Wirtschaftswachstums überhaupt nur verständlich wird, wenn man sie als Ausdruck der – ob ihres Autismus nun tatsächlich an und für sich endlosen – Akkumulationslogik des Kapitals entschlüsselt. Woher sollte man denn auch sonst auf eine so wahnwitzige Idee gekommen sein?

Der aufgedeckte sachliche Zusammenhang der Finanzkrisen mit der realen Wirtschaftsentwicklung macht nun deutlich, dass es sich bei den Finanzkrisen nur scheinbar um reine *Finanz*krisen handelt; tatsächlich manifestiert sich in ihnen die grundsätzliche Strukturkrise des Kapitalismus selbst.[312] Dieser nimmt notwendigerweise mehr und mehr einen parasitären Charakter an, so wie er in der immensen Ausdehnung der ganzen Finanzaktivitäten besonders deutlich zum Vorschein kommt.[313] Die neoliberalen Verhältnisse entsprin-

310 Siehe oben S. 76f.

311 Altvater (wie Anm. 13), S. 70; s. a. S. 110, 114.

312 Eberle/Schäppi (wie Anm. 296), S. 113f., Kurz (wie Anm. 106), S. 355; dazu grundsätzlich Marx (wie Anm. 29), S. 507, 620.

313 Vgl. Mandel (wie Anm. 53), S. 547f., Chossudovsky (wie Anm. 8), S. 96ff. – Die

gen somit »der kapitalistischen Kerndynamik und nicht einem peripheren Irrtum in seiner Ausgestaltung. Neoliberalismus und Neokonservatismus sind Ausdruck dieses Kerns und keine ›Irrwege‹«.[314] Um diesen Konnex auch begrifflich auf den Punkt zu bringen, wäre es daher genau genommen besser, die Bezeichnung Neoliberalismus durch den Begriff »*Spätkapitalismus*« zu ersetzen.[315] So oder so, auf jeden Fall lässt sich – in Abwandlung einer Formulierung Ernst Blochs[316] – zusammenfassen, dass sich das kapitalistische Wirtschaftssystem in den neoliberalen Gewinnexzessen nicht bis zur Unkenntlichkeit verändert hat, sondern bis zur *Kenntlichkeit*, schließlich offenbart sich in dem auf die Spitze getriebenen Profitstreben nur das ureigenste Prinzip dieses Systems selbst. Die neoliberalen Absurditäten sind so nicht systemfremd, sondern systemische Absurditäten, die die *Absurdität des Systems selbst* zum Ausdruck bringen; und im Kern dieses Systems steht nichts anderes als das, was in der vorliegenden Arbeit als *Wachstumslogik* den Ausgangspunkt der ganzen Darstellung gebildet hat.

3. Die alternative Logik

3.1. Bedürfnis- contra Profitlogik

Bei dem Versuch, die Alternative zur herrschenden Wachstumslogik zu skizzieren, kann es nun nicht darum gehen, einfach ins Blaue hinein zu phantasieren und willkürlich irgendwelche Utopien zu entwerfen. Dieser Versuch kann und muss sich vielmehr auf das stützen, was sich als Resultat der Wachstumslogik und ihrer Dynamik ergeben hat, denn in diesem Resultat manifestiert sich das Problem, dessen Lösung dann eben sowohl die Notwendigkeit einer alternativen Logik als auch die Konturen derselben sichtbar macht. Was war denn das Hauptproblem der auf der Wachstumslogik beruhenden Entwicklung? Das Hauptproblem war der frappante *Widerspruch*, dass zwar – ganz im Sinne der Wachstumslogik – der materielle Reichtum der Gesellschaft über die Jahre beachtlich zugenommen hat und heute in Deutschland so groß

Erkenntnis, dass das Fortschreiten des Kapitalismus einhergeht mit einer Zunahme der Bedeutung des Finanzsektors, ist übrigens nicht so neu, wie man manchmal meinen könnte; vgl. dazu schon Lenin (wie Anm. 228), S. 535ff. und noch früher Marx (wie Anm. 29), S. 252, 527. Bei Lenin heißen die heute so hochverehrten Investoren noch »Rentner, d. h. Personen, die vom ›Kuponschneiden‹ leben«, ebd., S. 536.

314 Ringger, B.: Der konstruktive Imperativ und das Problem der revolutionären Avantgarde, in: ders. (Hg.): *Zukunft der Demokratie,* Zürich 2008, S. 217f.

315 Zum Begriff »Spätkapitalismus« vgl. Mandel (wie Anm. 46), S. 8f.

316 Bloch (wie Anm. 3), S. 167.

ist wie noch niemals zuvor, dass das aber überhaupt nichts an der Krisenlage geändert und keineswegs zur Lösung der ökonomischen und sozialen Probleme geführt hat, was man sich ja eigentlich vom Wachstum versprochen hatte, im Gegenteil: Der Wachstumsprozess hat die Kluft zwischen Arm und Reich sogar noch vergrößert. Offensichtlich bedeutet Wachstum doch nicht so ohne weiteres schon Wohlstand für alle. Damit erweist sich die Behauptung, Wachstum sei an sich und generell gut, heute mehr denn je lediglich als Milchmädchenrechnung. Ob das Wachstum segensreich wirkt oder nicht, hängt in der Realität – wie die skizzierte Entwicklung offenbart hat – entscheidend davon ab, ob man zu denen gehört, die über *Kapital* verfügen, oder eben nicht.

Hier zeigt sich dann auch der wesentliche Punkt: Es geht beim kapitalistischen Wachstum ja gar nicht um Wohlstand für alle, sondern um die Akkumulation des Kapitals, schließlich steht hier die Produktion der Gebrauchswerte nicht im Dienste der Bedürfnisbefriedigung, sondern im Dienste der Verwertung des Werts. Diese bildet die Angel, um die sich alles dreht, was ja spätestens bei jeder kapitalistischen Krise immer wieder aufs neue bestätigt wird, denn sonst würden ja nicht massenhaft Güter zurückgehalten oder gar vernichtet, obwohl gleichzeitig Menschen in Not sind und gerade diese Güter dringend gebrauchen könnten.[317] Nach der Logik kapitalistischen Wachstums ist der Wohlstand der großen Masse der Bevölkerung streng genommen lediglich ein »Kollateralschaden«, der einzig auf dem Druck der organisierten Arbeiterbewegung beruht. Entsprechend desaströs begann der Kapitalismus ja auch für das einfache Volk,[318] und es bleibt nur zu hoffen, dass er nicht auch so enden wird.

Der materielle Reichtum kapitalistischer Gesellschaften existiert eben nicht als *gesellschaftlicher* Reichtum zum Zwecke der Bedürfnisbefriedigung, sondern als *Privat*vermögen zum Zwecke der Verwertung, er existiert eben nicht als »kooperativ gestalteter Reichtum für alle«, sondern als »privatistisch-räuberisch gestalteter Reichtum für wenige«.[319] In Analogie zur Bestimmung des Aristoteles, dass diejenigen politischen Verfassungen, »die nur auf den eigenen Vorteil der Regierenden abzielen, sämtlich fehlerhafte Verfassungen und Entartungen der richtigen sind« (die auf das Gemeinwohl abzielen),[320] lässt sich – vor dem Hintergrund der objektiven Vergesellschaftung der Arbeit –[321] die kapitalistische Wirtschaftsverfassung mit Fug und Recht als fehler-

317 Vgl. Kurz (wie Anm. 106), S. 58 und Rügemer (wie Anm. 256), S. 12.
318 Vgl. z. B. Engels: Die Lage der arbeitenden Klasse in England (wie Anm. 219).
319 Rügemer (wie Anm. 256), S. 174.
320 Aristoteles: *Politik* (wie Anm. 24), S. 90 (Buch III, 6).
321 Vgl. Mandel (wie Anm. 46), S. 501f.

hafte Verfassung bezeichnen, da auch sie nicht auf das Gemeinwohl abzielt, sondern auf den Vorteil der Besitzenden, die den gesellschaftlichen Reichtum ihren Privatinteressen unterordnen. Unter kapitalistischen Bedingungen haben Wachstum und Reichtum in der Tat einen *antagonistischen* Charakter; dieser bildet geradezu das »absolute, allgemeine Gesetz der kapitalistischen Akkumulation.«[322]

Aufgrund der diesem Antagonismus entsprechenden strukturellen Ungleichheit ist der Kapitalismus auch prinzipiell unfähig – selbst bei einer etwaigen Verbesserung der materiellen Lebensverhältnisse der untersten Schichten –, das gesellschaftliche Problem der *Armut* wirklich zu lösen, da Armut eben gerade ein relatives Phänomen ist, nämlich genau der Zustand, in dem man zwar die Bedürfnisse der Gesellschaft teilt, aufgrund der sozialen Ungleichheit aber von ihrer Befriedigung ausgeschlossen wird.[323] Ist Gleichheit das Prinzip der Gerechtigkeit, dann handelt es sich bei der strukturellen Ungleichheit, wie sie für die Teilhabe am kapitalistischen Reichtum charakteristisch ist, buchstäblich um *strukturelle Ungerechtigkeit*, welche als solche in eklatantem Widerspruch steht zu der Verheißung, dass es in der Marktwirtschaft jeder schaffen könne, der bereit sei, »Leistung« zu bringen.[324]

Unbeeindruckt von dieser Diagnose, könnten nun die ganz Unverbesserlichen weiter darauf bestehen, dass man eben einfach nur *mehr* Wachstum bräuchte, und alles wäre im Lot. Doch genau das ist der Trugschluss, der die spezifische Logik des kapitalistischen Wachstums verkennt. Einmal angenommen, die Gesellschaft hätte durch Wachstum ein ökonomisches Niveau erreicht, auf dem ausreichend Güter für alle vorhanden wären, und ebenso angenommen, es kämen auch tatsächlich alle in den Genuss dieser Güter: Das wäre doch wohl ein Zustand, in dem keiner mehr materielle Not leiden müsste, da alle Bedürfnisse befriedigt werden könnten, also ein Zustand, der durch allgemeinen materiellen Wohlstand und entsprechende Zufriedenheit gekennzeichnet wäre. Doch was würde dieser – zweifellos erstrebenswerte – Zustand der materiellen Sättigung unter den Bedingungen der Wachstumslogik be-

322 Marx (wie Anm. 16), S. 674, s. a. S. 675; vgl. Altvater (wie Anm. 13), S. 92f.

323 Vgl. Fetscher, I.: *Rousseaus politische Philosophie,* 3., überarb. Aufl., Frankfurt a. M. 1980, S. 213; Hegel (wie Anm. 257), S. 388 (§241). – Zur grundsätzlichen Tendenz der »relativen Verelendung des Proletariats« vgl. Mandel (wie Anm. 14), S. 177ff.

324 Die Theologie der Befreiung in Lateinamerika spricht in diesem Zusammenhang vom Kapitalismus als *strukturelle Sünde*, vgl. Löwy, M.: *Marxismus und Religion,* Frankfurt a. M. 1990, S. 24, 93. – Der für die bürgerlichen Verhältnisse zurechtgestutzte Gerechtigkeitsbegriff manifestiert sich im Konzept der Fairness (à la John Rawls), vgl. dazu Fromm (wie Anm. 34), S. 167f.

deuten? Unter diesen Bedingungen würde der Zustand der Sättigung und Befriedigung seine wohltuende Wirkung gar nicht entfalten können, sondern schnurstracks in die *Krise* führen, denn die mit der Befriedigung einhergehende »Konsumzurückhaltung« – wiewohl im vorliegenden Fall ja eigentlich Ausdruck höchst erfreulicher Umstände – macht sich unter kapitalistischen Verhältnissen ja bekanntlich so bemerkbar, dass die Unternehmen nicht mehr genug verkaufen können, der Absatz zurückgeht, die Gewinne einbrechen, Leute entlassen werden und schließlich alles darnieder liegt.

Die Wachstumslogik offenbart sich einmal mehr als Akkumulationslogik, die eben nur funktioniert, sofern ohne Rücksicht auf die tatsächlichen Bedürfnisse und Befindlichkeiten der Menschen *immer weiter* und *permanent verkauft* wird. Kommt der Verkauf ins Stocken, dann setzt unweigerlich die bekannte Krisendynamik ein. Das größte Problem besteht heute darin, dass dieser Zusammenhang gar keinen mehr verblüfft; es scheint vielmehr so, als läge dieser Zusammenhang in der Natur der Sache. Doch was heißt das überhaupt, was hier gerade konstatiert wurde? Was sagt das über die kapitalistische Wirtschaft aus? *Eigentlich* geht es doch beim Wirtschaften darum, dass die Güter produziert und die Dienstleistungen bereitgestellt werden, deren der Mensch zur Befriedigung seiner materiellen Bedürfnisse bedarf. Das letzte Ziel und der Sinn aller wirtschaftlichen Tätigkeiten sollten doch wohl in ebendieser Bedürfnisbefriedigung liegen. Wenn man sich das noch einmal vergegenwärtigt, dann ist nun allerdings der obige Zusammenhang doch ganz und gar verblüffend: Er bringt nämlich klipp und klar zum Ausdruck, dass die auf der Wachstumslogik beruhende Wirtschaft objektiv so organisiert ist, dass es ihr gerade dann *schlecht* geht, wenn die Bedürfnisse *befriedigt* sind, dass es also gerade dann zur Krise kommen muss, wenn das eigentliche Ziel des Wirtschaftens erreicht ist. Was für eine Absurdität!

Derart beweist die kapitalistische Wirtschaftsweise ihre Unfähigkeit, mit dem von ihr selbst hervorgebrachten enormen Reichtum sinnvoll umzugehen, sie ist durch und durch unfähig, den durch sie selbst möglich gewordenen materiellen Überfluss zum Wohl der Menschen einzusetzen, schließlich hat das oben vorgestellte Szenario ja deutlich gemacht, dass sie selbst bei größtem Reichtum in ernsthafte ökonomische Schwierigkeiten gerät, sobald der Verkauf zurückgeht und so der alles entscheidende Prozess der Kapitalakkumulation gestört wird. Die *irrationale Rationalität* dieses Prozesses hat Hannah Arendt sehr treffend auf den Punkt gebracht, wenn sie bemerkt, dass dieser Prozess »eher noch besser funktionieren würde, wenn wir uns entschließen könnten, die Welt der Gegenstände nicht nur zu verzehren, sondern zu vernichten. Nicht das Vernichten, sondern das Erhalten

und Konservieren ruiniert die moderne Wirtschaft … Mit anderen Worten, der Wachstumsprozess gesellschaftlichen Reichtums, wie wir ihn kennen, (…) ist möglich nur, wenn die Welt und die Weltlichkeit des Menschen ihm zum Opfer gebracht werden.«[325] Damit sollte es endgültig und ein für allemal klar sein, dass die kapitalistische Wirtschaft nicht im Dienste der Menschen und ihrer Bedürfnisse steht, sondern umgekehrt die Menschen im Dienste der Wirtschaft und ihrer strukturellen Profitzwänge. Auch und gerade bei vollkommener Befriedigung der Bedürfnisse der Menschen wäre (und ist) man heute gezwungen, krampfhaft mit aller Macht die Nachfrage künstlich anzuheizen, um so die autonomen Bedürfnisse (!) der Wirtschaft – nämlich ihr Profitstreben – zu befriedigen.[326] Quod erat demonstrandum. »Das Kapital kann eine Sättigung mit materiellen Gütern genauso wenig überleben wie eine Ausschaltung lebendiger Arbeitskraft aus der materiellen Produktion … Von einem gewissen Entwicklungsgrad an würden beide den Verwertungsprozess, d. h. die kapitalistische Produktionsweise, sprengen.«[327]

Daher auch das Phänomen, dass die durch den technischen Fortschritt bewirkte enorme Steigerung der Arbeitsproduktivität nicht in eine entsprechende *allgemeine Verkürzung der Arbeitszeiten* umgesetzt wird, obwohl dies doch angesichts der teilweisen Sättigung der Bedürfnisse durchaus möglich und eigentlich auch recht naheliegend wäre. Statt dessen sieht die objektiv möglich gewordene Reduzierung des individuellen Arbeitspensums heute so aus, dass Millionen ganz von der Arbeit befreit sind, während gleichzeitig von den anderen verlangt wird, dass sie noch mehr arbeiten sollen, wobei die Befreiung von der Arbeit im kapitalistischen Rahmen selbstverständlich nichts anderes bedeutet als das bedauernswerte Los der Arbeits- und damit Erwerbslosigkeit. Diese objektiv merkwürdige Konstellation wird verständlich, wenn man sich vergegenwärtigt, in welchem Sinne das Kapital an Arbeitszeitverkürzung interessiert ist. Das Kapital ist in seinem Streben nach Mehrwert nämlich gar nicht daran interessiert, durch die Erhöhung der Produktivität die Arbeitszeit überhaupt zu verkürzen, sondern lediglich die notwendige Arbeitszeit, denn auf diese Weise kommt es zu einer Erhöhung der Mehrwertrate: »Die Entwicklung der Produktivkraft der Arbeit, inner-

325 Arendt (wie Anm. 17), S. 323f. und 326f.

326 Wenn man einmal darüber nachdenkt, wieviel – mit Verlaub – Scheiss heute produziert wird, nicht um tatsächlich Bedürfnisse zu befriedigen, sondern nur, um irgendwas verkaufen zu können, und wenn man dann noch bedenkt, dass es heute in der Tat zu Problemen führen würde, wenn dieser Scheiss nicht mehr produziert würde, dann kann man sich doch wirklich nur noch an den Kopf fassen!

327 Mandel (wie Anm. 46), S. 371.

halb der kapitalistischen Produktion, bezweckt, den Teil des Arbeitstages, den der Arbeiter für sich selbst arbeiten muss, zu verkürzen, um grade dadurch den andren Teil des Arbeitstages, den er für den Kapitalisten umsonst arbeiten kann, zu verlängern«;[328] und diese Mehrarbeit ist ja die Bedingung, unter der allein der Arbeiter eingestellt und ihm die Ehre zuteil wird, auch die notwendige Arbeit verrichten zu können.[329] Das Arbeiten als solches wiederum ist für diejenigen, die nur über den Verkauf ihrer Arbeitskraft verfügen, eine strukturelle Notwendigkeit, so dass sich für sie die oben genannte Absurdität der Funktionsweise des Kapitalismus, dass der Verkauf immer weitergehen muss, selbst wenn alle alles hätten, in der Form wiederholt, dass auch das Arbeiten immer weitergehen und selbst dann noch stattfinden muss, wenn im Grunde genommen nichts anfällt und eigentlich nichts zu tun ist (was ja an und für sich gut ist!). Daher gilt heute ja auch das als sozial, was Arbeit *schafft*!

Wenn nun jedoch durch den Einsatz neuer Maschinen die für die Gesamtproduktion erforderliche Arbeitsmenge weniger wird, dann führt eben die Kapitallogik dazu, dass einige Arbeiter entlassen werden, statt das neue Arbeitspensum gleichmäßig zu verteilen. Dieser Mechanismus läuft logischerweise unvermeidlich darauf hinaus, dass ab einem bestimmten Punkt der Entwicklung das Phänomen der Arbeitslosigkeit nicht mehr nur ein konjunkturelles Problem ist: »Dass die Kompensation der Freisetzung von Arbeitskräften durch Wachstum eher die Ausnahme in den Phasen beschleunigter Akkumulation als die Regel ist, wird schon von Marx an der ›Kompensationsthese‹ der politischen Ökonomie seiner Zeit kritisiert. Seit Mitte der 1970er Jahre ist auch empirisch in den modernen kapitalistischen Gesellschaften nachvollziehbar, dass die Freisetzungen im Zusammenhang mit dem Produktivitätsfortschritt nicht durch neue Jobs infolge des Wachstums kompensiert werden. Die Massenarbeitslosigkeit ist strukturell.«[330] Das gilt erst recht, wenn man die Annahme, es gehe beim Wachstum um die Schaffung neuer Arbeitsplätze, als das durchschaut, was sie ist, nämlich ein Märchen, denn tatsächlich geht es ja im kapitalistischen Konkurrenzkampf immer primär um die Maximierung des Profits, und es ist im Sinne *dieses* Wachstumsprozesses häufig ja gerade so, dass Arbeitsplätze abgebaut werden (müssen). Darüber hinaus entspricht dies durchaus dem grundsätzlichen Verhältnis des Kapitals zur Arbeit: »Einerseits benötigt das

328 Marx (wie Anm. 16), S. 340; s. a. ders. (wie Anm. 29), S. 274.
329 Vgl. Marx (wie Anm. 103), S. 593.
330 Altvater (wie Anm. 13), S. 85; vgl. Sauerborn, W.: Neustart Arbeitszeitpolitik, in: Ver. di Publik 06/07, Juni/Juli 2009, S. 16.

Kapital die Arbeitskräfte zur Produktion des Mehrwerts, andererseits sind sie ihm eine Last.«[331]

Es hat sich also gezeigt, dass das Modell des auf struktureller Ungleichheit basierenden Reichtums sich ebenso als unfähig erweist, die Früchte dieses Reichtums schiedlich und friedlich allen zugute kommen zu lassen, wie das Modell der kapitalistischen Erwerbsarbeit sich als ungeeignet erweist, die Steigerung der Arbeitsproduktivität zur allgemeinen Reduzierung der Arbeitszeit zu nutzen. Diese Modelle können fürderhin nur noch dazu führen, dass die *Diskrepanz* zwischen dem, was möglich wäre, und dem, was tatsächlich der Fall ist, *immer größer* wird: »Anstatt die durch die Steigerung der Arbeitsproduktivität geschaffenen Reichtümer frei zu verteilen; anstatt die Grundlage für die freie Entfaltung der menschlichen Persönlichkeit zu schaffen, ist der Kapitalismus gezwungen, dem Menschen immer mehr Gewalt anzutun und ihn zu schänden – zur gleichen Zeit, da die Möglichkeiten seiner freien Entfaltung tagtäglich wachsen –, nur um seinen Profit und die Marktwirtschaft unter Bedingungen des wachsenden Überflusses aufrechtzuerhalten! Die künstliche Organisierung von Knappheit im Überfluss; die künstliche Entfesselung von Leidenschaften, während das Zeitalter der Vernunft triumphieren könnte; die künstliche Schaffung eines Gefühls der Unzufriedenheit, während alle Bedürfnisse befriedigt werden könnten (…): dahin führt die kapitalistische Produktionsweise in ihrer mildesten, blühendsten, idealsten Gestalt.«[332] Diese Erkenntnis, dass der Kapitalismus durch sich selbst an einen Punkt gelangt, an dem seine eigene Logik zunehmend in Widerspruch gerät zu einer sinnvollen und humanen Weiterentwicklung von Wirtschaft und Gesellschaft, bedarf nun nur noch der präzisen und pünktlichen Formulierung, um zugleich die Richtung des möglichen Auswegs aufscheinen zu lassen: Wenn durch die Wachstumslogik Probleme entstehen, dann ist *sie selbst* das Problem, als dessen Lösung sie sich immer ausgibt!

Da die skizzierten mannigfaltigen Probleme und Absurditäten ihren Grund also in der Wachstumslogik selbst haben, führt von der Sache her kein Weg daran vorbei, dass die Wachstumslogik als Organisations- und Funktionsprinzip der Wirtschaft überwunden werden muss, um die befreienden Möglichkeiten, die sich objektiv bieten, auch ergreifen zu können. Dazu muss man sich erneut auf den eigentlichen Zweck des Wirtschaftens besinnen und von ihm her das neue Prinzip bestimmen: Demgemäß verlangt die sinnvolle Reorganisation der Wirtschaft, die in der Tat die wachstumslo-

331 Altvater (wie Anm. 13), S. 86.
332 Mandel (wie Anm. 14), S. 237f.

gischen Aporien hinter sich zu lassen vermag, die Ersetzung der herrschenden Profitlogik durch die *Logik der Bedürfnisbefriedigung*. So einfach und naheliegend diese Schlussfolgerung auch klingt, ihre Umsetzung bedeutet doch eine ganz *neue Qualität* des ökonomischen und sozialen Lebens. Werden die Produktion und die Dienstleistungen, die erbracht werden müssen, am *Bedarf* der Menschen ausgerichtet, dann verschwindet nämlich die für den Kapitalismus typische Tendenz der Verselbständigung der Wirtschaft, dann verschwindet die für den Kapitalismus typische Tendenz der Produktion um der Produktion willen, denn durch die Orientierung am Bedarf folgt die Wirtschaft nicht mehr ihrer eigenen (Profit-)Logik, der sich die Menschen nolens volens unterordnen und anpassen müssen. Anstatt auch weiterhin nur auf die Eigendynamik des anonymen Marktes reagieren zu können, werden die Menschen so selbst die *Herren* des Produktionsprozesses. Damit hört dann das Wachstum auf, die magische Bezugsgröße des Wirtschaftens zu sein, es ist nun weder *an sich* gut noch *an sich* notwendig. Verschwindet derart die Absurdität des Wachstums um des Wachstums willen, eröffnet sich endlich die Möglichkeit, mit dem erreichten materiellen Reichtum rational umzugehen: Dieser dient nun unmittelbar und ausschließlich der Befriedigung der Bedürfnisse und nicht mehr primär der Kapitalverwertung.

Mit der Überwindung der rastlosen Jagd nach Profit und der Überwindung der entsprechenden Dominanz ökonomischer Interessen wird der Wirtschaftsprozess wieder zurückgenommen in das Streben der Menschen nach einem sinnvollen Leben.[333] In diesem Streben findet daher das Wirtschaften fortan sein *Maß*, so dass es vorbei ist mit der für die Kapitalakkumulation charakteristischen Maßlosigkeit, die letztlich nur im Tohuwabohu enden kann.[334] Es wurde im ersten Teil dieses Büchleins bereits ausgeführt, dass das Streben nach materiellem Reichtum kein rechter Lebensinhalt ist, um ein sinnvolles und wirklich erfülltes Leben zu führen. Für ein solches Leben hatte sich das Wirtschaften zwar als notwendige, aber keineswegs hinreichende Bedingung erwiesen. Genau in diesem Sinne erlaubt nun die Bedürfnislogik, die entsprechende Grenze zu ziehen und die Wirtschaft in ihre Schranken zu weisen. Derart gibt es dann gar keine Notwendigkeit mehr für weiteres Wachstum, sobald die Produktion ein Niveau erreicht hat, auf dem sowohl ein materiell angenehmes Leben möglich ist als auch die materiellen Voraussetzungen für

333 Zur vorherrschenden Grenzziehung zwischen Wirtschaft und Gesellschaft vgl. Ringger, B.: Die demokratische Bedarfswirtschaft, in: ders. (Hg.): *Zukunft der Demokratie,* Zürich 2008, S. 51f., 68.

334 Vgl. Altvater (wie Anm. 13), S. 212.

kulturelle und soziale Aktivitäten vorhanden sind. Damit kann jetzt auch das Wirtschaften wieder seinen eigentlichen Zweck erfüllen, ohne dass es gerade dadurch zur Krise kommt. Wenn der Bedarf erst einmal gedeckt ist und die Menschen daher – wenigstens im Moment – nicht mehr brauchen und haben wollen, dann ist das unter der Voraussetzung der Bedürfnislogik nicht nur kein ökonomisches Problem mehr, sondern genau genommen sogar gut und wünschenswert. Die heute so berüchtigte und gefürchtete »Konsumzurückhaltung« bedeutet doch in der Tat nichts anderes, als dass der Umfang der Produktion endlich begrenzt werden kann, wodurch zum einen weniger natürliche Ressourcen verbraucht werden müssen – was aus ökologischer Sicht sowieso ein Gebot der Stunde ist – und zum anderen weniger Arbeit verrichtet werden muss, so dass den Menschen mehr freie Zeit bleibt, um ihren individuellen Interessen nachgehen zu können.[335]

Wie sich ja unter diesen Bedingungen überhaupt der Maßstab des materiellen Reichtums verändert: Während in der verallgemeinerten Warenwirtschaft der Wert und also die Menge der unmittelbar geleisteten Arbeit den Maßstab des Reichtums bilden, ist in der am Bedarf orientierten Wirtschaft, in der die Arbeit nur noch der Produktion von Gebrauchswerten dient, gerade die Menge der *frei gewordenen Zeit* der entsprechende Maßstab: »Es ist dann keineswegs mehr die Arbeitszeit, sondern die *disposable time* (die frei verfügbare Zeit, P. R.) das Maß des Reichtums.«[336] Mit anderen Worten: Die Gesellschaft ist umso reicher, je weniger Arbeit nötig ist, um das erreichte Niveau der Wirtschaft aufrechtzuerhalten und so den materiellen Wohlstand zu sichern. Die Minimierung der nötigen Arbeitszeit entspricht der oben genannten Entwicklung der Tätigkeit des Menschen von der Arbeit zur *Praxis* und bildet daher ein zentrales Motiv der weiteren Gestaltung der Wirtschaft. Deshalb wird jetzt auch die Steigerung der Arbeitsproduktivität bewusst zur allgemeinen Reduzierung der Arbeitszeiten genutzt, indem eben die weniger werdende Arbeit nun tatsächlich gleichmäßig verteilt wird, wobei sich gegenüber der Kapitallogik ganz neue Möglichkeiten bieten, die Produktivität durch den Einsatz von Maschinen zu erhöhen: »Damit eine Maschine von einem kapitalistischen Unternehmen gekauft wird, muss sie menschliche Arbeit einsparen und zugleich einen Profit abwerfen; sie muss ›labour-saving‹ (arbeitssparend) und ›profit increasing‹ (gewinnsteigernd) sein. Wenn die Maschine genau so-

335 Hier zeigt sich noch einmal: Entgegen der herrschenden Meinung ist das eigentliche Problem heute nicht die Konsumzurückhaltung, sondern der in der Akkumulationslogik gründende *Zwang zum Verkauf*. Wer das einmal durchschaut hat, dem bereiten die offiziellen Krisendiagnosen und Therapievorschläge fast schon körperliche Schmerzen!

336 Marx (wie Anm. 103), S. 596; s. a. S. 592f., 599.

viel kostet, wie Lohn eingespart wird, dann wird sie zweifellos nicht gekauft – trotz der Tatsache, dass sie in diesem Fall … eine beträchtliche *(Arbeits-) Zeit-Ersparnis für die Gesellschaft als Ganze* bedeutet.«[337] Das Ziel ist so die weitgehende Automation der Produktion und damit im ökonomischen Sinne ein Leben im Überfluss, also ein Leben, in dem einem die Mühen, die man zur Sicherung des Lebensunterhalts bisher auf sich nehmen muss, zunehmend erspart bleiben.[338]

Der Sinn und die Möglichkeiten einer am Bedarf ausgerichteten Wirtschaft dürften damit hinreichend klar geworden sein. Doch was bedeutet die Umsetzung dieser Orientierung für die Organisation der Wirtschaft? Der Übergang von der Profit- zur Bedürfnislogik stellt einen Paradigmenwechsel dar, der ökonomisch eine *Umkehrung* der bisherigen Perspektive verlangt, so dass nicht mehr die betriebswirtschaftliche Rentabilität die normative Richtschnur des Wirtschaftens bildet, sondern der volkswirtschaftliche und *gesamtgesellschaftliche Nutzen*. Das wiederum setzt offenkundig voraus, dass die Unternehmen nicht mehr ohne Rücksicht aufeinander oder sogar gegeneinander agieren, sondern *kooperieren*, dass also an die Stelle der Konkurrenz zwischen den einzelnen Wirtschaftseinheiten eine solidarische *Assoziation* der Produzenten tritt.[339]

Der Witz dieser Assoziation ist, dass die – angesichts der heutigen (nationalen und internationalen) Verflechtung des Wirtschaftsprozesses – notwendige Koordination aller ökonomischen Aktivitäten nicht mehr dem spontanen Spiel des Marktes überlassen bleibt, sondern im Interesse der allgemeinen Bedürfnisbefriedigung unter die *gemeinsame und bewusste Kontrolle* der Menschen gestellt wird. Diese Koordination erfolgt dann *prinzipiell* in der Weise, dass man auf demokratischem Wege zunächst die Parameter des ökonomischen Gesamtbedarfs ermittelt und sich über die Prioritäten, die man setzen will, verständigt.[340] Dabei wird sich das anvisierte Güterangebot in

337 Mandel (wie Anm. 14), S. 160f., s. a. ders. (wie Anm. 53), S. 781. – Eine weitere Arbeitszeit-Ersparnis ergibt sich unter anderem auch dadurch, dass so mancher Arbeitszweig mehr oder weniger wegfällt, man denke etwa an die Werbebranche oder die Rüstungsindustrie!

338 »Er (der Arbeiter, P. R.) tritt neben den Produktionsprozess, statt sein Hauptagent zu sein«, Marx (wie Anm. 103), S. 593. Zum Begriff des Überflusses vgl. Mandel, E.: *Macht und Geld,* Köln 2000, S. 213ff.

339 Vgl. Mandel (wie Anm. 9), S. 21.

340 Zur ausführlichen Darstellung des Planungsprozesses, von dem im vorliegenden Kontext nur die prinzipielle Struktur skizziert wird, vgl. Mandel (wie Anm. 53), S. 764ff., ders. (wie Anm. 338), S. 210ff., 216f., 220ff. und Ringger (wie Anm. 333), S. 79ff. – Der Prozess der Bestandsaufnahme sollte übrigens durch die modernen

bezeichnender Weise vom kapitalistisch erzeugten Warenkorb unterscheiden, da die mit dem privaten Profitstreben zusammenhängenden Verzerrungen und Verwerfungen wegfallen; so wird es z. B. nicht mehr dazu kommen, dass die Produktion von Luxusgütern forciert wird, während es gleichzeitig vielen anderen am Nötigsten mangelt. »Die kapitalistische Wirtschaft drückt sich demnach auch in dem aus, was nicht produziert wird. So wird zum Beispiel viel zu wenig in die Entwicklung von Medikamenten zur Bekämpfung von Tropenkrankheiten investiert, weil die Krankheitsbetroffenen meist zu den armen Schichten der Weltbevölkerung gehören und über keine nennenswerte Kaufkraft verfügen.«[341] Nachdem man also in einem ersten Schritt den Bedarf festgestellt hat und damit weiß, was man braucht, werden dann in einem zweiten Schritt die vorhandenen Mittel und die zur Verfügung stehende Gesamtarbeit diesem Bedarf entsprechend auf die verschiedenen Produktionszweige und Dienstleistungsarten verteilt.

Dergestalt lassen sich endlich die für den Kapitalismus typischen Diskrepanzen und Disproportionalitäten – also die spezifisch kapitalistischen Krisen – vermeiden; darüber hinaus machen sich die Vorteile der gesamtgesellschaftlichen Perspektive naturgemäß auch und gerade in dem Bereich bemerkbar, der von Haus aus – bei gewissenhafter Erfüllung der Aufgaben – für das Prinzip der privaten Gewinnmaximierung ungeeignet ist und daher im Rahmen staatlicher Aufgaben schon heute weitgehend nach dem Bedarfsprinzip – also nach dem Grundsatz der Kostendeckung, gegebenenfalls sogar nur nach dem der Verlustminimierung – organisiert ist, nämlich im ganzen Bereich der sozialen Dienste (Gesundheitsversorgung, Kinder- und Altenbetreuung, Bildungswesen usw.), die unter kapitalistischen Verhältnissen im Hinblick auf ihren Umfang und ihre Intensität natürlich permanent unter Rechtfertigungsdruck stehen und relativ zu kurz kommen.[342]

Der genannte Planungsprozess ist nun als solcher durchaus nichts völlig Unerhörtes: Er findet heute schon nicht nur im Bereich der staatlichen Bürokratie statt, sondern in ähnlicher Form auch in jedem Unternehmen.

Informations- und Kommunikationstechniken (Internet etc.) kein übermäßig großes Problem darstellen, vgl. Ringger (wie Anm. 333), S. 76, 79f., 82. – Derart würde sich dann in der Tat Bill Gates' Vision bewahrheiten, dass das Internet dazu beitragen kann, dass »wir in eine neue Wirtschaftswelt eintreten« (Gates, wie Anm. 110, S. 253), wobei er sich diese Welt selbstverständlich als »reibungslosen Kapitalismus« (S. 252) vorstellt … Der aufmerksame Leser wird natürlich sofort bemerken, dass es sich bei »reibungslosem Kapitalismus« um eine Contradictio in adjecto handelt.

341 Ringger (wie Anm. 333), S. 80; s. a. S. 66.

342 Vgl. zur Überlegenheit der gesamtgesellschaftlichen Perspektive auch Mandel (wie Anm. 53), S. 806f.

Gerade der für den Spätkapitalismus kennzeichnende Zwang zur Beschleunigung der technologischen Erneuerung erfordert eine immer genauere Planung innerhalb der Unternehmen, vor allem der Großkonzerne.[343]

Doch es gibt eben einen gravierenden Unterschied: Trotz noch so exakter und präziser Planung können die Unternehmen nicht wissen, ob sie ihre Produkte auch tatsächlich verkaufen können, da sich unter der Bedingung der Konkurrenz eben erst a posteriori herausstellt, welche Arbeit wirklich gesellschaftlich notwendig war. Im Hinblick auf ökonomische Planung eignet daher der Rationalität des Kapitalismus der widerspruchsvolle Charakter einer Kombination von *Teilrationalität* und *Gesamtirrationalität*: »Man kann diesen Widerspruch so ausdrücken, dass die auf der Basis ›rationaler Berechnungen‹ getroffenen mikro-ökonomischen Unternehmerdispositionen zu makro-ökonomischen Ergebnissen führen, die diese Dispositionen umstoßen. Jeder Investitionsboom hat Überkapazitäten und Überproduktion zur Folge. Jede beschleunigte Akkumulation des Kapitals mündet in der schließlichen Entwertung von Kapital. Jeder Versuch eines Unternehmers, ›seine‹ Profitrate durch Herabdrücken der Herstellungskosten zu erhöhen, führt am Ende zu einer Senkung der Durchschnittsprofitrate. Wenn man die Wirtschaftsrationalität letzten Endes als Ökonomie der Arbeitszeit – als Einsparung menschlicher Arbeit – begreift, so kann man den Widerspruch zwischen Teilrationalität und Gesamtirrationalität auch darin entdecken, dass der auf Betriebs- und Konzernebene sich äußernde Zwang zur maximalen Einsparung menschlicher Arbeit im gesamtgesellschaftlichen Rahmen zu einer zunehmenden Vergeudung eben dieser menschlichen Arbeit führt.«[344] Es liegt in der Logik der Bedürfnisbefriedigung und der ihr entsprechenden gesamtgesellschaftlichen Perspektive, eben diesen Widerspruch aufzuheben und die Wirtschaft schließlich so zu organisieren, »dass der vergesellschaftete Mensch, die assoziierten Produzenten, diesen ihren Stoffwechsel mit der Natur rationell regeln, unter ihre gemeinschaftliche Kontrolle bringen, statt von ihm als von einer blinden Macht beherrscht zu werden; ihn mit dem geringsten Kraftaufwand und unter den ihrer menschlichen Natur würdigsten und adäquatesten Bedingungen vollziehn.«[345]

Doch was heißt diese ökonomische Umwälzung *politisch*?

343 Vgl. Mandel (wie Anm. 46), S. 205ff.
344 Ebd., S. 453f., s. a. S. 228f., s. a. Mandel (wie Anm. 338), S. 234f.
345 Marx (wie Anm. 29), S. 828.

3.2. Systemfragen

Das Nachdenken über eine Form der Wirtschaft, die es erlaubt, das befreiende Potential des vorhandenen materiellen Reichtums wirklich auszuschöpfen, läuft letztlich unweigerlich auf die Gretchenfrage hinaus: Ist die in den Blick genommene Veränderung vereinbar mit den Eckpfeilern der kapitalistischen Wirtschaftsweise? Ist eine entsprechende Reformation auf dem Boden der bestehenden Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung möglich, also auf dem Boden der bestehenden kapitalistischen Eigentumsverhältnisse? Da diese Frage auch politisch von entscheidender Bedeutung ist, muss sie an dieser Stelle ausdrücklich gestellt werden.

Die Umstellung auf die Bedürfnislogik bedeutet, dass nicht mehr der (Tausch-) Wert (sprich: der Profit) den Maßstab und die regulierende Mitte des Wirtschaftens bildet, sondern der *Gebrauchswert*, denn es geht jetzt ja nicht mehr um die Rentabilität der einzelnen Unternehmen, sondern um den *Nutzen* der Produktion für die Gesellschaft insgesamt. Nun gibt es zwar kein Ding, das einen Wert hat, ohne gleichzeitig einen Gebrauchswert zu haben, es gibt aber umgekehrt sehr wohl Dinge, die einen Gebrauchswert haben, aber keinen Wert, nämlich dann, wenn diese Dinge nicht für den Verkauf bestimmt sind, sondern einfach nach dem Bedarf verteilt werden, was möglich wird, sobald die Gesellschaft reich genug ist, um allen Menschen die notwendigen Güter zur Verfügung zu stellen. Unter diesen Umständen kann es also zum Verschwinden des Werts kommen, mit anderen Worten: Die auf dem Gebrauchswert beruhende Wirtschaft führt ihrer ganzen Logik nach schließlich zum *Absterben der Warenwirtschaft*: »Die auf der Bedarfsdeckung fußende Wirtschaft drängt in dem Maße die Warenwirtschaft zurück, wie sie diese Bedürfnisse *von vornherein* befriedigt, wie sie die Verteilung *unabhängig von einer genau bemessenen Gegenleistung (Tausch!)* seitens des Einzelnen vornimmt.«[346] Das Ende der Warenwirtschaft bedeutet dann logischerweise auch die Überwindung des Lohnsystems, da an die Stelle der Geldentlohnung nach und nach die Vergütung der Arbeit durch den freien Zugang zu allen notwendigen Gütern tritt.[347] Wenn es nun auch klar ist, dass der Wert und damit die Warenwirtschaft – diese »Wirtschaft der Halbknappheit«[348] – erst dann vollständig verschwinden können, wenn in der Gesellschaft ein *Überfluss* an den notwendigen Gütern herrscht, so wird doch gleich mit dem Übergang

346 Mandel (wie Anm. 53), S. 833f., s. a. S. 715ff. Vgl. dazu insgesamt ebd., S. 829ff.
347 Mandel (wie Anm. 147), S. 165.
348 Mandel (wie Anm. 53), S. 846.

zur Bedürfnislogik durch die bewusste und planvolle Koordination aller Wirtschaftsaktivitäten die Herrschaft des Wertgesetzes aufgehoben.[349]

Angesichts dieser Entwicklungsrichtung handelt es sich ganz offensichtlich bei der Frage, ob sich denn die skizzierte Entwicklung mit einer kapitalistischen Grundordnung kombinieren lasse, genau genommen und eigentlich wohl nur noch um eine rhetorische Frage. Der Kapitalismus ist ja gerade verallgemeinerte Warenwirtschaft. Sein Herzstück bildet die private Verfügungsgewalt über die gesellschaftlichen Produktionsmittel (»freies Unternehmertum«). Diese private Kommandogewalt wiederum geht notwendig einher mit dem Konkurrenzsystem, welches seinerseits unvermeidlich den Profit- und Akkumulationszwang bei sich führt. Das aber bedeutet nichts anderes als die spezifisch kapitalistische Form der Herrschaft des Wertgesetzes; die Bewegung der Profitrate ist und bleibt damit das entscheidende Regulierungs- und Koordinierungsprinzip, welches den konkreten Verlauf der Wirtschaftsentwicklung bestimmt. Wie die oben dargestellte Entwicklung gezeigt hat, kann auch die sogenannte »soziale Marktwirtschaft« diese fundamentalen Strukturen und die diesen Strukturen entsprechenden Zwänge letztlich nicht außer Kraft setzen, so dass also die Hintansetzung des Gebrauchswertes zugunsten der Dominanz des bloß quantitativen (Tausch-) Werts bestehenbleibt: »Gebrauchswert selber kommt einzig als vorgelogenes Klischee in der Reklame vor.«[350] Doch es war ja gerade diese Logik, die sich als unfähig erwiesen hat, mit dem durch sie selbst hervorgebrachten Reichtum sinnvoll umzugehen; es war ja gerade diese Logik, die sich als Ursache der mannigfaltigen Krisenerscheinungen herauskristallisiert hat. Hier, bei der Gegenüberstellung von Profit- und Bedürfnislogik, gilt also tatsächlich nur das – so häufig unangemessene – *Entweder-Oder*: »Die Wirtschaft kann nicht gleichzeitig nach den Gesetzen der Konkurrenz der Kapitalien und dem Akkumulationszwang, der ihr entspringt, *und* nach den qualitativ unterschiedlichen Gesetzen der Bedürfnisbefriedigung funktionieren.«[351]

349 »Nur in der einfachen Warenproduktion gilt das Wertgesetz in ›reiner‹ Form. In der kapitalistischen Gesellschaft wirkt das Wertgesetz über den Profit, den Zu- und Abfluss von Kapital in die Sektoren mit der höchsten Profitrate, den Ausgleich der Profitrate und die Bildung der Produktionspreise. In der Wirtschaft der Übergangsperiode wirkt es über den Plan. Die Preise werden Planungsinstrumente zur Aufteilung des Volkseinkommens in produktiven und unproduktiven Konsum, zur Verteilung der Investitionen auf die verschiedenen Zweige der Wirtschaft usw.«, Mandel (wie Anm. 53), S. 720; s. a. S. 808.

350 Bloch (wie Anm. 84), S. 154.

351 Mandel (wie Anm. 46), S. 494 Fn. 73; vgl. ders. (wie Anm. 53), S. 687. – Wegen des herrschenden Missverständnisses sei hier noch einmal eigens darauf hingewiesen: Markt

Es führt somit in diesem Fall kein Weg vorbei an der Entscheidung: entweder Kapitalismus oder Bedarfswirtschaft, oder wie immer man das Kind auch nennen möchte: »demokratische Bedarfswirtschaft«[352], »solidarische Ökonomie«[353] oder »System frei assoziierter Produzenten«[354], wobei die letzte Bezeichnung die klassische Definition des *Sozialismus* bildet. So oder so, es ist auf jeden Fall sowohl theoretisch als auch praktisch völlig illusorisch anzunehmen, man könne durch staatliche Interventionen die Krisenhaftigkeit und die Widersprüche der ökonomischen und sozialen Entwicklung aufheben, ohne den Kapitalismus selbst anzutasten;[355] die zentralen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Probleme lassen sich eben nicht lösen, wenn man sich in seinen Maßnahmen nur auf die Ebene der Symptome beschränkt und lediglich versucht, unangenehme Wirkungen zu bekämpfen, ohne ihre Ursache zu beheben. »Die allenthalben grassierende, alle möglichen Versatzstücke vermengende Religion eines marktwirtschaftlich-demokratischen ›Pragmatismus‹ wirkt angesichts der realen Lage wie der Versuch, auf Aids mit Klosterfrau Melissengeist oder auf die Explosion eines Atomreaktors mit einem Löschzug der freiwilligen Feuerwehr zu reagieren.«[356]

Dabei fällt auf, dass selbst viele »linke« Kritiker dieser Illusion erliegen und ihre Kritik nur auf sogenannte Auswüchse des Kapitalismus beziehen, ansonsten aber fröhlich weiterhin von der grundsätzlichen Notwendigkeit des Marktes und der Marktwirtschaft faseln, ohne den *inneren Zusammenhang* zwischen diesen Auswüchsen und der Logik der Marktwirtschaft und damit eben die strukturelle Unvermeidlichkeit dieser Auswüchse unter kapitalisti-

und Plan sind nicht zwei (zweck-) neutrale Koordinationsprinzipien, die sich nur technisch voneinander unterscheiden, sondern gehen einher mit zwei völlig verschiedenen, ja gegensätzlichen Zweckorientierungen: der *Profit*logik einerseits, der *Bedürfnis*logik andererseits. Diese Erkenntnis übersteigt natürlich den Horizont der bloß instrumentellen Vernunft.

352 Ringger (wie Anm. 333), S. 49.

353 Altvater (wie Anm. 13), S. 203.

354 Mandel (wie Anm. 338), S. 222.

355 Den Prototyp dieser reformistischen Illusion bildet gewissermaßen die Reaktion Hegels auf die – immerhin zutreffend erkannten (!) – Widersprüche der bürgerlichen Gesellschaft, an deren Fortbestand Hegel festgehalten hat: »Die Verworrenheit dieses Zustandes kann zu seiner Harmonie nur durch den ihn gewältigenden Staat kommen«, Hegel (wie Anm. 257), §185 Zusatz (S. 343). – Vgl. zur Kritik dieser Position Marx, K.: Zur Kritik der Hegel'schen Rechtsphilosophie (1843), in: Marx-Engels-Werke (MEW), Bd. 1, 15. Aufl., Berlin 1988, S. 279, 295.

356 Kurz (wie Anm. 106), S. 17. – In diesem Sinne bemerkt Erich Fromm (wie Anm. 33, S. 192): »Das ›utopische‹ Ziel ist realistischer als der ›Realismus‹ unserer heutigen Politiker.«

schen Bedingungen zu durchschauen.[357] Bei diesen Kritikern handelt es sich sozusagen um »Leute, die den Kapitalismus vor dem Neoliberalismus retten wollen.«[358] Das wirklich deprimierende Resultat dieser Art von Kritik ist die Verbreitung und Festigung der verhängnisvollen ideologischen Vorstellung, es gebe zum Kapitalismus keine Alternative. Bei dieser vermeintlichen Alternativlosigkeit darf man sich dann natürlich auch nicht über die vielzitierte Politikverdrossenheit der Bürger wundern, denn wenn sich grundsätzlich sowieso nichts am (schlechten) Lauf der Dinge ändern lässt, wenn alles sowieso irgendwie darauf hinausläuft, dass sich »die da oben« mit ihren Interessen durchsetzen und der »kleine Mann« das Nachsehen hat, dann ist es nur allzu verständlich, wenn der Ärger und die Wut über die mit schöner Regelmäßigkeit gebrochenen Wahlversprechen der Politiker schließlich in politische Resignation übergehen.[359]

Es liegt in der Logik der Alternativlosigkeit, dass man sich die Lösung der Probleme im Grunde nur von technischen Innovationen verspricht. Dass dieses Versprechen nicht aufgeht, ist klar: »Rein technische Fortschrittsbilder haben so jederzeit den Fortschritt zu billig, zu gradlinig erscheinen lassen; so wie sie heute, isoliert dargeboten und mit weggelassener sozialer Veränderung, Täuschungen oder Betrugsmittel sind.«[360] Das Hauptproblem des Kapitalismus ist nämlich nicht technischer, sondern *sozialer* Natur: Die enorme Entwicklung der Wirtschaft, die im Rahmen der kapitalistischen

357 Vgl. z. B. die Antwort Daniel Cohn-Bendits auf die Frage, warum er bei Attac eingetreten sei: »Weil ich die Forderung nach einer Regulierung des Weltmarktes für richtig halte. Und ich finde, diese Forderung kann man vertreten und trotzdem gleichzeitig klarmachen, dass man für den Markt ist und gegen die traditionelle sozialistische Ideologie einer wie auch immer gearteten Planwirtschaft«, in: Grefe, C. /Greffrath, M. /Schumann, H.: attac, Reinbek bei Hamburg 2003, S. 210. – Von ihrer Struktur her handelt es sich bei dieser Argumentation im Grunde um die Wiederholung der Imperialismuskritik à la Karl Kautsky, der seinerzeit (Anfang des 20. Jahrhunderts) auch meinte, man könne den Imperialismus ernsthaft kritisieren und gleichzeitig die Grundlagen des Kapitalismus unbehelligt lassen, vgl. dazu kritisch Lenin (wie Anm. 228), S. 526ff., 546ff.

358 Eberle/Schäppi (wie Anm. 296), S. 98.

359 Vgl. McChesney, R. W.: Einleitung, in: Chomsky, N.: *Profit over People.* Neoliberalismus und globale Weltordnung, 9. Aufl., Hamburg/Wien 2004, S. 10f. – Im Rahmen des bürgerlichen Staates haben übrigens die Nichteinhaltung von Wahlversprechen und die entsprechende Enttäuschung der Wähler quasi institutionellen Charakter, denn um Wählerstimmen zu fangen, kommen die Parteien einerseits nicht umhin, auf die Bedürfnisse des Volks einzugehen, um dann aber regieren zu können, müssen sie sich andererseits wieder den Zwängen der kapitalistischen Verhältnisse anpassen.

360 Bloch (wie Anm. 97), S. 553 (Bd. 2).

Verhältnisse stattgefunden hat, hat eben einen Punkt erreicht, an dem die vorhandene Wirtschaftskraft offenkundig nicht mehr recht mit der kapitalistischen Hülle, unter der sie sich entfaltet hat, zusammenpasst. Das, was den Zustand der kapitalistischen Gesellschaften heute charakterisiert, ist genau das, was Marx in seiner berühmten Dialektik von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen auf den Punkt gebracht hat: »In der Entwicklung der Produktivkräfte tritt eine Stufe ein, auf welcher Produktionskräfte und Verkehrsmittel hervorgerufen werden, welche unter den bestehenden Verhältnissen nur Unheil anrichten, welche keine Produktionskräfte mehr sind, sondern Destruktionskräfte«.[361] Besser und präziser kann man es nicht sagen.

Wenn sich nun also die vorhandenen Produktionskräfte unter den bestehenden gesellschaftlichen Verhältnissen in Destruktionskräfte verwandeln – und das Phänomen der *Permanenz der Krise*, also der strukturellen Krise, ist das eindeutige Anzeichen dieser Konstellation –, dann müssen eben diese Verhältnisse verändert werden, dann ergibt sich eben strukturell die Notwendigkeit einer Umwälzung dieser Verhältnisse, d.h. wörtlich: die Notwendigkeit »sozialer Revolution«.[362] Dabei zeigt die Entwicklung des Kapitalismus selbst die Richtung an, in der sich die sozialen Veränderungen bewegen müssen: Die wachsende *objektive Vergesellschaftung* des Produktionsprozesses, an deren Realität wohl spätestens im Zeitalter der Globalisierung kein Zweifel mehr besteht, erweist sich als immer weniger vereinbar mit der *privaten*, kapitalistischen Form der Aneignung und Kontrolle dieses Prozesses.[363] Das ist ja der Grund, warum sowohl die Notwendigkeit staatlicher Eingriffe in die Wirtschaft als auch der Umfang dieser Eingriffe immer weiter zunehmen, wovon nicht nur die in Krisenzeiten geschnürten staatlichen Rettungspakete ein beredtes Zeugnis ablegen. Allerdings bezwecken diese Eingriffe heute natürlich nicht die Überwindung des Kapitalismus, sondern gerade seine Stützung. Das Kennzeichen dieser eigentümlichen Mischung aus privatkapitalistischer und gesellschaftlicher Logik hat seinerzeit schon Marx im

361 Marx (wie Anm. 14), S. 69; vgl. ders. (wie Anm. 177), S. 29.

362 Marx, K.: Kritik der politischen Ökonomie, in: Marx-Engels-Werke (MEW), Bd. 13, Berlin 1964, S. 9.

363 Vgl. Mandel (wie Anm. 14), S201ff., Marx (wie Anm. 16), S. 789ff. – Dazu Ernst Bloch: »Die Unangemessenheit der längst gesellschaftlich gewordenen Produktivkräfte zu ihrer privatkapitalistischen Aneignungsform: dieser Grundwiderspruch in der entwickelten kapitalistischen Gesellschaft kann durch hektische Konjunkturen zwischen den Krisen und durch Quacksalber-Theorien zwar ephemer verdeckt werden, aber er bleibt«, Bloch (wie Anm. 97), S. 1621 (Bd. 3).

Blick auf die Aktiengesellschaften (mit ihrer Verwandlung von Privat- in Gesellschaftskapital) formuliert: »Es ist dies die Aufhebung der kapitalistischen Produktionsweise *innerhalb* der kapitalistischen Produktionsweise selbst«,[364] wodurch sich offensichtlich die grundlegenden Widersprüche dieser Produktionsweise, allen voran der Gegensatz zwischen Gebrauchswert und Tauschwert, nicht beseitigen lassen.[365]

Die notwendige Veränderung der Verhältnisse kann also nur darin bestehen, den gesellschaftlichen Charakter der Produktion bewusst anzuerkennen, indem man diesen Prozess auch unter gesellschaftliche Leitung und Kontrolle stellt. Das wiederum heißt nichts anderes als die Überführung der gesellschaftlichen Produktions- und Verkehrsmittel, der Handelskonzerne, der Banken und Finanzinstitute in gemeinschaftliches Eigentum, denn nur so ist – abgesichert durch das Außenhandelsmonopol – die bewusste und planvolle Gestaltung der Wirtschaft im Interesse der Menschen und durch die Menschen selbst möglich.[366] Dabei kommt es darauf an, die kapitalistische Leitung tatsächlich und effektiv durch die *Selbstverwaltung der Produzenten* zu ersetzen. Aufgrund der historischen Erfahrung lässt sich sagen, dass die institutionellen Organe dieser Selbstverwaltung Komitees oder Räte sind, die in allen Bereichen des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens von den Menschen gegründet werden, wobei diese Räte und ihre organisatorische Vernetzung und Koordination zugleich das Rückgrat bilden für den Aufbau und die Gliederung der politischen Demokratie, die sich dementsprechend in einem pyramidenartigen Rätesystem manifestiert, welches auf verfassungsmäßig garantierten Grundrechten, politischem Pluralismus und allgemeinem Wahlrecht beruht.[367] Nach dem Prinzip der Selbstverwaltung, dass die von einer bestimmten Entscheidung Betroffenen diese Entscheidung möglichst auch selbst treffen, wird es in diesem Rätesystem insgesamt zu einer weitgehenden Dezentralisierung der Entscheidungsgewalt kommen. Auf diese Weise können die Menschen endlich wirklich selbst entscheiden, wo es in Wirtschaft und Gesellschaft langgeht. Damit stellt das Rätesystem eine echte Ausweitung und Belebung der Demokratie dar; und diese Belebung des demokratischen Prozesses ist das beste Mittel zur Überwindung der Politikverdrossenheit und

364 Marx (wie Anm. 29), S. 454; s. a. S. 452.

365 Vgl. Mandel (wie Anm. 46), S. 316, 459ff.

366 Vgl. Ligue Communiste: *Der Sozialismus, den wir wollen,* Westberlin 1974, S. 54ff., 190ff.

367 Vgl. dazu insgesamt Mandel, E. (Hg.): *Arbeiterkontrolle, Arbeiterräte, Arbeiterselbstverwaltung.* Eine Anthologie, Frankfurt a. M. 1971 sowie Thesen der IV. Internationale (1985): Für Rätedemokratie und Arbeiterselbstverwaltung, Frankfurt a. M. 1985.

zur Anregung der Eigeninitiative und Selbsttätigkeit der Menschen, wobei diese Selbsttätigkeit ihrerseits auch das einzige wirksame Mittel bildet gegen die Gefahr der Herausbildung einer – das politische Leben wieder erstickenden – Bürokratenschicht.[368]

Angesichts dieses sozialen Umbaus gibt es allerdings noch ein kleines Problem, das an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben darf, nämlich das Problem, in welcher Form der Übergang zur neuen Organisationsweise stattfinden wird, konkret: Sind die anvisierten Veränderungen auf *friedlichem Wege* möglich? Nun, theoretisch spricht nichts dagegen! Wenn sich die Menschen davon überzeugt haben, dass diese Entwicklung in ihrem Interesse liegt, und wenn sie sich demgemäß für diesen Übergang entscheiden, dann handelt es sich ja eigentlich nur um einen ganz normalen demokratischen Entscheidungs- und Gestaltungsprozess, in dem an sich keiner Fliege ein Haar gekrümmt werden muss. Allerdings ist dieser Prozess doch mit einer gravierenden Zäsur verbunden: »Die Stunde des kapitalistischen Privateigentums schlägt«;[369] und genau hier liegt natürlich das Problem. Der Kapitalismus ist ja keine Theorie, die man bloß zu widerlegen braucht, und schon wirken alle einmütig an seiner Überwindung mit, sondern eine Klassengesellschaft, in der es der herrschenden Klasse nicht um allgemeine humanistische Werte und demokratische Prinzipien geht, sondern um ihre eigenen handfesten Interessen und Privilegien, deren materielle Basis eben das Recht auf Privateigentum an den Produktionsmitteln ist, also die Freiheit der privaten Verfügungsgewalt über den gesellschaftlichen Produktionsprozess. An diesem Punkt hört denn auch für die Herrschenden der Spass auf, denn »alles darfst du bei ihnen tun, … alles, nur eines nicht: Nicht die Geschäfte stören, den Ernst des Lebens, der da ist: Geld verdienen mit dem Schweiß der andern; regieren auf dem geduldigen Rücken der andern; leben vom Mark der andern.«[370] Wenn es um den Erhalt des Privateigentums geht, dann sind die Freunde der freien Marktwirtschaft leider durchaus humorlos und so brutal, dass sie sich nötigenfalls mit dem Teufel selbst verbünden, um die Freiheit – Pardon: *ihre* Freiheit – zu verteidigen.

368 Vgl. Mandel (wie Anm. 338), S. 16 und Ringger (wie Anm. 333), S. 86. – Durch die Demokratisierung des ökonomischen Bereichs und die – dadurch erst mögliche – vollständige Realisierung der politischen Demokratie handelt es sich bei einem solchen Rätesystem dann in der Tat und im wahrsten Sinne des Wortes um eine »freiheitliche demokratische Grundordnung« (diese Formulierung stammt aus dem »Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland« [Artikel 18 et al.]; zur Bedeutung dieser Formulierung im Sinne des Grundgesetzes vgl. Hesselberger, D.: *Das Grundgesetz.* Kommentar für die politische Bildung, 8. Aufl., Neuwied 1991, S. 154, 181).

369 Marx (wie Anm. 16), S. 791.

370 Tucholsky (wie Anm. 162), S. 98; s. auch Mandel (wie Anm. 147), S. 107f.

Hier sei historisch nur an das Bündnis des deutschen Großkapitals mit dem Nazifaschismus[371] oder an den vom US-amerikanischen Kapital gestützten Militärputsch in Chile[372] erinnert. Man kann es frei heraus gestehen: Dieser kapitalistische Fundamentalismus kann einem schon gehörig den Spass verderben und die Vorfreude empfindlich dämpfen. Da dieser Fundamentalismus gegen Argumente immun ist, muss man sich am Ende wohl doch die Option der Gewalt offenhalten, »denn an die dumme Stirn gehört, als Argument, von Rechtswegen die geballte Faust.«[373] Andererseits wäre es ja auch recht naiv, davon auszugehen, dass die herrschende Klasse widerstandslos ihrer eigenen Abschaffung zustimmt.

4. Fazit

Im ersten Durchgang durch die Wachstumslogik hatte sich gezeigt, dass es sich bei dieser Logik keineswegs um ein praktikables, geschweige denn sinnvolles Lebensmodell handelt. Daraufhin wurde dann im zweiten Durchgang der Frage nachgegangen, wie es denn überhaupt zu einer so unsinnigen Logik kommen konnte und worum es denn tatsächlich bei dieser Logik geht. Solcherart wurde die spezifisch ökonomische Struktur der Wachstumslogik systematisch entwickelt; dabei entpuppte sich die Wachstumslogik wesentlich als Logik der Akkumulation des Kapitals. Damit war das eigentliche Prinzip der Wachstumslogik entdeckt, von dem aus auch die Funktionsweise der auf dieser Logik beruhenden Wirtschaftsordnung theoretisch rekonstruiert werden musste. Diese Rekonstruktion führte dann zu der Erkenntnis, dass die Wachstumslogik auch als ökonomisches Modell letztlich sowohl *absurd* als auch *dysfunktional* ist. Absurd, weil die zu ihr gehörende Unterordnung der realen Bedürfnisse der Menschen unter den permanenten Zwang zum Verkauf das schier unglaubliche Phänomen des Mangels aus Überfluss gebiert, dysfunktional, weil gerade dadurch der eigentliche Zweck des Wirtschaftens

371 Vgl. Radt (wie Anm. 150), S. 102ff.

372 Vgl. Eberle/Schäppi (wie Anm. 296), S. 117f. In diesem Sinne bemerkt Marx: »Die Zivilisation und Gerechtigkeit der Bourgeoisordnung tritt hervor in ihrem wahren, gewitterschwangern Licht, sobald die Sklaven in dieser Ordnung sich gegen ihre Herren empören. Dann stellt sich diese Zivilisation und Gerechtigkeit dar als unverhüllte Wildheit und gesetzlose Rache. Jede neue Krisis im Klassenkampf zwischen dem Aneigner und dem Hervorbringer des Reichtums bringt diese Tatsache greller zum Vorschein«, Marx, K.: Der Bürgerkrieg in Frankreich, in: Marx-Engels-Werke (MEW), Bd. 17, Berlin 1962, S. 355.

373 Nietzsche (wie Anm. 49), S. 255; vgl. Tucholsky (wie Anm. 162), S. 89f.

periodisch verfehlt wird und es so nicht zur ökonomischen Befriedung kommen kann.

Dabei soll nicht unterschlagen werden, dass es gerade die Wachstumslogik gewesen ist, die durch ihre Dynamik objektiv die materiellen Voraussetzungen dafür geschaffen hat, dass allen Menschen die Güter, deren sie notwendig bedürfen, bereitgestellt werden könnten. Allerdings ist sie selbst eben zur Realisierung dieser Möglichkeit, zur Umsetzung der enormen Wirtschaftskraft in allgemeinen Wohlstand, unfähig: »Unter Bedingungen von teilweisem Überfluss ad absurdum geführt, rächt sich die Marktwirtschaft an denjenigen, die sie um jeden Preis erhalten wollen, indem sie die Irrationalität des gesamten Wirtschaftssystems gewaltig steigert.«[374] Offensichtlich bewahrheitet sich auch am Kapitalismus die von Mephisto prägnant formulierte Dialektik des historischen Prozesses: »Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage.«[375] Der frappante Widerspruch zwischen dem erreichten Niveau der Produktivkräfte und den darin schlummernden sozialen Möglichkeiten einerseits und der Permanenz der zahllosen Krisenerscheinungen andererseits lässt für jeden Unbefangenen nur den Schluss zu, dass der Kapitalismus in zivilisatorischer Hinsicht auf dem letzten Loch pfeift. Es trifft somit heute auf den Kapitalismus das Urteil zu, welches Marx damals über die »deutschen Zustände« gefällt hat: » … der Geist jener Zustände ist widerlegt. An und für sich sind sie keine *denkwürdigen* Objekte … Die Kritik für sich bedarf nicht der Selbstverständigung mit diesem Gegenstand, denn sie ist mit ihm im reinen.«[376]

Allerdings geht nun die objektiv mögliche und sogar notwendige Alternative zu diesem Auslaufmodell nicht automatisch aus der agonalen Krise des Kapitalismus hervor; vielmehr ist diese Alternative zu ihrer Verwirklichung auf die bewusste Einsicht und die tatkräftige Unterstützung der großen Mehrheit der Bevölkerung angewiesen. Schließlich hat die gesellschaftliche Entwicklung nicht den Charakter eines Naturgesetzes, sondern den einer *Tendenz*, welche zu ihrer Entscheidung eben »des eingreifenden subjektiven Faktors« bedarf.[377] Aber gerade hier besteht gegenwärtig das entscheiden-

374 Mandel, E.: *Revolutionäre Strategien im 20. Jahrhundert,* Wien/München/Zürich 1978, S. 31.

375 Goethe (wie Anm. 60), S. 55 (Vers 1976).

376 Marx (wie Anm. 190), S. 380.

377 Bloch (wie Anm. 84), S. 146. – Da heute angesichts der objektiven Voraussetzungen der »subjektive Faktor« entscheidet, handelt es sich auch bei der Vorstellung, eine prinzipielle Alternative zum Kapitalismus sei nicht möglich, im Grunde um nichts anderes als um eine Sich-selbst-erfüllende-Prophezeiung! Es ist also diese Vorstellung selbst, die das entscheidende Hindernis auf dem Weg zur Überwindung des Kapitalismus bildet.

de Manko, denn die nötige Einsicht in die grundlegenden ökonomischen Zusammenhänge und ihre strukturellen Abwegigkeiten stellt sich alles andere als von selbst ein. Daraus erhellt die immense Bedeutung der ökonomischen Aufklärung, deren vorrangige Aufgabe es ist, das öffentliche Bewusstsein erst einmal wieder mit dem ABC des Kapitalismus vertraut zu machen. Es mangelt heute nämlich nicht so sehr an der Kenntnis detaillierter Fakten, sondern vor allem an ihrer fundierten theoretischen Einordnung, um so für das Verständnis des Gesamtprozesses einen roten Faden zu gewinnen. Genau dies vermag der auf Marx zurückgehende Erklärungsansatz zu leisten; er erlaubt sowohl die Entwicklung des Kapitalismus in ihrer Spezifität zu erfassen als auch ihre Absurditäten und Widersprüche kohärent und konsistent zu rekonstruieren. Dabei soll natürlich nicht behauptet werden, dass für das Verständnis der diversen sozialen Phänomene die Kapitalismusanalyse alles ist, aber ohne diese Analyse schwebt jeder ernsthafte Verständnisversuch in der Luft und ist so von vornherein zum Scheitern verurteilt. Wenn auch der konsequente Bezug auf den Kapitalismus als Grund der Probleme gelegentlich platt erscheinen mag, so kann man doch nur mit der Brecht'schen Frage erwidern: »Vielleicht platt, aber wie, wenn wahr?«[378] Doch wie gelingt es dem Kapitalismus überhaupt, die Wahrheit über sich selbst so hartnäckig zu verbergen?

378 Brecht, B.: Gespräche mit jungen Intellektuellen, in: ders.: *Werke* (Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe), hrsg. von W. Hecht u. a., Bd. 23, Berlin/Weimar/Frankfurt a. M. 1993, S. 103.

IV. Der Wachstumsfetisch

1. Die verzauberte Welt

Die Frage, wie es der Kapitalismus schafft, sein eigenes Wesen zu verhüllen, wird zum Ausgangspunkt des vorliegenden Büchleins zurückführen, denn ihre Beantwortung wird verständlich machen, wie es überhaupt möglich ist, dass alle Welt ganz selbstverständlich von der Notwendigkeit des Wachstums überzeugt ist, obwohl doch die denkende Betrachtung zu einem ganz anderen Ergebnis kommt. Zur Aufklärung und damit Aufhebung dieser Selbstverständlichkeit muss noch einmal das Phänomen der Ware – als der »Elementarform«[379] des kapitalistischen Reichtums – in den Blick genommen werden: Entgegen dem ideologischen Wischiwaschi ist und bleibt nämlich die *wahre Logik* des Kapitalismus die *Waren-Logik*,[380] schließlich handelt es sich beim Kapitalismus ja nicht von ungefähr um verallgemeinerte Warenproduktion.

Die Tücken dieser Logik hatten sich ja bereits bei der Verdopplung der Ware in Ware und Geld und dann bei der verblüffenden Konstellation des Mangels aus Überfluss gezeigt. Doch damit sind ihre Merkwürdigkeiten noch nicht erschöpft. Diese hängen nicht mit der Ware zusammen, sofern es sich bei ihr um einen Gebrauchswert handelt, denn als Gebrauchswert ist sie lediglich ein konkretes nützliches Ding zur Befriedigung irgendeines menschlichen Bedürfnisses und damit basta. Bis hierhin ist noch alles klar und durchsichtig: »Soweit sie (die Ware, P. R.) Gebrauchswert, ist nichts Mysteriöses an ihr.«[381] Vertrackt wird die ganze Sache erst durch die Warenform selbst und das entsprechende Wertverhältnis der produzierten Gegenstände. Die Warenform der Arbeitsprodukte besagt ja, dass die Produkte für den Tausch (den Verkauf) bestimmt sind und so nicht mehr unmittelbar der Bedürfnisbbefriedigung des Produzenten dienen, sondern der Befriedigung der Bedürfnisse anderer. Damit handelt es sich bei der warenproduzierenden Arbeit dem Inhalt nach um *gesellschaftliche* Arbeit, um Arbeit für andere; diese wird aber in der Form von *Privat*arbeit geleistet, da ja jeder zunächst unabhängig von den anderen nach seinem eigenen Gutdünken produziert. Es wurde oben dargelegt, dass sich unter diesen Bedingungen der gesellschaftliche Charakter der Arbeit – das

379 Marx (wie Anm. 16), S. 49.
380 Vgl. Mandel (wie Anm. 53), S. 722 und Lukács (wie Anm. 160), S. 170ff.
381 Marx (wie Anm. 16), S. 85.

Verhältnis der individuellen Arbeit zur gesellschaftlichen Gesamtarbeit – eben im Wert und als Wert der Arbeitsprodukte manifestiert, so dass dann über den Wert die für die Reproduktion der Gesellschaft notwendige Korrespondenz zwischen den Bedürfnissen und der verfügbaren Gesamtarbeitskraft geregelt wird.

Der Wert selbst ist derart wesentlich ein *gesellschaftliches Verhältnis*, ein Verhältnis zwischen Personen, allerdings ein »unter dinglicher Hülle verstecktes Verhältnis.«[382] Dem Wert selbst ist seine gesellschaftliche Qualität nämlich nicht anzusehen, da er ja nur im Austausch existiert und auch nur im Austausch zum Vorschein kommt, also nur in der Beziehung einer Ware auf eine andere Ware: Wenn sich im Austausch z. B. zeigt, dass Ware A so viel wert ist wie Ware B, dann erscheint der Wert der Ware A in der konkreten sinnlichen Gestalt der Ware B, die in diesem Fall nur als Tauschwert gilt. Auf diese Weise erscheint also der Wert – obwohl eigentlich ein gesellschaftliches Verhältnis – in der Naturalform einer Ware, in einem Ding. Dadurch entsteht der Schein, als sei der Wert eine natürliche Eigenschaft der Dinge selbst, es entsteht der Schein, als hätten die Dinge von Natur aus einen Wert: »Das Geheimnisvolle der Warenform besteht also einfach darin, dass sie den Menschen die gesellschaftlichen Charaktere ihrer eignen Arbeit als gegenständliche Charaktere der Arbeitsprodukte selbst, als gesellschaftliche Natureigenschaften dieser Dinge zurückspiegelt, daher auch das gesellschaftliche Verhältnis der Produzenten zur Gesamtarbeit als ein außer ihnen existierendes gesellschaftliches Verhältnis von Gegenständen. Durch dies Quidproquo werden die Arbeitsprodukte Waren, sinnlich übersinnliche oder gesellschaftliche Dinge.«[383]

Diese für die Warenwelt charakteristische Verkehrung findet ihre Vollendung, sobald die gesellschaftlichen Verhältnisse nicht mehr nur in Eigenschaften der Dinge verwandelt sind, sondern selbst in ein Ding.[384] Das geschieht mit der Herausbildung des Geldes, also »sobald die allgemeine Äquivalentform mit der Naturalform einer besondren Warenart verwachsen oder zur Geldform kristallisiert ist. Eine Ware scheint nicht erst Geld zu werden, weil die andren Waren allseitig ihre Werte in ihr darstellen, sondern sie scheinen umgekehrt allgemein ihre Werte in ihr darzustellen, weil sie Geld ist… Ohne ihr Zutun finden die Waren ihre eigne Wertgestalt fertig vor als einen außer und neben

382 Ebd., S. 88 Fn. 27. Vgl. dazu auch Kühnl, R. (Hg.): *Geschichte und Ideologie,* Reinbek bei Hamburg 1973, S. 222ff.

383 Marx (wie Anm. 16), S. 86.

384 Vgl. Marx (wie Anm. 29), S. 835.

ihnen existierenden Warenkörper. Diese Dinge, Gold und Silber, wie sie aus den Eingeweiden der Erde herauskommen, sind zugleich die unmittelbare Inkarnation aller menschlichen Arbeit. Daher die Magie des Geldes.«[385] Im Geld erhält der Wert der Waren ein eigenes, selbständiges Dasein, was ungefähr genauso verrückt ist, als wenn es neben den ganzen konkreten Tieren, die es auf der Welt gibt, auch noch das Tier an sich gäbe: »Geld ist aber die reale Existenz dieser Verrücktheit.«[386] Daher bedeutet sein Besitz ja auch sehr reale gesellschaftliche Macht.

Mit der Verwandlung des Geldes in Kapital wird schließlich die Verkehrung der Verhältnisse endgültig befestigt: Das Geld scheint nun an sich selbst nicht mehr nur schon Wert zu sein, sondern sogar sich selbst verwertender Wert. Diese »Kapitalmystifikation« kommt in ihrer »grellsten Form«[387] im zinstragenden Kapital zum Vorschein, da im Zins alle Spuren seiner Herkunft aus dem gesellschaftlichen Mehrwert ausgelöscht sind, so dass es sich hier bloß um das reine Selbstverhältnis des Geldes zu handeln scheint, nämlich um Geld, das sich quasi von ganz allein vermehrt: »Das Kapital erscheint als mysteriöse und selbstschöpferische Quelle des Zinses, seiner eigenen Vermehrung. Das *Ding* (Geld, Ware, Wert) ist nun als bloßes Ding schon Kapital, und das Kapital erscheint als bloßes Ding; das Resultat des gesamten Reproduktionsprozesses erscheint als eine, einem Ding von selbst zukommende Eigenschaft … Es wird ganz so Eigenschaft des Geldes, Wert zu schaffen, Zins abzuwerfen, wie die eines Birnbaums, Birnen zu tragen.«[388]

Was bleibt denn nun als entscheidendes Resultat dieser Überlegungen? Es ist für die auf verallgemeinerter Warenproduktion beruhende Gesellschaftsform, also die kapitalistische Produktionsweise, kennzeichnend, dass ihre spezi-

385 Marx (wie Anm. 16), S. 107.

386 Heinrich (wie Anm. 134), S. 76.

387 Marx (wie Anm. 29), S. 405.

388 Ebd., s. a. S. 412. Als Kapital verwandelt sich der Wert so in ein »automatisches Subjekt« (Marx, wie Anm. 16, S. 169). – Daher kommt auch die – im Grunde natürlich ganz unsinnige – Aufforderung, man solle sein Geld nicht brachliegen, sondern *für sich arbeiten lassen*! – Heinrich (wie Anm. 134, S. 158) weist treffend darauf hin, dass das zinstragende Kapital Gegenstand einer Reihe von »verkürzten Kapitalkritiken« bildet, »die alle darauf hinauslaufen, nicht das Kapitalverhältnis selbst zu kritisieren, sondern nur die Existenz des Zinses, also den Zusammenhang zwischen Zins und Kapitalverhältnis auszublenden.« Diese Kritiken verkennen völlig die für den Kapitalismus typische Kreditform, bei der der Kredit der Bereicherung der Schuldner dient (indem diese das Geld in Kapital verwandeln) (ebd., S. 154f., 166f.). Der Kredit fungiert also als Moment der Kapitalakkumulation, so dass die Beschränkung der Kritik auf den Zins als Wucher lediglich verrät, dass diese Kritiker geistig noch nicht über das Mittelalter hinausgekommen sind.

fischen gesellschaftlichen Verhältnisse in einer ganz bestimmten Form in Erscheinung treten: »Es ist … das bestimmte gesellschaftliche Verhältnis der Menschen selbst, welches hier für sie die phantasmagorische (trügerische, P. R.) Form eines Verhältnisses von Dingen annimmt.«[389] Diese Verselbständigung und Verdinglichung der gesellschaftlichen Verhältnisse ist das, was Marx den »*Fetischcharakter* der Warenwelt« nennt.[390] Gleich einem Fetisch oder einem Götzen erhalten hier die von den Menschen selbst produzierten Gegenstände ein magisches Eigenleben. Dabei ist dieser Schein selbst durchaus kein bloßer Irrtum, sondern sehr real, denn die Produzenten treten ja in der Tat erst durch den Austausch ihrer Arbeitsprodukte in Kontakt, die gesellschaftlichen Beziehungen der Produzenten realisieren sich ja tatsächlich nur vermittelst der Beziehungen ihrer Arbeitsprodukte. Den Produzenten »erscheinen daher die gesellschaftlichen Beziehungen ihrer Privatarbeiten als das, was sie sind, d. h. nicht als unmittelbar gesellschaftliche Verhältnisse der Personen in ihren Arbeiten selbst, sondern vielmehr als sachliche Verhältnisse der Personen und gesellschaftliche Verhältnisse der Sachen.«[391]

Dieser aus der Struktur der bürgerlichen Produktionsverhältnisse selbst hervorgehende dingliche Schein ist der Grund, warum die kapitalistische Wirtschaftsweise als eine Art »zweite Natur« erscheint,[392] als eine objektive Ordnung, die nicht mehr *spezifischen* Produktionsbedingungen, sondern den Bedingungen *jeder* Produktion, der Produktion überhaupt, zu entspringen scheint. Daher kommt es denn, dass die dem kapitalistischen Horizont entsprechenden Bestimmungen und Kategorien (Ware, Geld, Kapital etc.) »als zeitlose, ewige, allen gesellschaftlichen Formen gemeinsame Kategorien erscheinen.«[393] So verwundert es dann nicht, dass die bürgerliche Nationalökonomie den kapitalistischen Produktionsprozess kurzerhand mit dem Arbeitsprozess als solchem identifiziert und dementsprechend z. B. ganz selbstverständlich die Produktionsmittel insgesamt einfach als Kapital bezeichnet, und zwar immer und überall, ganz unabhängig vom konkreten sozioökonomischen Kontext; das Kapital als gesellschaftliches (Ausbeutungs-)Verhältnis ist hier vollständig mit den Dingen (Produktionsmitteln), durch die es vermittelt wird, verschmolzen. Wie ja die bürgerliche Wirtschafts«wissenschaft« überhaupt »sich nur innerhalb des scheinbaren Zusammenhangs herumtreibt«[394] und im Grunde ge-

389 Marx (wie Anm. 16), S. 86.
390 Ebd., S. 87; vgl. ders. (wie Anm. 103), S. 579.
391 Marx (wie Anm. 16), S. 87; vgl. Heinrich (wie Anm. 134), S. 71f.
392 Dieser Ausdruck stammt von Hegel (wie Anm. 257), S. 301 (§151).
393 Lukács (wie Anm. 160), S. 70.
394 Marx (wie Anm. 16), S. 95 Fn. 32.

nommen nichts anderes macht, »als die Vorstellungen der in den bürgerlichen Produktionsverhältnissen befangenen Agenten dieser Produktion doktrinär zu verdolmetschen, zu systematisieren und zu apologetisieren.«[395]

Steht das Denken ganz im Bann der Erscheinungswelt und wird derart die Erscheinung nicht als Erscheinung durchschaut, so erübrigt sich dann natürlich auch die Frage nach dem, *was* denn da eigentlich erscheint, also die Frage nach dem, was sich denn *hinter* der Erscheinung verbirgt. Daher geht es dem bürgerlichen Denken generell nicht mehr um das Wesen und das Warum der gesellschaftlichen Zusammenhänge, sondern lediglich um das technische *Wie* ihres äußeren Funktionierens. Damit wiederum entspricht dieses Denken voll und ganz den bürgerlichen Verhältnissen selbst, da diese ja in ihrer Verdinglichung auch nur der Logik technologischer Rationalität zu folgen scheinen. Wenn nun die Verhältnisse als objektiver sachlicher Zusammenhang erscheinen, dessen strukturelle Beziehungen den Regeln technisch-rationeller Logik gehorchen, wenn damit das eigentlich Gesellschaftliche als möglicher Gegenstand des Denkens hinter dieser objektiven Fassade verschwindet, dann ist auch die bereits erwähnte, den politischen Diskurs beherrschende Vorstellung, es gebe zur bestehenden Ordnung keine qualitative Alternative, nahezu unvermeidlich. Wie sollte es denn auch zur naturgemäßen Ordnung und zur Verkörperung der Vernunft eine sinnvolle Alternative geben? Ebenso ist klar, warum Störungen des ökonomischen Prozesses immer auf persönliches Fehlverhalten zurückgeführt werden, wie dies z. B. bei der leidigen Debatte um die »Gier« der Manager der Fall ist.

Durch den Fetischismus der Verhältnisse, durch den Schein, als handele es sich bei diesen Verhältnissen um eine objektive vernünftige Ordnung, entsteht tendenziell »ein Muster *eindimensionalen Denkens und Verhaltens*, worin Ideen, Bestrebungen und Ziele, die ihrem Inhalt nach das bestehende Universum von Sprache und Handeln transzendieren, entweder abgewehrt oder zu Begriffen dieses Universums herabgesetzt werden.«[396] In diesem Horizont stellen sich daher die geltenden ökonomischen Verkehrsregeln als objektive Notwendigkeit dar, die sich gegenüber den Menschen als vermeintlicher Sachzwang durchsetzt. Derart konstituiert die Verselbständigung der gesellschaftlichen Verhältnisse einen Entfremdungszusammenhang, in dem Subjekt und Objekt der gesellschaftlichen Bewegung *vertauscht* sind, also ei-

395 Marx (wie Anm. 29), S. 825, s. a. S. 838f., vgl. dazu Hofmann, W.: Das Elend der Nationalökonomie, in: ders.: *Universität, Ideologie, Gesellschaft.* Beiträge zur Wissenschaftssoziologie, Frankfurt a. M. 1968, S. 117ff.

396 Marcuse (wie Anm. 45), S. 32; vgl. dazu Mandel (wie Anm. 46), S. 445ff.

nen Zusammenhang, in dem die Verhältnisse autonom sind und den Menschen das Gesetz des Handelns vorgeben. Die Menschen werden so zu passiven Zuschauern ihrer eigenen Verhältnisse, »unter deren Kontrolle sie stehen, statt sie zu kontrollieren.«[397] Das zeigt sich dann immer wieder besonders deutlich am Phänomen der (Wirtschafts-)Krisen, die praktisch wie eine Naturgewalt über die Menschen hereinbrechen, denen dann ihrerseits nichts anderes übrigzubleiben scheint, als völlig hilflos und ohnmächtig nur noch auf das zu reagieren, was »die Märkte machen«! Diese objektive Macht der Verhältnisse bildet nun auch den Hintergrund der Wachstumslogik: Auch das Wachstum als strukturelle Notwendigkeit des Kapitalismus erscheint eben als allgemeine Notwendigkeit des Wirtschaftens, woraus sich jetzt die Selbstverständlichkeit erklärt, mit der die Forderung nach permanentem Wachstum gesellschaftlich akzeptiert wird.[398] In der Rede vom Wachstums*fetisch* ist dieser Zusammenhang also präzise und treffend auf den Punkt gebracht.[399]

Mit der Verdinglichung der sozialen Verhältnisse ist nun allerdings das Versteckspiel des Kapitalismus noch nicht vorbei. Es könnte ja so sein, dass die Verhältnisse zwar als sachlicher Zusammenhang erscheinen, dass sie ansonsten aber in dieser Erscheinung ihr eigentliches Sein offenbaren und damit als ein System der Ausbeutung sichtbar werden. Dagegen jedoch hatte sich ja schon beim Wachstum gezeigt, dass es selbst nicht nur überhaupt die bloße Erscheinung eines Zugrundeliegenden ist, sondern dass sich darüber hinaus in dieser Erscheinung das, worum es eigentlich geht – nämlich die Akkumulation des Kapitals –, gerade nicht offenbart, sondern verbirgt und dem Blick entzieht. Diese phänomenale Verkehrung und Verschleierung der wirklichen Zusammenhänge verweist auf die generelle *Mystifikation* der realen kapitalistischen Verhältnisse als Grundzug ihrer Erscheinungsweise. Bei dieser Mystifikation spielt nun die Form der Arbeit als *Lohnarbeit* eine fundamentale Rolle.[400] Wie die Analyse des kapitalistischen Produktionsprozesses

397 Marx (wie Anm. 16), S. 89; vgl. ders. (wie Anm. 29), S. 839.

398 Vgl. Altvater (wie Anm. 13), S. 27.

399 Genauso verhält sich die Sache auch beim Konsumfetisch: Der Konsumterror erscheint als objektive Bedingung jeder gut funktionierenden Wirtschaft.

400 Vgl. Heinrich (wie Anm. 134), S. 179ff. – Dass die Lohnarbeit als natürliche Form der Arbeit erscheint, hängt wieder mit der Verdinglichung selbst zusammen, also damit, dass die stofflichen Bestandteile des Produktionsprozesses – Arbeit, Produktionsmittel und Boden – mit ihren kapitalistischen Formbestimmungen – Lohnarbeit, Kapital und Grundeigentum – zusammenfallen. Durch die für die Lohnarbeit charakteristische Trennung der Arbeit von ihren Arbeitsbedingungen erscheint dann auch der, der Arbeit *gibt*, nämlich der Arbeiter, als »Arbeit*nehmer*« und der, der Arbeit *nimmt*, nämlich der Unternehmer, als »Arbeit*geber*«.

ergeben hat, ist der Lohn eigentlich nichts anderes als die Bezahlung des Werts der Ware Arbeitskraft, die der Arbeiter dem Unternehmer verkauft. Wie aber schon der Name Arbeitslohn anzeigt, erscheint der Lohn nicht als Gegenwert der Arbeitskraft, sondern als Bezahlung des Werts der *Arbeit*;[401] und so stellt sich die Sache ja auch für den Arbeiter selbst dar: Er muss soundso lang arbeiten und erhält dann für seine geleistete Arbeit den entsprechenden Lohn. Diese Erscheinungsform hat nun aber entscheidende Bedeutung für die Erscheinung und Oberfläche der kapitalistischen Verhältnisse insgesamt.

Zunächst einmal ergibt sich daraus folgendes: »Die Form des Arbeitslohns löscht … jede Spur der Teilung des Arbeitstags in notwendige Arbeit und Mehrarbeit, in bezahlte und unbezahlte Arbeit aus. Alle Arbeit erscheint als bezahlte Arbeit… Bei der Sklavenarbeit erscheint selbst der Teil des Arbeitstags, worin der Sklave nur den Wert seiner eigenen Lebensmittel ersetzt, den er in der Tat also für sich selbst arbeitet, als Arbeit für seinen Meister. Alle seine Arbeit erscheint als unbezahlte Arbeit. Bei der Lohnarbeit erscheint umgekehrt selbst die Mehrarbeit oder unbezahlte Arbeit als bezahlt. Dort verbirgt das Eigentumsverhältnis das Fürsichselbstarbeiten des Sklaven, hier das Geldverhältnis das Umsonstarbeiten des Lohnarbeiters.«[402] Verschwindet auf diese Weise alle unbezahlte Mehrarbeit, dann kann natürlich auch in keiner Weise mehr von Ausbeutung die Rede sein. Für den Kapitalismus durchaus keine unangenehme Konsequenz: »Auf dieser Erscheinungsform, die das wirkliche Verhältnis unsichtbar macht und grade sein Gegenteil zeigt, beruhn alle Rechtsvorstellungen des Arbeiters wie des Kapitalisten, alle Mystifikationen der kapitalistischen Produktionsweise, alle ihre Freiheitsillusionen, alle apologetischen Flausen der Vulgärökonomie.«[403] Wenn nämlich der Arbeiter den gesamten Wert, den er durch seine Arbeit geschaffen hat, selbst erhält, dann kann logischerweise der zusätzliche Wert, den der Unternehmer sich als Gewinn aneignet, nicht mehr vom Arbeiter stammen. Der Gewinn kann damit allem Anschein nach nur die Frucht der eigenen Tätigkeit des Unternehmers selbst sein. Das Kapital als Quelle eines bestimmten Einkommens, nämlich des – auf der Mehrarbeit der Arbeiter beruhenden – Profits, verwandelt sich derart in eine Quelle, aus der dieser

401 Vgl. Heinrich (wie Anm. 134), S. 94ff.

402 Marx (wie Anm. 16), S. 562; vgl. ders. (wie Anm. 103), S. 409.

403 Marx (wie Anm. 16), S. 562; s. a. S. 189f. – Hier liegt dann auch der Grund für die politische Illusion, der Staat – der selbst fetischistisch zu einem selbständigen Subjekt hypostasiert wird – sei lediglich der neutrale Vertreter des allgemeingesellschaftlichen Interesses.

Wertteil selbst *entspringt*; es verwandelt sich aus einer Quelle der Aneignung des Reichtums in eine Quelle des Reichtums selbst.[404]

Es ist ganz offensichtlich dieser Schein, der den Nährboden bildet, auf dem die herrschende bürgerliche *Leistungs*ideologie entstehen konnte und dem sie ihre scheinbare Plausibilität verdankt, denn wenn scheinbar jedes Einkommen auf eigener Arbeit beruht, dann reflektieren die Einkommens- und Vermögensunterschiede ja lediglich die unterschiedlichen Leistungen, die die einzelnen Menschen erbracht haben; und dass der, der mehr leistet, auch mehr hat, ist doch nur mehr als recht und billig.[405] Hier wird wieder einmal das, was an den Verhältnissen liegt, unmittelbar den Menschen selbst zugeschoben. Wie ja überhaupt die Anthropologisierung der gesellschaftlichen Verhältnisse ein beliebter Gemeinplatz des bürgerlichen Denkens ist.[406] Danach soll ja die kapitalistische Konkurrenz- und Ellbogengesellschaft gerade der angemessene Ausdruck des natürlichen Egoismus der Menschen sein. Genau deshalb sei wiederum der Sozialismus eine notwendig zum Scheitern verurteilte Utopie, da er eben zu leugnen versuche, dass die Menschen von Natur aus nur auf ihre eigenen Interessen bedacht sind. Ganz abgesehen davon jedoch, dass ja auch der Sozialismus auf persönlichen *Interessen* beruht – nur nicht auf denen der Unternehmer, sondern auf denen der Arbeiter, also der großen Mehrheit der Bevölkerung –, wäre es doch genau genommen gerade dann, wenn der Mensch tatsächlich eine so selbstsüchtige Natur hätte, nicht besonders ratsam und

404 Der Schein, als bringe jeder der drei »Produktionsfaktoren« (Arbeit, Produktionsmittel und Boden in der Form von Lohnarbeit, Kapital und Grundeigentum) den ihm jeweils zufallenden Wertteil (Arbeitslohn, Profit und Grundrente als sogenannte »Faktoreinkommen«) auch selbst hervor, manifestiert sich in dem Dreierschema: Kapital – Profit, Boden – Grundrente, Arbeit – Arbeitslohn. Dieses Schema, dessen scheinbare Zusammenhänge für die Oberfläche der kapitalistischen Gesellschaft konstitutiv sind, nennt Marx (wie Anm. 29, S. 822ff.) die »trinitarische Formel« (S. 822), in der sich die Mystifikation der kapitalistischen Produktionsweise vollendet (S. 838). Darüber hinaus erzeugt »der wirkliche Produktionsprozess, als Einheit des unmittelbaren Produktionsprozesses und des Zirkulationsprozesses, … neue Gestaltungen, worin mehr und mehr die Ader des innern Zusammenhangs verlorengeht« (S. 836); dazu gehören z. B. die Verwandlung des Mehrwerts in Profit, der Ausgleich des Profits zum Durchschnittsprofit usw. Vgl. Huar, U. /Fechner, G.: *Marx und Engels über Politik,* Berlin 1985, S. 137ff.

405 Diese Argumentation geht theoriegeschichtlich zurück auf John Locke, der eben genau diesen Zusammenhang von Besitz und eigener Arbeit behauptet hat, Locke, J.: *Zwei Abhandlungen über die Regierung* (1689), übersetzt von H. J. Hoffmann, hrsg. und eingeleitet von W. Euchner, 7. Aufl., Frankfurt a. M. 1998, S. 215ff. (5. Kap. der Zweiten Abhandlung).

406 Vgl. Mandel (wie Anm. 46), S. 442.

klug, diese asozialen Instinkte auch noch strukturell zu provozieren, wie dies bei der Institutionalisierung des kapitalistischen Konkurrenzsystems und der dazugehörenden Habenorientierung der Fall ist.[407]

Im übrigen ist der Versuch, die bürgerlichen Verhältnisse aus der Natur des Menschen zu erklären, sowieso grundsätzlich zweifelhaft, und zwar sowohl soziologisch als auch anthropologisch. Soziologisch ergibt sich immerhin das methodische Problem, wie es denn gelingen soll, gesellschaftliche *Veränderungen* und Umbrüche aus einer *konstant* wirkenden Natur zu erklären;[408] anthropologisch wiederum bedeutet die Reduzierung der menschlichen Natur auf egoistische Triebe und Bestrebungen eine eklatante Verkennung und Missachtung ihrer prinzipiellen Vieldeutigkeit und Widersprüchlichkeit. In der Tat ist der Mensch nämlich »viel zu komplex, als dass sich seine sogenannte Natur auf einen einfachen Nenner zurückführen ließe. … Leben und Tod, Hunger und Liebe, die Last der Arbeit und die Lust der Libido, Aggressionen und Sympathie sich selber und seinen Mitmenschen gegenüber, Streben nach Solidarität, Genossenschaft und Brüderlichkeit, aber auch der Drang nach Herrschaft und Macht wohnen in derselben Brust.«[409] Angesichts dieser schillernden Natur dürfte klar sein, dass sich mit dem unmittelbaren Rekurs auf die Natur des Menschen alles und damit nichts begründen lässt. Wenn im Menschen sowohl die Tendenz zu *haben* als auch die Tendenz zu *sein* vorhanden sind, dann sieht der wirkliche Zusammenhang wohl doch eher so aus, »dass die Gesellschaftsstruktur und deren Werte und Normen darüber entscheiden, welche von beiden Möglichkeiten dominant wird.«[410]

So ist ja auch das Problem der bürgerlichen Gesellschaft nicht, dass sie auf dem natürlichen Eigennutz der Individuen beruht, sondern dass sie diesen Eigennutz maßlos steigert und dadurch pervertiert. Während der natürliche Eigennutz sozusagen ein anthropologisches Faktum ist, handelt es sich bei seiner Steigerung zur Habsucht um das Produkt spezifischer sozialer Verhältnisse.[411] Im Horizont der Verdinglichung jedoch wird dieser von der

407 Vgl. Mandel (wie Anm. 338), S. 263f.

408 Vgl. Mandel, E. /Agnoli, J.: *Offener Marxismus,* Frankfurt a. M. /New York 1980, S. 46f.

409 Flechtheim, O. K.: *Ist die Zukunft noch zu retten?,* Hamburg 1987, S. 16f.

410 Fromm (wie Anm. 33), S. 105. – Genau in diesem Sinne bemerkt Marx: »… das menschliche Wesen ist kein dem einzelnen Individuum inwohnendes Abstraktum. In seiner Wirklichkeit ist es das ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse«, Marx, K.: Thesen über Feuerbach (1845), in: Marx-Engels-Werke (MEW), Bd. 3, 9. Aufl., Berlin 1990, S. 6.

411 Hier sei an die Rousseausche Differenz von Selbstliebe und Selbstsucht erinnert, vgl.

sozio-ökonomischen Struktur der Gesellschaft geformte »Gesellschafts-Charakter« – der dafür sorgt, dass die Mitglieder der Gesellschaft »tun wollen, was sie tun sollen«[412] – unterderhand zur Natur des Menschen hypostasiert, wobei diese angebliche Natur dann ihrerseits wieder als Legitimation der bürgerlichen Gesellschaft erscheint. Diese Methode der Naturalisierung der gesellschaftlichen Prozesse läuft immer nach dem Muster ab, das Friedrich Engels als Grundstruktur des *sozial*darwinistischen Arguments konstatiert hat: »Die ganze darwinistische Lehre vom Kampf ums Dasein ist einfach die Übertragung der Hobbesschen Lehre vom bellum omnium contra omnes und der bürgerlich-ökonomischen von der Konkurrenz … aus der Gesellschaft in die belebte Natur. Nachdem man dies Kunststück fertiggebracht …, so rücküberträgt man dieselben Theorien aus der organischen Natur wieder in die Geschichte und behauptet nun, man habe ihre Gültigkeit als ewige Gesetze der menschlichen Gesellschaft nachgewiesen.«[413] Die Naturalisierung ist so nichts anderes als die logische Konsequenz und Ergänzung der Verdinglichung selbst. Daher ist ja auch die in der Naturalisierung steckende Subreption – die Erschleichung einer (vermeintlichen) Wahrheit durch Hypostasierung – in einer Gesellschaft, deren Phänomenalität gerade von der Struktur der Verdinglichung geprägt ist, nicht ohne weiteres zu durchschauen.

Der Kapitalismus zeigt sich so als wahrer Meister, wenn es darum geht, sein eigentliches Sein zu verbergen; es erscheint eben »in der Konkurrenz alles verkehrt. Die fertige Gestalt der ökonomischen Verhältnisse, wie sie sich auf der Oberfläche zeigt, in ihrer realen Existenz, und daher auch in den Vorstellungen, worin die Träger und Agenten dieser Verhältnisse sich über dieselben klarzuwerden suchen, sind sehr verschieden von, und in der Tat ver-

Fetscher (wie Anm. 323), S. 70f.

412 Fromm (wie Anm. 33), S. 129; vgl. ders. (wie Anm. 34), S. 81ff. Zum Gesellschafts-Charakter des *homo oeconomicus* vgl. Kosík (wie Anm. 15), S. 84ff., 67.

413 Engels, F.: Brief an P. L. Lawrow (12. -17. Nov. 1875), in: Marx-Engels-Werke (MEW), Bd. 34, Berlin 1966, S. 170; dazu ders. (wie Anm. 17), S. 564f., vgl. dazu Fenske, H.: Politisches Denken im 20. Jahrhundert, in: Lieber, H. -J. (Hg.): *Politische Theorien von der Antike bis zur Gegenwart,* Bonn 1991, S. 807f. – Als »Präzedenzfall« der Naturalisierung der bürgerlichen Gesellschaft und ihrer sozialen Hierarchie bezeichnet Domke die vermeintlich »natürliche« Fundierung der sozialen Hierarchie von Mann und Frau (Domke, wie Anm. 32, S. 12ff., 97). Wie man sieht, ist die Anthropologisierung der Verhältnisse nicht nur soziologisch und anthropologisch Unsinn, sondern darüber hinaus auch noch politisch reaktionär. Heutzutage bewegen sich sowohl die neurobiologische Reduktion der Wirklichkeit des Geistes als auch die auf der Genforschung fußende Soziobiologie großenteils in derselben Richtung; vgl. dazu Zudeick, P.: *Tschüss, ihr da oben,* 2. Aufl., München 2009, S. 129ff.

kehrt, gegensätzlich zu ihrer innern, wesentlichen, aber verhüllten Kerngestalt und dem ihr entsprechenden Begriff.«[414] Die der bürgerlichen Rationalisierung entsprechende »Entzauberung der Welt«[415] steht also im Blick auf die bürgerlichen Verhältnisse selbst noch aus. Doch wie ist es denn möglich, dem irreführenden Schein dieser Verhältnisse nicht zu erliegen?

2. Die Entzauberung

Erkenntnis stellt sich nicht von selbst ein. Während sich die herrschenden Vorstellungen, die der Erscheinungsform des Kapitalismus entsprechen, als »gang und gäbe Denkformen« spontan reproduzieren,[416] kostet ihre Überwindung schon einige Mühen und Anstrengungen. Zunächst einmal setzt sie voraus, dass man überhaupt über den eigenen Tellerrand hinausschauen und so buchstäblich den Status des »Idioten« verlassen will.[417] Dieses Aufgeben der Froschperspektive wiederum verlangt offensichtlich eine gewisse Distanz zum alltäglichen Getriebe und seiner vertrauten Routine: »Es hat grosse Vorteile, seiner Zeit sich einmal in stärkerem Maasse zu entfremden und gleichsam von ihrem Ufer zurück in den Ocean … getrieben zu werden. Von dort aus nach der Küste zu blickend, überschaut man wohl zum ersten Male ihre gesammte Gestaltung und hat, wenn man sich ihr wieder nähert, den Vorteil, sie besser im Ganzen zu verstehen, als Die, welche sie nie verlassen haben.«[418] Das Medium, in dem und durch das sich dieses Überschreiten der gewohnten Grenzen vollzieht, ist nun nichts anderes als das *Denken*: »Denken heißt Überschreiten.«[419] Es führt kein Weg daran vorbei: Um die bürgerliche Scheinwelt zu durchschauen, muss man nachdenken!

Allerdings unterscheidet sich das hier geforderte Denken in bezeichnender Weise vom bürgerlichen, fetischisierten Denken. Dieses bleibt ja beim unmittelbar Gegebenen als solchem stehen und meint gerade dadurch, die

414 Marx (wie Anm. 29), S. 219.

415 Weber, M.: Vom inneren Beruf zur Wissenschaft, in: ders.: *Soziologie – Weltgeschichtliche Analysen – Politik,* hrsg. und erläutert von J. Winckelmann, Stuttgart 1956, S. 317.

416 Marx (wie Anm. 16), S. 564; Marx spricht in diesem Zusammenhang auch von der »Religion des Alltagslebens« (wie Anm. 29, S. 838; s. a. S. 324f.).

417 Bei den alten Griechen war der einzelne, der sich lediglich um seine eigenen, privaten Angelegenheiten gekümmert und sich nicht auf das Niveau der Polis (der Gesamtheit der Bürger) erhoben hat, der »idiótes«.

418 Nietzsche (wie Anm. 49), S. 349. – Hieraus ließe sich eine gewisse Rechtfertigung des vielgeschmähten Elfenbeinturms ableiten, etwa in dem Sinne: »Wer aber das Getriebe allzu gut kennt, verlernt darüber es zu erkennen«, Adorno (wie Anm. 82), S. 173.

419 Bloch (wie Anm. 97), S. 2 (Bd. 1).

Realität selbst in den Blick zu bekommen und so vor Illusionen gefeit zu sein. Schließlich hält es sich auf diese Weise nur an die reinen Fakten. Doch gerade hier liegt das Problem: Es hatte sich ja gezeigt, dass z. B. das Kapital, gerade wenn es als unmittelbares Faktum genommen wird, als Produktionsmittel erscheint, also als bloßes Ding. Dagegen konnte die Wirklichkeit des Kapitals nur dadurch entdeckt werden, dass seine unmittelbare Gestalt auf ganz spezifische gesellschaftliche Beziehungen zurückgeführt und so seine starre dingliche Hülle als Erscheinung eines zugrunde liegenden antagonistischen Produktionsverhältnisses erkennbar wurde. Die Wirklichkeit ist die Einheit von Wesen und Erscheinung; daher erschöpft sich auch die Wirklichkeit der Fakten nicht in ihrer puren Faktizität.[420] Das einzelne Faktum ist nur in der Vermittlung mit dem sozialen Kontext ein Index der Wirklichkeit: »Isolierte Fakten sind Abstraktionen, künstlich herausgerissene Momente des Ganzen, die erst durch die Einreihung in das entsprechende Ganze Konkretheit und Wahrhaftigkeit erlangen.«[421]

Die soziale Wirklichkeit ist eben mehr als eine bloße Summe von Fakten, die lediglich nachträglich in einen – ihnen selbst äußerlich bleibenden – Zusammenhang gebracht werden. Hier offenbart sich der entscheidende Irrtum der positivistischen Beschränkung auf vermeintlich objektive Fakten: »Wo sie jedoch das Allerkonkreteste gefunden zu haben glaubt, hat sie es gerade am weitesten verfehlt: *die Gesellschaft als konkrete Totalität* … Indem sie daran vorbeigeht, fasst sie etwas völlig Abstraktes als Konkretes an.«[422] Konkret ist nämlich nicht das einzelne, unmittelbare »›Dieses Da‹, konkret ist vielmehr erst das, was in seine Zusammenhänge – als das ›Zusammen-Gewachsene‹ (con-crescere) – gestellt ist.«[423] Indem das bürgerliche Denken – als theoretischer Reflex der Verdinglichung selbst – die gesellschaftliche Realität in lauter isolierte Tatsachen und scheinbar autonome Teilsysteme (Recht, Moral, Politik, Ökonomie usw.) zerlegt, dringt es gerade nicht bis zu

420 Vgl. Kosík (wie Anm. 15), S. 51.

421 Ebd., S. 43; vgl. Lukács (wie Anm. 160), S. 77.

422 Lukács (wie Anm. 160), S. 125.

423 Knopf, J.: Nachwort, in: J. P. Hebel: *Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes,* hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Jan Knopf, Frankfurt a. M. 1984, S. 571. – Bei dieser Bestimmung handelt es sich um den Hegel'schen Begriff des Konkreten. Diesem Begriff entspricht methodologisch die Forderung, erst einmal die Grundlogik einer Gesellschaft zu erfassen und dann den je besonderen Fall mit diesem Allgemeinen zu vermitteln, will man den Sachen auf den Grund gehen und die jeweiligen Probleme an der Wurzel packen.

dieser Realität vor, sondern verbleibt ganz in der »Pseudokonkretheit«,[424] die den Schein für bare Münze nimmt.[425]

Entgegen dieser Fragmentierung der sozialen Wirklichkeit bildet die Gesellschaft in der Tat ein organisches Ganzes, dessen Grundrhythmus und allgemeine (Funktions-) Logik wesentlich von der jeweiligen ökonomischen Struktur abhängen, also von dem jeweiligen »Komplex gesellschaftlicher Beziehungen … , den die Menschen in der Produktion und in ihrer Beziehung zu den Produktionsmitteln einnehmen«.[426] Die ontologische Basis der Gesellschaft ist somit die praktische gegenständliche Aktivität der Menschen, die objektiven gesellschaftlichen Verhältnisse sind nichts anderes als Objektivierungen und Vergegenständlichungen der Menschen selbst.[427] Solcherart erweist sich das Gegebene ebensowohl als Gemachtes, die Tat-Sachen ebensowohl als eine Sache der Tat. Aufgrund der gegenständlichen Praxis der Menschen hat die gesellschaftliche Wirklichkeit immer eine *subjektiv-objektive Struktur*; wegen der in jeder Praxis vorliegenden Vermittlung von Subjekt und Objekt ist die gesellschaftliche Objektivität immer auch und zugleich subjektiv.[428] Daher handelt es sich ja bei der bürgerlichen Verdinglichung der sozialen Verhältnisse auch bloß um einen – wenn auch realen – Schein: Auch die Verdinglichung ist eine bestimmte Weise der Vergegenständlichung, nur eben eine entfremdete.[429]

Diese Erkenntnis ist aber letztlich nur möglich durch ein am dargelegten dialektischen Gesellschaftsbegriff geschultes Denken; nur das dementsprechend selbst dialektische Denken vermag die Dinge in ihren Zusammenhang zu stellen und so ihre Wahrheit zu rekonstruieren, wobei die Dinge nach dieser Rekonstruktion eben anders aussehen als vorher. Wäre dem nicht so, fielen also die Erscheinungsform der Dinge und ihr Wesen unmittelbar zusammen, dann wäre ja auch das vorliegende Büchlein überflüssig. Allerdings ist der Schein der bürgerlichen Gesellschaft am Ende kein rein theoreti-

424 Kosík (wie Anm. 15), S. 9ff.

425 Vgl. ebd., S. 104ff. und Lukács (wie Anm. 160), S. 66, 366f.

426 Kosík (wie Anm. 15), S. 111; s. a. S. 116, 193.

427 Marcuse (wie Anm. 4), S. 29, 41.

428 Vgl. Radt, P.: Philosophie als republikanisch-humanistische Orientierung; in: Mühleisen, H. -O. (Hg.): *Vom Nutzen der Philosophie für die Politik,* Frankfurt a. M. 2000, S. 103f. – Mit Hegel könnte man sagen, dass es darauf ankommt, das gesellschaftliche Sein nicht bloß »als *Substanz*, sondern ebensosehr als *Subjekt* aufzufassen«, Hegel (wie Anm. 42), S. 23.

429 Vgl. Marcuse (wie Anm. 4), S. 15f. Fn. 2. – So konnten ja die herrschenden ökonomischen Kategorien (Ware, Wert, Kapital usw.) als Ausdruck bestimmter zwischenmenschlicher (gesellschaftlicher) Verhaltensweisen aufgedeckt werden.

sches Problem: Dieser Schein kann nur mit der bürgerlichen Gesellschaft selbst aufgehoben werden.[430] Die Fähigkeit der Menschen wiederum, diese Verhältnisse theoretisch und praktisch zu transzendieren, gründet genau in der aufgedeckten dialektischen Verfassung des gesellschaftlichen Seins selbst. Ontologisch spricht also nichts dagegen, dass die Menschen die Verhältnisse so umgestalten, dass sie ihrem Bedürfnis nach einem sinnvollen Leben endlich gerecht werden: »Die wirkliche Genesis ist nicht am Anfang, sondern am Ende, und sie beginnt erst anzufangen, wenn Gesellschaft und Dasein radikal werden, das heißt sich an der Wurzel fassen. Die Wurzel der Geschichte aber ist der arbeitende, schaffende, die Gegebenheiten umbildende und überholende Mensch. Hat er sich erfasst und das Seine ohne Entäußerung und Entfremdung in realer Demokratie begründet, so entsteht in der Welt etwas, das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat.«[431]

Es liegt an uns!

430 Vgl. Marx (wie Anm. 16), S. 94.
431 Bloch (wie Anm. 97), S. 1628 (Bd. 3).

Literaturverzeichnis

Adorno, T. W.: *Eingriffe,* Frankfurt a. M. 1963.

Ders.: *Minima Moralia,* Frankfurt a. M. 1986.

Ders.: *Philosophische Terminologie,* Bd. 2, Frankfurt a. M. 1974.

Ders.: *Theorie der Halbbildung,* Frankfurt a. M. 2006.

Altvater, E.: *Das Ende des Kapitalismus, wie wir ihn kennen,* 3. Aufl., Münster 2006.

Anders, G.: *Die Antiquiertheit des Menschen,* München 1956.

Arendt, H.: *Vita activa,* 2. Aufl., München 2003.

Dies.: Tradition und die Neuzeit, in: Arendt, H.: *Zwischen Vergangenheit und Zukunft.* Übungen im politischen Denken I, hrsg. von U. Ludz, München 1994.

Dies.: Freiheit und Politik, in: Arendt, H.: *Zwischen Vergangenheit und Zukunft.* Übungen im politischen Denken I, hrsg. von U. Ludz, München 1994.

Aristoteles: *Nikomachische Ethik,* übersetzt von F. Dirlmeier, Stuttgart 1992.

Ders.: *Politik*, übersetzt von E. Rolfes, Hamburg 1990.

Bloch, E.: *Das Prinzip Hoffnung,* 3 Bände, 6. Aufl., Frankfurt a. M. 1979.

Ders.: *Über Karl Marx,* 5. Aufl., Frankfurt a. M. 1980.

Ders.: *Experimentum Mundi,* Frankfurt a. M. 1985.

Blumenberg, H.: *Wirklichkeiten, in denen wir leben,* Stuttgart 1999.

Böhme, G.: *Weltweisheit – Lebensform – Wissenschaft,* Frankfurt a. M. 1994.

Brecht, B.: An die Nachgeborenen, in: ders.: *Werke* (Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe), hrsg. von W. Hecht u. a., Bd. 12, Berlin/Weimar/Frankfurt a. M. 1988.

Ders.: Vergnügungstheater oder Lehrtheater?, in: Brecht, B.: *Werke* (Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe), hrsg. von W. Hecht u. a., Bd. 22 (Teil 1), Berlin/Weimar/Frankfurt a. M. 1993.

Ders.: Gespräche mit jungen Intellektuellen, in: Brecht, B.: *Werke* (Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe), hrsg. von W. Hecht u. a., Bd. 23, Berlin/Weimar/Frankfurt a. M. 1993.

Butterwegge, C. /Lösch, B. /Ptak, R.: *Kritik des Neoliberalismus,* Wiesbaden 2007.

Camus, A.: *Der Mythos des Sisyphos,* 6. Aufl., Reinbek bei Hamburg 2004.

Capurro, R.: Martin Heidegger, in: Nida-Rümelin, J. (Hg.): *Philosophie der Gegenwart,* Stuttgart 1991.

Chomsky, N.: *Profit over People.* Neoliberalismus und globale Weltordnung, 9. Aufl., Hamburg/Wien 2004.

Chossudovsky, M.: *Global Brutal,* Frankfurt a. M. 2002.
Das Lexikon der Wirtschaft (Band 414 der »Schriftenreihe« der Bundeszentrale für politische Bildung), Bonn 2004.
Domke, M.: *Leistung & Idylle,* Köln 1999.
Duden: Das Herkunftswörterbuch, in: Der Duden in 10 Bänden, Bd. 7, Mannheim 1963.
Duden: Abiturwissen Geographie, Berlin/Mannheim 2004.
Dülffer, J.: Wir werden den Frieden ausbreiten, in: *Kölner Universitäts-Journal* 1-2003.
Eberle, W. /Schäppi, H.: Radikale Demokratie statt Korporatismus, in: Ringger, B. (Hg.): *Zukunft der Demokratie,* Zürich 2008.
Engels, F.: Umrisse zu einer Kritik der Nationalökonomie (1844), in: Marx-Engels-Werke (MEW), Bd. 1, 15. Aufl., Berlin 1988.
Ders.: Die Lage der arbeitenden Klasse in England (1845), in: Marx-Engels-Werke (MEW), Bd. 2, Berlin 1962.
Ders.: Das Begräbnis von Karl Marx, in: Marx-Engels-Werke (MEW), Bd. 19, Berlin 1962.
Ders.: Dialektik der Natur, in: Marx-Engels-Werke (MEW), Bd. 20, Berlin 1962.
Ders.: Brief an P. L. Lawrow (12. -17. Nov. 1875), in: Marx-Engels-Werke (MEW), Bd. 34, Berlin 1966.
Epikur: *Philosophie der Freude*, Eine Auswahl aus seinen Schriften übersetzt, erläutert und eingeleitet von J. Mewaldt, Stuttgart 1973.
Fenske, H.: Politisches Denken im 20. Jahrhundert, in: Lieber, H. -J. (Hg.): *Politische Theorien von der Antike bis zur Gegenwart,* Bonn 1991.
Fetscher, I.: *Überlebensbedingungen der Menschheit,* 2. Aufl., München 1985.
Ders.: *Der Marxismus.* Seine Geschichte in Dokumenten, 3. Aufl. der einbändigen Ausgabe, München 1983.
Ders.: *Rousseaus politische Philosophie,* 3., überarb. Aufl., Frankfurt a. M. 1980.
Ders. (Hg.): *Grundbegriffe des Marxismus,* 2. Aufl., Hamburg 1979.
Fichte, J. G.: *Erste Einleitung in die Wissenschaftslehre,* in: Bubner, R. (Hg.): Deutscher Idealismus, Stuttgart 1985.
Fiedler, F. u. a.: *Dialektischer und historischer Materialismus,* 4. Aufl., Berlin 1974.
Fisch, H. (Hg.): Fischer Kolleg – Sozialwissenschaften, 7. Aufl., Frankfurt a. M. 1985.
Flechtheim, O. K.: *Ist die Zukunft noch zu retten?,* Hamburg 1987.

Freud, S.: *Das Unbehagen in der Kultur* (zusammen abgedruckt mit dem »Abriß der Psychoanalyse«), Frankfurt a. M. 1988.
Fromm, E.: *Haben oder Sein,* 15. Aufl., München 1986.
Ders.: *Wege aus einer kranken Gesellschaft,* 10. Aufl., Frankfurt a. M. / Berlin/Wien 1981.
Ders.: *Das Menschenbild bei Marx,* Frankfurt a. M. 1963.
Ders.: *Über den Ungehorsam,* 2. Aufl., München 1986.
Gates, B.: *Der Weg nach vorn,* 2. Aufl., München 1997.
Glaser, H.: *Kleine Kulturgeschichte der Bundesrepublik Deutschland 1945-1989,* 2. Aufl., Bonn 1991.
Goethe, J. W.: *Faust*. Der Tragödie erster Teil, Stuttgart 1986.
Ders.: *West-östlicher Divan* (Buch des Sängers: Selige Sehnsucht), in: Goethe, J. W.: *Sämtliche Werke,* I. Abteilung, Bd. 3 (Teil 1), Frankfurt a. M. 1994.
Grefe, C. /Greffrath, M. /Schumann, H.: *attac,* Reinbek bei Hamburg 2003.
Greven, T. /Scherrer, C.: *Globalisierung gestalten,* Bonn 2005.
Häuser, K.: *Volkswirtschaftslehre,* Frankfurt a. M. 1967.
Hegel, G. W. F.: Fragmente über Volksreligion und Christentum (1793/94), in: ders.: *Werke* in zwanzig Bänden, Bd. 1, Redaktion E. Moldenhauer und K. M. Michel, 3. Aufl., Frankfurt a. M. 1994.
Ders.: Phänomenologie des Geistes, in: Hegel, G. W. F.: *Werke* in zwanzig Bänden, Bd. 3, Redaktion E. Moldenhauer und K. M. Michel, 5. Aufl., Frankfurt a. M. 1996.
Ders.: Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften I, in: Hegel, G. W. F.: *Werke* in zwanzig Bänden, Bd. 8, Redaktion E. Moldenhauer und K. M. Michel, 3. Aufl., Frankfurt a. M. 1992.
Ders.: Grundlinien der Philosophie des Rechts (1820), in: Hegel, G. W. F.: *Werke* in zwanzig Bänden, Bd. 7, Redaktion E. Moldenhauer und K. M. Michel, 2. Aufl., Frankfurt a. M. 1989.
Ders.: Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte, in: Hegel, G. W. F.: *Werke* in zwanzig Bänden, Bd. 12, Redaktion E. Moldenhauer und K. M. Michel, 4. Aufl., Frankfurt a. M. 1995.
Heidegger, M.: *Sein und Zeit,* 18. Aufl., Tübingen 2001.
Ders.: *Was heißt denken?,* Stuttgart 1999.
Heinrich, M.: *Kritik der politischen Ökonomie,* 3. Aufl., Stuttgart 2005.
Hesse, H.: *Lektüre für Minuten,* Frankfurt a. M. 1971.
Hesselberger, D.: *Das Grundgesetz.* Kommentar für die politische Bildung, 8. Aufl., Neuwied 1991.
Hodgkinson, T.: *Anleitung zum Müßiggang,* 5. Aufl., Frankfurt a. M. 2006.

Hofmann, W.: Das Elend der Nationalökonomie, in: ders.: *Universität, Ideologie, Gesellschaft.* Beiträge zur Wissenschaftssoziologie, Frankfurt a. M. 1968.

Ders.: Verelendung, in: *Folgen einer Theorie.* Essays über »Das Kapital«von Karl Marx, Frankfurt a. M. 1967.

Horkheimer, M. /Adorno, Th. W.: *Dialektik der Aufklärung,* Frankfurt a. M. 1985.

Horster, D.: *Bloch zur Einführung,* 3. Aufl., Hannover 1980.

Ders.: *Politik als Pflicht,* Frankfurt a. M. 1993.

Hösle, V.: *Philosophie der ökologischen Krise,* München 1991.

Ders.: *Praktische Philosophie in der modernen Welt,* München 1992.

Huar, U. /Fechner, G.: *Marx und Engels über Politik,* Berlin 1985.

Huxley, A.: *Schöne neue Welt,* Frankfurt a. M. 2004.

Jonas, H.: *Das Prinzip Verantwortung,* Frankfurt a. M. 1984.

Ders.: *Das Prinzip Leben,* Frankfurt a. M. 1997.

Kant, I.: Kritik der reinen Vernunft, in: ders.: *Werkausgabe* in zwölf Bänden, Bd. 3/4, herausgegeben von W. Weischedel, 2. Aufl., Frankfurt a. M. 1996.

Ders.: Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, in: Kant, I.: *Werkausgabe* in zwölf Bänden, Bd. 7, herausgegeben von W. Weischedel, 2. Aufl., Frankfurt a. M. 1996.

Ders.: Über den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis, in: Kant, I.: *Werkausgabe* in zwölf Bänden, Bd. 11, herausgegeben von W. Weischedel, 10. Aufl., Frankfurt a. M. 1993.

Kierkegaard, S.: *Entweder-Oder,* 6. Aufl., München 2000.

Knopf, J.: Nachwort, in: J. P. Hebel: *Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes,* hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Jan Knopf, Frankfurt a. M. 1984.

Koch, A. F.: Stationen der klassischen deutschen Philosophie, in: ders. (Hg.): *Die klassische deutsche Philosophie,* München 1989.

Kosík, K.: *Die Dialektik des Konkreten,* Frankfurt a. M. 1986.

Kramm, L.: Politische Ökonomie, in: Mickel, W. (Hg.): Handlexikon zur Politikwissenschaft, Bonn 1986.

Kühnl, R. (Hg.): *Geschichte und Ideologie,* Reinbek bei Hamburg 1973.

Küng, H.: *Existiert Gott?,* 2. Aufl., München 2001.

Kurz, R.: *Marx lesen,* Frankfurt a. M. 2006.

Le Monde diplomatique (Hg.): Atlas der Globalisierung, Berlin 2003.

Lenin, W. I.: Der Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus, in: ders.: *Ausgewählte Schriften* in zwei Bänden, Band I, Berlin 1989.

Ligue Communiste: *Der Sozialismus, den wir wollen,* Westberlin 1974.

Locke, J.: Zwei Abhandlungen über die Regierung (1689), übersetzt von H. J. Hoffmann, hrsg. und eingeleitet von W. Euchner, 7. Aufl., Frankfurt a. M. 1998.

Löwy, M.: *Marxismus und Religion,* Frankfurt a. M. 1990.

Lukács, G.: *Geschichte und Klassenbewusstsein,* Sonderausg., 9. Aufl., Darmstadt/ Neuwied 1986.

Mandel, E.: *Marxistische Wirtschaftstheorie,* Bd. 1, 5. Aufl., Frankfurt a. M. 1978.

Ders.: *Marxistische Wirtschaftstheorie,* Bd. 2, 4. Aufl., Frankfurt a. M. 1979.

Ders.: *Der Spätkapitalismus,* Frankfurt a. M. 1972.

Ders.: E*ntstehung und Entwicklung der ökonomischen Lehre von Karl Marx,* Reinbek bei Hamburg 1982.

Ders.: *Einführung in den Marxismus,* 3. Aufl., Frankfurt a. M. 1984.

Ders.: *Einführung in die marxistische Wirtschaftstheorie,* 22. Aufl., Frankfurt a. M. 1978.

Ders.: *Revolutionäre Strategien im 20. Jahrhundert,* Wien/München/Zürich 1978.

Ders.: *Karl Marx. Die Aktualität seines Werkes,* Frankfurt a. M. 1984.

Ders.: *Macht und Geld,* Köln 2000.

Ders.: Der Mensch ist das höchste Wesen für den Menschen, in: Raddatz, F. J. (Hg.): *Warum ich Marxist bin,* München 1978.

Ders.: Karl Marx und die Krise des Kapitalismus heute, in: *die Internationale* Nr. 19 (1983).

Ders. (Hg.): *Arbeiterkontrolle, Arbeiterräte, Arbeiterselbstverwaltung.* Eine Anthologie, Frankfurt a. M. 1971.

Ders. /Agnoli, J.: *Offener Marxismus,* Frankfurt a. M. /New York 1980.

Mann, T.: *Der Zauberberg,* Frankfurt a. M. 1995.

Ders.: *Tonio Kröger,* 40. Aufl., Frankfurt a. M. 2003.

Ders.: *Betrachtungen eines Unpolitischen,* Frankfurt a. M. 1995.

Marcuse, H.: Beiträge zu einer Phänomenologie des Historischen Materialismus (1928), in: ders.: *Schriften,* Bd. 1, Frankfurt a. M. 1978.

Ders.: *Der eindimensionale Mensch,* 4. Aufl., Neuwied und Berlin 1968.

Ders.: *Ideen zu einer kritischen Theorie der Gesellschaft,* 4. Aufl., Frankfurt a. M. 1970.

Markovic, M.: Entfremdung und Selbstverwaltung, in: *Folgen einer Theorie.* Essays über »Das Kapital« von Karl Marx, Frankfurt a. M. 1967.

Marx, K.: Ökonomisch-philosophische Manuskripte (1844), in: Marx-Engels-Werke (MEW), Bd. 40, 2. Aufl., Berlin 1990.

Ders.: Auszüge aus James Mills Buch »Élémens d'économie politique«, in: Marx-Engels-Werke (MEW), Bd. 40, 2. Aufl., Berlin 1990.
Ders.: Zur Judenfrage (1844), in: Marx-Engels-Werke (MEW), Bd. 1, 15. Aufl., Berlin 1988.
Ders.: Zur Kritik der Hegel'schen Rechtsphilosophie. Einleitung, in: Marx-Engels-Werke (MEW), Bd. 1, 15. Aufl., Berlin 1988.
Ders.: Thesen über Feuerbach (1845), in: Marx-Engels-Werke (MEW), Bd. 3, 9. Aufl., Berlin 1990.
Ders.: *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie,* 2. Aufl., Berlin 1974.
Ders.: Kritik der politischen Ökonomie, in: Marx-Engels-Werke (MEW), Bd. 13, Berlin 1964.
Ders.: Der Bürgerkrieg in Frankreich, in: Marx-Engels-Werke (MEW), Bd. 17, Berlin 1962.
Ders.: *Das Kapital,* Bd. 1, in: Marx-Engels-Werke (MEW), Bd. 23, 19. Aufl., Berlin 1998.
Ders.: *Das Kapital,* Bd. 2, in: Marx-Engels-Werke (MEW), Bd. 24, 11. Aufl., Berlin 1986.
Ders.: *Das Kapital,* Bd. 3, in: Marx-Engels-Werke (MEW), Bd. 25, 14. Aufl., Berlin 1988.
Ders. /Engels, F.: Die deutsche Ideologie (1845/46), in: Marx-Engels-Werke (MEW), Bd. 3, 9. Aufl., Berlin 1990.
Ders. /Engels, F.: Manifest der Kommunistischen Partei, in: Marx-Engels-Werke (MEW), Bd. 4, Berlin 1964.

McChesney, R. W.: Einleitung, in: Chomsky, N.: *Profit over People.* Neoliberalismus und globale Weltordnung, 9. Aufl., Hamburg/Wien 2004.

Mohl, E. T.: Anmerkungen zur Marx-Rezeption, in: *Folgen einer Theorie.* Essays über »Das Kapital«von Karl Marx, Frankfurt a. M. 1967.

Montesquieu: *Vom Geist der Gesetze,* eingeleitet, ausgewählt und übersetzt von K. Weigand, Stuttgart 1989.

Nietzsche, F.: Menschliches, Allzumenschliches I und II, in: ders.: *Kritische Studienausgabe* (KSA), Bd. 2, hrsg. von G. Colli und M. Montinari, München/Berlin/New York 1988.
Ders.: Jenseits von Gut und Böse, in: Nietzsche, F.: *Kritische Studienausgabe* (KSA), Bd. 5, hrsg. von G. Colli und M. Montinari, München/Berlin/New York 1988.
Ders.: Zur Genealogie der Moral, in: Nietzsche, F.: *Kritische Studienausgabe (*KSA), Bd. 5, hrsg. von G. Colli und M. Montinari, München/Berlin/New York 1988.

Otto, K. /Adamek, S.: *Der gekaufte Staat.* Wie Konzernvertreter in deutschen Ministerien sich ihre Gesetze selbst schreiben, Köln 2008.
Perkins, J.: *Bekenntnisse eines Economic Hit Man,* München 2005.
Platon: *Der Staat* (Politeia), deutsch von A. Horneffer, Stuttgart 1949.
Pöggeler, O.: *Hegels Idee einer Phänomenologie des Geistes,* 2., durchgesehene und erw. Auflage, Freiburg/München 1993.
Radt, C.: *Der deutsche Faschismus,* Frankfurt a. M. 1987.
Radt, P.: *Hegels Staatsphilosophie im Spannungsverhältnis zwischen Ideal- und Realpolitik,* Aachen 2003.
Ders.: Philosophie als republikanisch-humanistische Orientierung; in: Mühleisen, H. -O. (Hg.): *Vom Nutzen der Philosophie für die Politik,* Frankfurt a. M. 2000.
Ringger, B.: Der konstruktive Imperativ und das Problem der revolutionären Avantgarde, in: ders. (Hg.): *Zukunft der Demokratie,* Zürich 2008.
Ders.: Die demokratische Bedarfswirtschaft, in: Ringger, B. (Hg.): *Zukunft der Demokratie,* Zürich 2008.
Romberg, Regine: *Athen, Rom oder Philadelphia?* Die politischen Städte im Denken Hannah Arendts, Würzburg 2007.
Rosa, H.: *Beschleunigung,* Frankfurt a. M. 2005.
Rügemer, W.: *Privatisierung in Deutschland.* Eine Bilanz, 2. Aufl., Münster 2006.
Ders.: *Colonia Corrupta,* 5. Aufl., Münster 2006.
Rürup, B.: Fischer Wirtschaftslexikon, 2. Aufl., Frankfurt a. M. 1999.
Russell, B.: *Lob des Müßiggangs,* München 2002.
Sartre, J. -P.: *Das Sein und das Nichts,* 11. Aufl., Reinbek bei Hamburg 2005.
Schiller, F.: Was heisst und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte, in: *Schillers Werke,* Standard-Klassiker-Ausgabe in zehn Bänden, Bd. VII, Hamburg o. J.
Schmitz, H. -G.: *Das Mandeville-Dilemma,* Köln 1997.
Schneider, W.: *Personalität und Pädagogik,* Weinheim 1995.
Schopenhauer, A.: *Aphorismen zur Lebensweisheit,* 15. Aufl., Stuttgart 1990.
Schumann, H.: Die Globalisierung folgt dem falschen Programm, in: ders. /C. Grefe/M. Greffrath: *attac,* Reinbek bei Hamburg 2003.
Simmel, G.: *Philosophie des Geldes* (1900), 3., unveränderte Auflage, München/Leipzig 1920.
Smith, A.: *Der Wohlstand der Nationen* (1776), 10. Aufl., München 2003.
Sontheimer, K./Bleek, W.: *Grundzüge des politischen Systems Deutschlands,* aktualisierte Neuausgabe, Bonn 2002.

Statistisches Bundesamt (Hg.): Datenreport 2004, 2., aktualisierte Aufl., Bonn 2005.
Thesen der IV. Internationale (1985): Für Rätedemokratie und Arbeiterselbstverwaltung, Frankfurt a. M. 1985.
Trotzki, L.: *Der Marxismus und unsere Epoche* (1939), Köln 1963.
Tucholsky, K.: *Panter, Tiger & Co,* Reinbek bei Hamburg 1960.
Ders.: *Politische Texte,* Reinbek bei Hamburg 1971.
Ders.: *Schnipsel,* Reinbek bei Hamburg 1973.
Weber, B.: Zwischen Regulierung und Deregulierung, in: Informationen zur politischen Bildung (Nr. 293/2006): Unternehmen und Produktion.
Weber, M.: Vorbemerkung zu den gesammelten Aufsätzen zur Religionssoziologie, in: ders.: Soziologie – Weltgeschichtliche Analysen – Politik, hrsg. und erläutert von J. Winckelmann, Stuttgart 1956.
Ders.: Vom inneren Beruf zur Wissenschaft, in: Weber, M.: Soziologie – Weltgeschichtliche Analysen – Politik, hrsg. und erläutert von J. Winckelmann, Stuttgart 1956.
Weischedel, W.: *Die philosophische Hintertreppe,* 24. Aufl., München 1994.
Wolf, H.: Marxismus, Produktivkraftentwicklung und Befreiung der Arbeit, in: *die Internationale,* Nr. 19 (1983).
Zudeick, P.: *Tschüss, ihr da oben,* 2. Aufl., München 2009.

Ernest Mandel bei ISP

Ernest Mandel
Die langen Wellen im Kapitalismus
Eine marxistische Erklärung
2. Aufl. 1987, 130 Seiten, Euro 8,50

Ernest Mandel
Macht und Geld
Eine marxistische Theorie der Bürokratie
2000, 318 Seiten, gebunden, Euro 21,50

Ernest Mandel
Marxistische Wirtschaftstheorie
Schriften 1
2007, 818 Seiten, gebunden, Euro 49,80

Ernest Mandel
Oktober 1917 – Staatsstreich oder soziale Revolution?
Zur Verteidigung der Oktoberrevolution
1992, 167 Seiten, Euro 12,50

Ernest Mandel
Der Zweite Weltkrieg
mit einem Anhang zur dt. Ausgabe: „Zum Historikerstreit"
1991, 245 Seiten, Euro 17,50

Über Ernest Mandel

Manuel Kellner
Gegen Kapitalismus und Bürokratie –
zur sozialistischen Strategie bei Ernest Mandel
2009, W&F 22, 464 Seiten, Euro 36,00

Neuer ISP Verlag
Belfortstr. 7, D-76133 Karlsruhe
Tel.: (0721) 3 11 83
e-mail: Neuer.ISP.Verlag@t-online.de

www.neuerispverlag.de